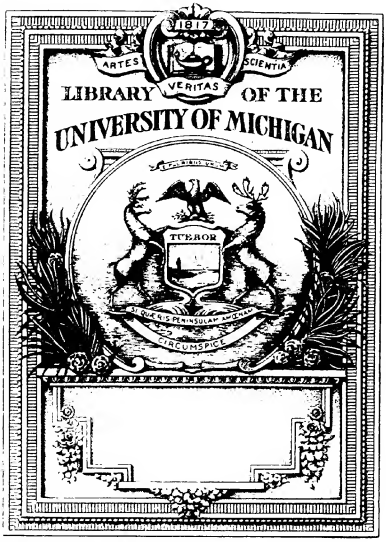
SAGEN DES NECKARTHALS

S — 51 ne



THE GIFT OF
Prof. F. N. Scott

830.8
B11

J. M. Scott

G. ARRIGUE & CHRISTERN
2 BARCLAY ST. NEW YORK
FOREIGN BOOKSELLERS

Sagen

des

Neckarthals, der Bergſtraße

und des

Odenwaldes.

„Ihr Herrn, die Fackel nicht zu nah!
Die Poeſie verhält ſich da,
Wie die Lanterna magica!“

(A. Kopiſch.)

In dem Verlage von Fr. Baſſermann ſind ferner erſchienen:

Darſtellung der geologiſchen Verhältniſſe der am Nordrande des Schwarzwaldes hervortretenden Mineralquellen u. ſ. w. mit einem topographiſchen Plane und einer Zeichnung. Von Fr. A. Walchner, großh. badiſchem Bergrathe und Profeſſor an der polytechniſchen Schule in Karlsruhe. 1 fl. 12 kr. (16 Gg.)

1793. Beitrag zur geheimen Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, mit beſonderer Rückſicht auf Danton und Challier, zugleich als Berichtigung der in den Werken von Thiers und Mignet enthaltenen Schilderungen. Von Fr. Funck. 2 fl. 42 kr. (1 Thr. 16 Gg.)

Die Entſtehungsgeſchichte des Jeſuitenordens, nebſt einem Schlußwort über die neuen Jeſuiten. Nach den Quellen dargeſtellt von Dr. Fr. Kortüm, Profeſſor der Geſchichte in Heidelberg. 1 fl. (16 Gg.)

Schwarzwälder Dorfgeſchichten von Dr. Berthold Auerbach. Zwei Theile. 3 fl. 30 kr. (2 Thlr.)

gift
M. F. R. Haas
9-27-28

Vorwort.

Unsere Pfalz steht keiner deutschen Gegend nach an Erinnerungen aus vergangenen Zeiten, geknüpft an bleibende Reize der unvergänglichen Natur.

Aus vorgeschichtlichen Jahrhunderten herüber gibt der reiche Sagenstoff Kunde von der großartigen Religion unserer Urväter; Götter und Kobolde, Helden und Heldenschatten, sind, aller Bemühungen der Mönche ungeachtet, im Glauben, im Aberglauben, im Munde des Volkes geblieben.

Die Römer kamen an den Rhein und die Geſchichte Deutſchlands meldet in ihren erſten Anfängen von den Bewohnern unſeres Bodens, auf dem alle großen Ereigniſſe jener Epoche ihre Spuren zurückgelaſſen haben. Dem Rheine, dem Neckar, der Bergſtraße entlang finden ſich Trümmer von Römerkaſtellen und am Rande von Odin's Walde, namentlich zu Neuenheim bei Heidelberg, Reſte römiſch-perſiſchen Gottesdienſtes, während die Legenden von dem frühen Siege des Chriſtenthums und der Hingebung ſeiner Verkünder und Bekenner berichten.

Auf unſerem Boden, in Worms, Lorſch, dem Odenwalde und dem Speßhart, wurzeln die Sagen, welche

in dem Nibelungen-Liede vereinigt, den fernen Norden, das Burgunderreich, Attila's Horden und die Völkerwanderung aus einem gemeinſamen dunkeln Hintergrunde hervortreten laſſen.

Die ſchönſten Sagen aus den Zeiten Karls des Großen knüpfen ſich gleichfalls an dieſe Gegend; Eginhard und Emma ruhen in unſerer Erde.

Unſere Städte und Gefilde ſahen glanzvolle Verſammlungen und Reichstage, damals, als unter den Hohenſtaufen Deutſchland an Macht und Ruhm am Höchſten ſtand.

Die Naturschönheiten der Gegend kennt das ganze deutsche Vaterland. Von jeher nennt man die Pfalz den Lustgarten Deutschlands; die fruchtbare Ebene, von dem majestätischen Rheine, dem lieblichen Neckar durchzogen, die romantischen Thäler, die Hügel und Berge, von Reben umsäumt, mit Wald bedeckt, mit Burgruinen geschmückt, ergötzen das Auge, das, wenn es den fast beklemmenden Eindruck imposanter Alpenmassen aufgenommen, mit Wohlgefallen auf sanfteren Reizen ruht.

Die Mittel eines leichten und schnellen Verkehrs, welche die Dampfschifffahrt auf dem Rhein und dem Neckar darbietet, denen sich bald die große Eisenbahn von der Grenze der Schweiz, zwischen dem Rhein,

dem Schwarzwalde und Odenwalde bis nach Frankfurt anschließen wird, lassen einen stärkeren Besuch unserer schönen Gegend voraussehen.

Den Genuß der herrlichen Natur mit den Erzählungen der Sage und der Geschichte zu verbinden, den Reiz des Gesehenen zu erhöhen durch die Anknüpfung an das Geschehene, ist die Aufgabe, welche sich der Herausgeber dieses Buches gesetzt hat. Er sammelte nicht Stoff zum Forschen und Studiren, sondern zum Genießen in dem Augenblicke des Anschauens, zum Nachgenuß in der Erinnerung. Diesem Zwecke entfloß die Wahl der poetischen Form, als entsprechendes Mittel. Die gesammelten Gedichte versah der Herausgeber mit

kurzen hiſtoriſchen Bemerkungen, um dem Leſer den geſchichtlichen Boden in genaueren Umriſſen vor das Gedächtniß zu führen, als es in der Abſicht und der Macht des Dichters liegen kann. Es wird ihn freuen, wenn der Zweck der Sammlung erreicht, wenn manchem Bewohner und Beſucher des anziehenden Landes, wenn namentlich den Muſenſöhnen der Ruperto-Carolina für die Gegend, welche ſie nach allen Richtungen zu durchſchwärmen häufigen Anlaß finden, eine neue Quelle des Genuſſes eröffnet wird, welche ſie zugleich als freundliches Andenken an dieſelbe in die ferne Heimat begleiten, und ihnen in ſpäteren Jahren noch oft die froh und ſorglos durchlebte Jugendzeit in's Gedächtniß zurückrufen möge.

Schließlich findet sich der Unterzeichnete allen Denen verpflichtet, welche ihn bei seiner Sammlung mit Beiträgen unterstützt haben. Mit vorzüglicher Anerkennung und verbindlichem Danke muß er der Liberalität und Zuvorkommenheit erwähnen, womit ihm die Schätze der Heidelberger Bibliothek zur Verfügung gestellt wurden.

Heidelberg, 21. Juni 1843.

Friedrich Baader.

Inhalt.

		Seite
	Vorwort	I—XI
	I. Heidelberg und Umgegend.	
1.	Jetta, von Heribert Rau	3
2.	Der heilige Eberhard, von H. Rau	6
3.	Der Pfalzgraf am Rhein, Volkslied	9
4.	Herzog Otto der Erlauchte und die schöne Welfentochter, von Eduard Duller	11
5.	Maria von Brabant, von H. Rau	26
6.	Churfürst Friedrich der Sieghafte von der Pfalz, Sechs Balladen von E. Duller	32
7.	Aus Peter Harrers Gedicht: Die Hochzeit des Pfalzgrafen Friedrich II. (1535)	58
8.	Heinrich von Valois, Herzog von Anjou, von H. Rau	73
9.	Churfürst Friedrich V. von der Pfalz, der Winterkönig, von E. Duller	78
10.	Die Ahnung, von H. Rau	94

Seite.

11. Der Pfalzgraf, Volkslied (1689) 97
12. Der Blitz, von H. Rau 99
13. Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg und seinem Traum auf der Brücke, worin ein schöner Dialogus zwischen Frau Pallas und Karl Theodor. In der Nacht vor dem Dankfeste, den 26. Juli 1806. Aus einem größeren Gedichte von Cl. Brentano . 103
14. Auf dem Schlosse zu Heidelberg im Julius 1814, von Max von Schenkendorf 120

II. Das Neckarthal

1. Die Sage vom Wolfsbrunnen 127
2. Die Hochzeitfeier, von H. Wenzel 131
3. Die Nonne zu Dallau 139
4. Sechs Romanzen aus der Sage vom Minneberg, von Friedrich Ernst 144
5. Notburga, von Julius Sturm 163
6. Kloster Himmelreich. Erste Legende von A. Kopisch 177
7. Kloster Himmelreich. Zweite Legende von F. W. Krummacher 182
8. Der Graf von Zimmern 186
9. Die 400 Pforzheimer bei Wimpfen Aus einem größeren Gedichte von Carl Fernand 194
10. Die Wassernixe im See bei Wimpfen, von Heinrich Wenzel*) 222
11. Der Weißdorn im Kreuzgewölbe der Stiftskirche zu Wimpfen im Thal, von Ostertag 230

*) Durch einen Druckfehler ist diese Seite mit 322 bezeichnet; wir bitten den Leser, das Versehen zu berichtigen.

Seite.

12. Das Lied vom Hornberg, von J. K. D. P. Reimold 233
13. Die Glocke von Wunnenstein, von Gustav Schwab . 235
14. Karl der Große und der Siebenrohrbrunnen. Kein Volkslied 244
15. Das Grab der letzten Dynasten von Hirschhorn in der St. Kiliankirche zu Heilbronn, von E. Schuler 249
16. Der Graf und die Königstochter 263
17. Kätchen von Heilbronn 270
18. Kloster Maulbronn, von Magenau 273
19. Die Weiber von Weinsberg, von G. Bürger . . . 281
20. Die Sage von der Männertreu. Volkslied 285
21. Der lustige Geiger, von Justinus Kerner 287
22. Die heilige Regiswind von Laufen, von J. Kerner 288
23. Der Riese von Marbach, von Gustav Schwab . . 291
24. Das Klopferle zu Sachsenheim 296

III. Die Bergstraße und der Odenwald.

1. Der Edle von Handschuchsheim. Schildsage 307
2. Das Burgfräulein von Windeck von A. v. Chamisso 316
3. Thassilo in Lorsch. Legende von A. L. Grimm . . 319
4. Heerwisch, von August Kopisch 329
5. Die Sage vom Melibokus 330
6. Walther von Birbach, von K. Simrock 336
7. Georg von Frankenstein. Volkslied 339
8. Der Baum im Odenwald. Volkslied 347
9. An der Riesensäule im Odenwalde, von Fr. Ernst 351
10 Der falsche Eid 353
11. Eginhard und Emma 355
12. Zukunde von Stolzeneck, von Justi 377
13. Der Ritter von Schwarzach, von Fr. Otto 381

Seite.

14. Deutſchlands Wächter, von E. W. Müller 386
15. Der Ritter von Rodenſtein, von G. Kellner . . . 389
16. Wie Sigfried erſchlagen ward. Aus dem „Nibelungen Lied“ nach H. Dörings Ueberſetzung 398
17. Das verſunkene Kloſter, von Ludwig Uhland . . . 417
18. Der Nixenquell, von Karl Simrock 421
19. Das Hündchen von Bretten, von Karl Simrock . 425
20. Die Rieſen und die Zwerge, von Fr. Rückert . . . 429

Heidelberg und Umgegend.

Jetta

von

Heribert Rau.

Als noch im Reiche der Germanen
Der Adler Roms sein Nest gebaut,
Als in den Wäldern unsrer Ahnen
Des Christenthumes Morgen graut',
Und unter tausendjähr'gen Eichen
Der Barde seine Lieder sang,
Da war es, als aus diesen Zweigen
Prophetisch manches Wort erklang.

Noch prangten hier nicht kühn Paläste,
Von wildem Leben laut durchbraust,
Noch wehte Frieden durch die Aeste,
In deren Schatten Jetta haust.
Von Gottes Geist hinweggerissen
Aus einer Welt voll Wahn und Schein,
Sog aus des Waldes Finsternissen
Sie ihren Trost und Frieden ein.

Von der Begeist'rung Schwung getragen,
Umrauschet von der Dichtung Weh'n,
War ihr die Zukunft aufgeschlagen,
Das Künft'ge sah sie vor sich steh'n.
Von nah und fern, von jedem Orte
Zog man zum Jettahügel hin,
Zu lauschen ob der Seherworte
Der jungfräulichen Zauberin [1]).

So stand sie einst im Abendstrahle,
Weit flatterte ihr weiß' Gewand,
Die Blicke ruhten auf dem Thale
Und auf dem Busen ihre Hand.
Wie glänzen ihre blauen Augen
In wunderbarem, düsterm Licht;
Ein höh'res Seyn scheint aufzutauchen,
Entzücken strahlet ihr Gesicht.

„Ihr alten Eichen, ihr müßt fallen!" —
So ruft sie hoch begeistert aus —
„An eurer Stätte tragen Hallen
Und schlanke Säulen bald ein Haus,
Das wechselnd in der Zeiten Drang
Erglänzen wird in stolzer Pracht,
Und dessen Ruhm Jahrhundert lang
Erhellen wird des Reiches Nacht."

„Doch Frühlingsluft weicht Sommergluthen,
Dem Winter wird der Herbst zum Raub,
Allmächtig ist der Zeiten Fluthen,
Es reift die Frucht, es sinkt das Laub.
So wird auch dieses Schloß zertrümmern,
Zerstäuben seine Herrlichkeit;
Doch seine Söhne werden schimmern
Im Glanze der Unsterblichkeit."

„Und wenn die rohe Kraft erlegen,
Dann wird die Weisheit auferstehn,
Und fröhlich wird ihr reicher Segen
Durch dieses Thales Gründe wehn.
Erwachen wird ein edles Streben
In jedes guten Menschen Brust,
In Harmonie lös't sich das Leben,
Und selbst das Sterben wird zur Lust."

So rief sie laut, und Ahnungsschauer
Durchrieselten die Seherin.
Wehmüthig rauscht, in tiefer Trauer,
Der Wind durch ihre Eichen hin.
Sie ging, gebeugt von heil'gen Sorgen,
Wohl tiefer in den düstern Wald,
Doch fand sie schon der nächste Morgen
Am Fuß des Hügels todt und kalt.

[1]) Nach den alten Chroniken und der allgemeinen Volkssage wohnte zur Zeit der brukterischen Jungfrau Velleda, ein altes Weib, Namens Jetta, auf dem Hügel, worauf jetzt das Schloß zu Heidelberg steht, und welcher noch der Jettahügel genannt wird. Sie hielt sich in einer sehr alten Capelle auf, deren Trümmer man noch zur Zeit als der Pfalzgraf Friedrich (ums Jahr 1544) einen schönen Pallast baute, welchen man den neuen Hof nennt, sah. Dieses Weib war wegen ihrer Wahrsagerei sehr berühmt, und kam selten aus ihrer Capelle, um sich ein desto größeres Ansehen zu machen. Wurde sie um Rath gefragt, so gab sie ihre Antwort durch ein kleines Fenster, ohne sich selbst sehen zu lassen. Unter andern verkündigte sie, wie sie es in „ungeschaffenen" „selzsamen" Versen vorbrachte: „Es wäre über ihren Hügel beschlossen, daß er in kräftigen Zeiten von königlichen Männern, welche sie mit Namen nannte, sollte bewohnt, beehrt, und geziert, und das Thal unter demselben mit vielem Volk besetzt werden."

Der heilige Eberhard.

Von H. Rau.

1147.

Zimbeln ertönen und Pauken erschallen,
Jubel durchrauschet die gastlichen Hallen,
Freundlich bewirthet auf Heidelberg's Veste
Drängen sich wacker die stattlichen Gäste;
Konrad der Pfälzer gibt jeglichen Tag
Köstliche Mahlzeit und fürstlich Gelag.

Edele Ritter und züchtige Frauen,
Zierliche Mädchen, gar minnig zu schauen,
Lieben und scherzen im pfälzischen Hause,
Jauchzen und lachen bei reichlichem Schmause,
Spotten der Zeiten ermahnenden Drang
Jubelnd von dannen mit Spiel und Gesang.

Eberhard einzig, er schleichet sich leise
Fort aus der Freude berauschendem Kreise;
Hin, wo die waldigen Berge sich senken,
Suchet der Jüngling die Schritte zu lenken;
Dort, wo ihn Einsamkeit friedlich umweht,
Liegt er oft Stunden in frommem Gebet.

Konrad, der Gründer der pfälzischen Staaten,
Ehrte des Christenthums heilige Saaten;
Tapfer im Kampfe und bieder im Leben,
Wußte dem Glauben er Früchte zu geben,
Darum erwählt er zum Lehrer fortan
Klüglich den Söhnen den heiligen Mann.

Aber des Lebens urkräftiges Walten
Sollte kein heuchlerisch Wesen erkalten;
Darob verbot er mit ernstlichen Worten
Frömmelndes Treiben an jeglichen Orten.
„Saget ihr tausend Gebete auch her,
Recht thun," — so rief er — „gilt dorten noch mehr!"

Aber nicht gleich ſind des Lebens Geſtalten,
Wie ſich die Herzen verſchieden entfalten:
So auch dem Ritter war kräftiges Streben —
Dieſem nur heilige Sehnſucht gegeben;
Göttliche Liebe, ſo glühend und heiß,
War ihm des Lebens entzückender Preis.

Darum erbauet in einſamer Stille,
Daß er das Sehnen des Herzens erfülle,
Einen Altar ſich der Jüngling behende,
Zieret mit Laub ihm die ſteinernen Wände,
Zündet der Kerzen hellflammendes Licht,
Knieet dann nieder und betet und ſpricht:

„Ewige Liebe, du Lieb' ſonder Gleichen,
Habe Erbarmen und gib mir ein Zeichen,
Ob ich den Machtſpruch des Herren ſoll ehren,
Oder ſoll brünſtig hier wiederkehren;
Liegt doch mein Herz in dem Kampf mit der Pflicht."
Und er erhebt ſich und löſchet das Licht.

Siehe! der Gott, zu dem fromm er ſich wendet,
Hat ihm auch ſchnell ſeine Botſchaft geſendet:
Denn ſo oft er zum Altare noch ſchreitet,
Findet er immer die Kerzen bereitet
Leuchtend in wunderbar ſtrahlender Pracht,
Hell durch des Waldes grün dämmernde Nacht [1]).

[1]) Pfalzgraf Konrad übertrug, nach der Sage, die Erziehung seiner Söhne Konrad und Friedrich, dem heiligen Eberhard von Stalecke, der sich eine Kapelle in der Nähe des Königstuhles erbaut haben soll, und so fromm war, daß die Engel ihn mehreremal von Heidelberg nach Stalecke, der früheren Residenz der Pfalzgrafen, und von Stalecke wieder nach Heidelberg zurücktrugen. Ein zweites Wunder erzählt die Legende von H. Rau.

Der Pfalzgraf am Rhein [1]).

(Volkslied.)

Es wohnt' ein Pfalzgraf an dem Rhein,
Der ließ verjagen sein Schwesterlein,
Da kam der Küchenjung zu ihm:
„Willkommen! Willkommen, Pfalzgraf am Rhein!

Wo ist dein schönes Schwesterlein?"
„„Mein Schwesterlein, die kriegst du nicht,
Sie ist dir viel zu adelich,
Und du gehörst zur Küch hinein.""

„Warum sollt ich sie kriegen nicht,
Sie hat von mir ein Kindelein."
„„Hat sie von dir ein Kindelein,
Soll sie nicht mehr mein Schwester seyn.""

Er ließ sie geißeln drei ganzer Tag,
Bis man ihr Lung' und Leber sah:
„Hör auf, hör auf, es ist genug,
Es gehört dem König aus Engelland."

„„Gehört es dem König von Engelland,
So kostet mich's mein ganzes Land,
Mein ganzes Land ist nicht genug,
Mein Leben muß auch noch darzu.""

Es stund nicht länger als drei Tag' an,
Da kam der König aus Engelland:
„Willkommen, willkommen Pfalzgraf am Rhein,
Wo ist, wo ist dein Schwesterlein?"

„„Mein Schwesterlein, die ist schon todt,
Sie liegt begraben röslinroth.""
„Liegt sie begraben röslinroth,
So mußt du leiden den bittern Tod."

Selbst zog er sein schweres goldnes Schwerdt
Und stach es dem Pfalzgrafen durch sein Herz:
„Hat sie müssen leiden den bittern Tod,
So mußt du leiden den Schmerz."

[1]) Diese Ballade, offenbar eine der tragischsten, welche uns im Munde des Volkes erhalten ist, läßt sich ohne Widerrede den schönsten altenglischen, scottischen und dänischen Bal-

laden an die Seite stellen. Sie ist weit verbreitet und in mehreren Versionen auf uns gekommen. Die im Wunderhorn II., S. 272 abgedruckte ist wohl von Brentano selbst gedichtet. Am neusten ist offenbar die Bearbeitung desselben Stoffes, welche ich in den Sagen der (bayrischen) Pfalz (Stuttgart bei K. Göpel) S. 251 mitgetheilt habe. Ihr gar zu romantisches Gewand verräth ihre Unächtheit.

Herzog Otto der Erlauchte
und
die schöne Welfentochter.

Von

Eduard Duller.

I.

Des welfischen Pfalzgrafen Heinrich Abendruh.

Auf hohem luft'gen Söller in seinem Schloß am Rhein
Da saß der Welfen Pfalzgraf, Herr Heinrich [1]), froh beim Wein,
Und hob den goldnen Becher, und sah hinab mit Lust,
Wie sich der Rhein mit Inbrunst der Pfalz schmiegt an die Brust [2]).

Und ſah dann gegen Himmel und wieder dann auf's Land.
Das alles iſt ſein Eigen, was rings ſein Auge fand,
Dann ſinnt er trüb und trüber, des Welfenruhms zurück,
Er ſinnt des alten Löwen und feuchter wird ſein Blick.

Jetzt ſchaut er auf die Tochter, die ihm zur Seite ſteht,
Von holder Scham geröthet, von allem Reiz umweht,
Das blaue Kleid umſchimmert des Gürtels goldner Glanz,
In's goldne Haar verwebt ſich ein blauer Cyanenkranz.

Ihr Aug' ſtrahlt klar und freundlich, und mild und ernſt zugleich; —
So anſpruchslos beſcheiden — und doch wie überreich! —
Sie ſchenkt dem alten Grafen vom beſten teutſchen Wein
Aus reichgetriebnen Kannen zum ſilbernen Schoppen ein.

Und mit Behagen blickt ſie der Pfalzgraf lächelnd an; —
„Hätt ich auch keine Grafſchaft, — ich wär' ein reicher Mann!
's iſt doch die Lieb auf Erden kein deutungsloſes Wort; —
Mein Bruder, Kaiſer Otto, hat keinen beſſern Hort!"

„Wie rings in holdem Frieden das Land ſo lieblich blüht,
Der Strom ſo klar und freundlich die blauen Bahnen zieht,
Die goldnen Aehren wogen und mit den Häuptern nicken,
Als dankten ſie der Sonne für Vollkraft und Erquicken!"

„Die Sonne ſcheint ja wärmer, und leuchtet doppelt ſchön,
Auf friedliches Gelände herab von ihren Höh'n,
Die Sterne funkeln reiner und frömmer im Azur,
Als wenn ſie Haß beſcheinen auf blutgedüngter Flur!"

„Wie hell zu meinen Füßen, im goldnen Abendſchein
Die Städte friedlich glänzen aus dunklem Wald und Hain.
's iſt großer Feierabend! — Das Leben geht zur Raſt;
Der Schlaf ſucht ſtill die Herberg, ein ſüß gebetner Gaſt."

„Ihr Städte und ihr Burgen! — Ihr Felder und ihr Au'n,
Soweit euch kann der Herrſcher mit Vaterblicken erſchau'n, —
Mög nie der Fried' euch laſſen! — Mögt ihr ihn immer hegen,
Als Pfand und theures Heilthum. — Das iſt mein Abendſegen!" —

Und wie der Fürſt geredet, wird's unten laut im Schloß,
Es ſchallt wie Hufgeklapper von manchem tücht'gen Roß. —
„Wer kommt ſo ſpät?" — ruft Heinrich — „Sieh zu! mein Töchterlein!
Und iſt's ein Gaſt, nach teutſchem Brauch, ſoll er willkommen ſeyn!"

Die Tochter eilt geschäftig hinab die Wendelstieg';
Da hört sie's plötzlich rufen von hundert Stimmen:
„Krieg!" —
Ein Herold hält zu Rosse, in Reichsfarb angethan,
Stolz, königlich zu schauen, der schönste teutsche Mann!

Vom Haupt in üpp'ger Fülle die braune Locke wallt,
Sein Blick, siegreich erobernd, bezwingt mit Allgewalt,
Hochfürstlich, wie ein Gebieter, steht er im Schloßhof da,
Und spricht, wie er am Söller den Welfen Grafen sah:

„Eu'r Herrschen hat ein Ende, Pfalzgraf, in diesem Land!
Das spricht zu euch der Kaiser! Ihr seyd vom Reich gebannt! —
„„Wie?! sendet dies der Kaiser? — Ihr seyd bei frohem Muth; [3]) —
Der Kaiser ist mein Bruder, — und meint es stets mir gut."" —

„Ihr sprecht, so wie's gewesen," — versetzt der Herold drauf,
Herr Otto liegt im Banne; — mich schickt ein Hohenstauff.
Es ist der zweite Friedrich, der Euch dies Wort entbeut,
Die Pfalz ist Ludwig von Wittelsbach verlieh'n für ew'ge Zeit!"

„Mein ist die Pfalz nach Rechten;“ — grollt drauf der alte Graf;
„Laß uns im Krieg drum würfeln; [4]) und seh'n, wer minder traf,
Zwar lieb' ich Friede wahrhaft, doch führ' ich auch das Schwert,
Pfalz! Pfalz! — beim ew'gen Himmel! — Du bist des Kampfes werth!“

„So rüstet!“ donnert der Herold, — „wir zwingen noch das Glück!
Kampf sey's auf Tod und Leben!“ — Da trifft ihn der Jungfrau Blick,
Da sinkt, im Zorn erhoben, der Arm ihm wie gebannt. —
Fort trägt ihn der schäumende Rappe. — Sie sinnt ganz unverwandt.

II.

Der Besuch.

Es brauf't herauf vom Thale, es sauf't durch den Eichenwald,
Ein dumpfes Waffenklirren herauf zum Schlosse schallt,
Bang sorgend um den Vater, dort in des Treffen's Reih'n,
Sitzt Agnes, die schöne Welfin, im Garten bleich, allein.

Sie ſtützt das Haupt auf's Händchen; das Herz iſt ihr
so ſchwer,
Sie ſieht im Geiſt nur Einen, ſonſt iſt die Welt ihr leer
Sein Aug', ſein Blick, ſeine Haltung, ſein edler Fürſten-
glanz,
Das nimmt die armen Sinne der Maid gefangen ganz.

Und wie ſie ſinnt und denket, ſteht's plötzlich jetzt vor ihr,
So ſonnenhell, ſo leuchtend! — Die Sinne ſchwindeln ihr;
Ein Mann in voller Rüſtung, dem jungen Kriegsgott
gleich,
An Schönheit, Kraft, Blick, Haltung — an aller Ho-
heit reich.

Sie hält die Hand vor's Auge und blickt ihn bangend an,
Das Herz, es will nicht ſchweigen, wenn's auch die Lippe
kann;
Sie ſieht, kann's doch nicht glauben und ſieht's doch
wieder klar; —
Was ihre Träume ſprachen, der Morgen macht es wahr.

Der Ritter aber neigt ſich beſcheiden vor der Maid; —
„Ob ihr, o ſüße Herrin; die Kühnheit wohl verzeiht?! —
Als ich zuerſt Euch ſchaute, da ſprach es laut in mir:
Die Eine von allen Andern iſt teutſcher Frauen Zier."

„Da ward's mir klar im Herzen, wozu dem Mann die Kraft;
Dich zu verdienen, schwor ich den Eid der Ritterschaft.
Was gilt Gefahr und Sterben, wenn ich dies Eine fand,
Dich wieder zu sehen, du Krone der Frau'n im teutschen Land!"

„So weit der teutsche Name vom Norden geht zum Süd,
So weit da wird gesungen ein kräftig teutsches Lied,
So weit um Gunst der Frauen ein edler Ritter minnt,
Möcht' ich die Kunde tragen vom schönen Welfenkind!" —

Die Jungfrau, stumm erröthend, den Blick zur Erde kehrt; —
„Senk' nicht die edle Stirn, du, aller Kronen werth!
Jungfräulich holde Rose! — wie deine Wangen glüh'n! —
Mit Recht heißt man die Rose der Blumen Königin!"

Die Jungfrau hebt kein Auge, sie reicht ihm nur still die Hand,
Das ist von zarter Liebe ein süßes Unterpfand,
Du hast mich wiederfunden, wenn's auch Dein Mund nicht sprach,
„Ich bin der Waffenherold, — Der Sohn des Wittelsbach."

„„Biſt Du ein Wittelsbacher!? — weh' mir! ein
ſchlimmes Wort! —
So ſind wir ſtreng geſchieden, ſo mußt du ſchleunig fort! —
Wenn ſie Dich ſeh'n und finden, ſie thun Dir wahrlich
ein Leid;
Das Herz bricht mir von Sorge, mir beklagenswerthen
Maid!““

„Wein' nicht, Du ſchöne Welfin! — der Wittelsbacher
ſpricht,
„Käm eine Welt in Anzug, der Otto ſcheut ſie nicht,
Noch immer Thränen, Agnes? ſie ſind ein koſtbar Gut,
Um das ich freudig möchte vergießen all' mein Blut.“

„Zwar gegen deinen Vater kämpft kraftlos mein Arm
und Schwert; —
Horch! die Drommete ſchmettert, zur Schlacht trägt mich
das Pferd,
Dein Name iſt die Loſung! — Treu ſchirmt er mich
überall; —
Leb' wohl, du ſüße Herrin! — leb' wohl viel tauſendmal!“ —

III.

Der Abſchied.

Am Brunnen, der im Schloßhof mit kühler Labe fließt,
Da raſtet ernſt ein Pilger, der wandermüde iſt,

Im härenen Gewande, am knot'gen Pilgerſtab,
So wankt er, ſtolz und bangend, den Schloßhof auf und ab.

Er blickt zu manchem Fenſter empor mit treuem Aug',
Er blickt nach manchem Pförtlein mit ſtiller Sehnſucht auch,
Da wandelt bleich, beklommen, vom ſtolzen Grafenhaus
Die ſchöne Welfentochter in Gotteslust heraus.

Setzt ſich auf's Marmor-Bänklein, das an dem Brunnen ſteht,
Im Arm die Cither haltend, durch die ein Säuſeln weht,
Preßt ihre Stirn, wie glühend, hart an den kalten Stein,
Und beginnt dann ein altes Liedchen, die Wellen ſtimmen drein.

Als ſie das Lied geſungen, entſank der Hand die Laute,
Ihr Aug', wie troſtlos ſuchend, ſtarr in das Weite ſchaute,
Aus ihren Locken nimmt ſie das Kränzlein, friſch gepflückt,
Und aus dem Kranz die Blüthen, bis daß er war zerſtückt.

Dann ſenkt ſie ſtill das Köpfchen und legt die Händ' in Schooß,
Das Herz iſt ihr beklommen, das Leid iſt ihr zu groß,
Sie denkt der Schlacht und Otto's voll ſchmerzensreichem Sehnen,
Und trüber wird ihr Auge von hellen Liebesthränen.

Da tritt der Pilger näher und faßt sie leis am Arm,
Er hält sie treu am Herzen hold inniglich und warm.
Sie bebt zurück, er drückt ihr im stillen Schmerz die Hand,
Da blickt sie ihm in's Auge und hat ihn schnell erkannt.

„Daß ich dich wieder funden, daß ich dich wieder hab',
Ist mir so lieb als Alles, was ich auf Erden hab'," —
„„Und muß doch wieder scheiden und muß doch wieder fort,
Auf schneller Flucht zu retten mich vor Verrath und Mord.""

„„Die Schlacht, sie ist geschlagen; der Sieg, er ist dahin,
Das sind der Bayern Schaaren, die in der Fern' dort flieh'n,
Mein Vater Ludwig selber, gefangen in der Schlacht,
Wird von dem Deinen, Agnes! in strenger Huth bewacht."" —

„So mußt du schleunig eilen, du süße Liebe mein!
Könnt' ich mein Leben theilen, die Hälfte wäre dein! —
Was schwätz' ich da für Worte! Es ist ja dein schon ganz,
Und wenn ich leb', so ist's nur in deiner Sonne Glanz."

„Und mußt du eilig flüchten, so denk' an mich manchmal,
Und denk' an meine Liebe und namenlose Qual;
Und denk', daß ich einst lebte, — kann's ja nicht ohne dich; —
Wenn aber das Herz gebrochen, denk' manchmal noch an mich!" —

„„O Agnes! ſüße Herrin! wie iſt dir trüb das Herz!““ —
„Und ſoll's nicht trübe werden vor lauter Lieb' und Schmerz?“ —
„„Wir ſcheiden nicht auf ewig! — Ein Wiederſeh'n gibts doch! —
Das Leben iſt nicht das Höchſte. — Die Lieb' iſt drüber noch!““ —

„„Ich aber ſchwör's beim Himmel! ſo wahr die Sterne ſteh'n,
Daß ich dich will noch einmal und herrlich wiederſeh'n,
Was ſich im Bayerlande von kühnen Männern regt,
Das biet' ich auf zum Kampfe, — und was das Schlachtſchwert trägt.““

„„Und beim dreiein'gen Gotte und meiner Ritterſchaft, —
Den Vater löſ' ich wahrlich aus ſeiner traur'gen Haft; —
Und an demſelben Tage, der ſeine Freiheit ſchaut,
Führ' ich dich heim nach Bayern, als herzogliche Braut!“

Und wie er dies geſchworen, tritt ihn der Pfalzgraf an,
Und ruft mit finſt'rem Ernſte: „Halt ein, du kühner Mann!“
„Nimm deinen Eid zurücke! denn der wird nie vollbracht! —
Folg' mir, du kecker Freier! — Du biſt in meiner Macht.“

IV.

Der Gefangene.

(1225.)

In hoher enger Kammer, vom Welfen ſtreng bewacht,
Stand Ludwig, Bayerns Herzog, gefangen in der Schlacht,
Er ſah durch's Gitterfenſter hinaus in's freie Land,
Und rief in dumpfer Kammer, von Sehnſuchtsgluth entbrannt:

„Wie frei die Lüfte ſich regen, dort außen vor meiner Haft,
Wie frei die Aeſte ſchwanken in reifend-rüſt'ger Kraft,
Das Vöglein ſchlägt an's Fenſter mit freiem Fittich an,
Und ich muß hier verkümmern als ein gefang'ner Mann."

„O Freiheit, ſüße Freiheit! des Lebens beſter Theil,
Du Sonne aller Weſen, du aller Kräfte Heil!
Den Schwachen ſchaffſt du zum Rieſen, den Sterbenden geſund;
Und ich muß dein entbehren auf eig'nem Land und Grund!" —

Wie er das Wort geſprochen, ſo tritt der Pfalzgraf ein,
Und ruft: „Glückloſer Streiter! wer nennt die Pfalz jetzt ſein! —

Du wollteſt all' mir nehmen, was mir vom Himmel ward; —
O Ludwig, Bayerherzog! bei Gott! das war zu hart!"

„Der Fürſten Loos auf Erden, es liegt in Gottes Hand,
D'rum wollt' ich es nicht laſſen, d'rum ſtritt ich um mein Land;
Und als du im Kampf verloren, da ſannſt du ungeſühnt,
Mein Liebſtes mir zu rauben durch deinen Sohn, — mein Kind'" —

„Ich hab' auf Erden wahrlich doch kein mir werther Gut,
Als Agnes, die einz'ge Tochter, die letzte vom Welfen-Blut,
Sie, die mir mehr als Alles, als Ruhm und Leben gilt,
Die war mir auch zu rauben dein kühner Sohn gewillt."

„Und als ich dies vernommen, und als ich dies erkannt,
Gelobt ich, zu vereiteln, wornach er heiß entbrannt,
Er ſchwor dich zu befreien, und mir mein Kind zu nehmen,
Da müßt' ich, alter Weißbart, mich ja zu Tode grämen."

„D'rum, was er auch geſchworen, fürwahr! er thut es nie!
Er wollte Agnes rauben; nun denn! — ich geb' ihm ſie;

Er ſchwor dich zu befreien! — ich gebe ſelbſt dich frei; —
Und willſt du Freund mir werden; — die Pfalz bürgt meine Treu'!

„Denn ſieh! im Treffen mitten, da ſann ich dies bei mir:
Ich ſterb' des Mannsſtamms Letzter, und laß als Erbin hier
Die einz'ge Tochter Agnes! Warum fließt teutſches Blut?
Eint ſich die Pfalz mit Bayern! Dann hat ſie's — denk' ich — gut!" —

Da ſinkt der Wittelsbacher dem Welfen in den Arm;
Er drückt ihn an den Buſen recht männertreu und warm,
Scheu tritt die Jungfrau eben, und kühn der Freier ein; —
„Macht Hochzeit!" ruft der Pfalzgraf, „zu Straubing ſoll ſie ſeyn!" [5])

Als ſie die Hochzeit hielten, geſchah's beim Spiel und Tanz,
Wohl perlt' in goldnen Kannen des Weines goldner Glanz,
Der Herzog hob den Becher, „Hoch Bayern und die Pfalz!"
Ein alter Spielmann brachte den Reim drauf: „Gott erhalt's!"

[5]) Dieſer welfiſche Pfalzgraf vom Rhein war der erſtgeborne Sohn des ehemals vielgewaltigen Welfen, Heinrich des Löwen, Bruder des im Jahre 1197 neben Philipp von Schwaben erwählten deutſchen Königs Otto IV.

[2]) Zu diesen Pfalzlanden gehörten beim Rheinstrom ein großer Theil der fruchtbaren Gefilde des Graichgaues, wo zu Füßen des Gebirges am Neckar die Stadt Heidelberg ruhte mit zwei Vesten auf der Höhe, der Pfalzgrafen Sitz; ein Landstrich der alten Grafschaft Zweibrücken, dazu die Herrschaft Bacharach am Rhein mit der Burg Staleck und vielen Getreide und Wein bauenden Dörfern. — — — Kein Pfalzgraf stand in andern Ländern so hoch angesehen und gewaltig, als der Pfalzgraf beim Rhein, denn er herrschte da eigenherrlich, von keinen Landständen beschränkt; vertrat den König, wenn der Thron des Reiches ledig, verwahrte dessen Kleinodien für den künftigen Herrscher, den er selbst krönen half. — — —
(Aus Zschokke's bayrischer Geschichte 2. Buch 4. Abschnitt 5.)

[3]) Kaiser war damals Otto IV. des Pfalzgrafen bei Rhein Bruder, Heinrich des Löwen zweiter Sohn. — Was hier zum Zwecke des Ueberblicks und für dichterische Geformtheit auf Einen Moment zusammengedrängt erscheint, ergab sich nach der Geschichte im Zeitlauf mehrerer Jahre. Im November des Jahres 1211 nämlich hatte bereits Pabst Innocenz, der Vierte, König Otto, den Vierten, nachdem er ihn vor zwei Jahren zum Kaiser gekrönt, in den Bann gethan. Erst im Jahre 1212 am 6. Dezember ward Friedrich II. von Hohenstaufen, auf den schon früher das Auge der Wähler gefallen war, zu Mainz gesalbt. 1214 geschah die Schlacht bei Bovines in Flandern, die Otto's letzte Hoffnung stürzte; 1215 wurde König Friedrich zu Aachen durch den Mainzer Erzbischof Siegfried gekrönt, der welfische Pfalzgraf Heinrich am Rhein in die Acht erklärt, dessen herrliche Rheinpfalz Herzog Ludwig von Bayern, dem Sohne Otto des Ersten (des Größeren), gegeben. (Duller Wittelsbacher.)

[4]) Der Krieg zwischen dem Bayerherzog und dem Pfalzgrafen begann bald und währte länger, als in diesen Ge-

fängen angedeutet ist; Herzog Ludwig verlor im Jahre 1215 die Freiheit und mußte gefangen von Schloß auf Schloß in der Rheinpfalz wandern. (D. W.)

[5]) Zu Straubing ward das Beilager mit ungemeiner Pracht vollzogen. — Das dritte Wandgemälde in den Arkaden des Hofgartens zu München stellt die Verlobung des liebenden Paars und die Versöhnung der feindlichen Geschlechter dar. (D. W.)

Maria von Brabant.

Von

Heribert Rau.

1256.

Das greise Haupt gestützt auf seinen Arm,
Saß Pfalzgraf Ludwig. Leis und warm —
In ihrer still erhabnen Pracht —
Durch's hohe Bogenfenster weht die Nacht,
Und holden Frieden gießt sie auf die Welt,
Die schlummernd sie in ihren Armen hält.
„O Frieden, süße Himmelsluft,
Zögst du doch ein in meine Brust;
O wär es doch im Herzen mir
So still, wie auf der Erde hier!"
Also der Pfalzgraf düster sprach.
In seinen finstern Zügen lag

Die tiefe, nimmerſatte Qual
Der Schuld; und auf den Harniſch ſtahl
Sich aus der Wimpern grauem Haar
Ein heißes, bitt'res Thränenpaar.
Mit Haſt ergriff er dann die Hand
Des Jünglings, der zur Seit' ihm ſtand,
Und kindlich ihm in's Auge ſchaut.
„Mein Sohn, mein Rudolph!" rief er laut —
„Du Erbe einſt von Land und Thron,
Dir will ich mein Vergehen klagen,
Das ewiglich an mir wird nagen.
Dir mag es Warnung ſeyn, drum habe Acht:
Groß iſt auf Erden Fürſtenmacht,
Doch über Fürſt und Welt und Zeit
Thront göttliche Gerechtigkeit! —
Gerecht nennt mich zwar alle Welt,
Nicht Gott, wenn er ſein Urtheil fällt!..."

Um deine Mutter nicht - wohl Habsburg's ſchönſtes Kind -
Hab' in der Jugend ich, der fröhlichen geminnt;
Sie gab der König mir in ſpätern Jahren,
Ein koſtbar Heiligthum, ſie liebend zu bewahren.
Maria von Brabant, ein herzig ſüßes Weſen,
Hatt' ich mir früher ſchon zur Gattin auserleſen.
O, laß mich ſchweigen von der Tugend Fülle,
Die nimmer ſich in einer ſchönern Hülle

Auf Erden je gezeigt. Gedenk ich noch der Stunden,
Die mir ſo ſelig einſt an ihrer Seit' entſchwunden,
So däucht es mir, als ob mein Seelenauge
Sich wonnig in des Himmels Fluren tauche. —
Bald aber rief der Rhein'ſche Bund mich zu den Waffen.
Viel machte mir der wilde Krieg zu ſchaffen;
Von Bayern rief er mich hieher nach Heidelberg —
zum Rhein —
Zur Sicherheit ließ ich auf Mangoldſtein,
Der feſten Burg, mein heißgeliebtes Weib.
An meiner Seite ritt mein treuſter Freund,
Der Graf von Hirſchau, der mit mir vereint
So manche heiße Schlacht geſchlagen.
Ich liebt' ihn ſehr; doch in den letzten Tagen
Von fremden Läſterzungen ſchmählich angefacht,
War Eiferſucht in meiner Bruſt erwacht [1]).
Ich unterdrückte ſie, doch tief im Herz verborgen
Beſtürmten Argwohn mich und finſtre Sorgen."

„So floh ein Jahr. Der rauhe Winter nahm
Beſitz vom teutſchen Land; da überkam
Marien heiße Sehnſucht nach dem fernen Gatten.
Den Boten ſandte ſie, gab ihm zwei Briefe mit,
Und hieß ihn eilig ſeyn, beflügeln ſeinen Ritt.
Der eine war dem Freund, der andere für mich.
Nun fügte es durch böſen Zufall ſich,

Daß jener mir zu Händen kam.
Ich riß ihn zitternd auf, und Eifersucht und Scham
Durchflammten mich mit fürchterlicher Glut.
Ich las, vernichtet fast vor Wuth:
„„Sobald Ihr Wort, Herr Graf, den Gatten mir heimführet,
Gewähre ich dem Freund, was ihm als Dank gebühret;
Dann sollen freundlich auch und gnädig Sie mich sehen,
Und was Sie einst erfleht, das mag alsdann geschehen.““—
Ich stand erstarrt; Vernunft war mir entwichen,
Der Liebe zartes Bild in meiner Brust erblichen,
Und Rache nur und Zorn und Eifersucht und Hohn
Durchzuckten mich. Als Botenlohn
Durchbohrt' ich wild den Reiter.
Zu Pferde dann, und wie im Sturmwind weiter
Ging es nach Mangoldstein.
O, Fluch dem Tag, an dem ich dort traf ein!
Wer mir entgegen trat, er war des Todes Kind.
Vor Wuth, vor Liebe noch, vor Rache taub und blind,
Hör ich das Bitten nicht, nicht meiner Gattin Fleh'n;
Ich stoße sie zurück, will nicht ihr Antlitz seh'n.
Nicht glaub' ich ihrem Eid: daß sie ja treu und rein!
Und senke tief den Dolch — ihr in den Busen ein.“

Der Pfalzgraf schwieg, er war emporgesprungen,
Und hatte hoch die Hand, wie zu dem Stoß geschwungen;

Laut auf dem Harniſch klirrt die mächt'ge Eiſenfauſt,
Und heulend durch die Burg ein wilder Sturmwind
ſauſ't.
Jetzt plötzlich ſchrickt er auf, es zittern ſeine Glieder,
Die heiße Thräne ſtürzt in ſeinen Bart hernieder,
Und in Verzweiflung ruft er wild und gräßlich laut:
Daß es dem Sohn tief in der Seele graut:
„Es raucht ihr Blut empor, bei Gott mich anzuklagen,
Ich hatte ja im Zorn mein ſchuldlos Weib erſchlagen!
Mein ſchuldlos Weib! ja! ja! — Zu bald ward
ich's gewahr;
Durch tauſend Zungen ward mir ihre Reinheit klar.
Nicht der verbot'nen Luſt galten des Briefes Reden,
Ach! nur dem Wörtchen „Du", um das ſie Hirſchau
einſt gebeten,
Und bei dem Schachſpiel ſcherzend ſie geplagt,
Und das ſie damals ihm aus Züchtigkeit verſagt."

„Es war geſcheh'n — die Schreckensthat vollbracht;
Mein Herz war todt, in meiner Seele Nacht.
Wie viel der Thränen ich, der reuigen, vergoſſen,
Wie oft mein eigen Blut bei Büßungen gefloſſen,
Dies frage Niemand mich. Nach Rom bin ich gegangen,
Vom heil'gen Vater dort Vergebung zu empfangen.
Nach Kloſterbau und Buß' hat er ſie mir ertheilt.
Doch hat mich nicht ſein Wort, nicht ſein Gebet geheilt.

O nimmer, nimmer! — würd' ich ewig leben —
Kann mir mein Gott — kann mir mein Weib vergeben!" —

Der Pfalzgraf stürzet auf die Kniee nieder.
Er horcht und horcht — ihm tönen ferne Lieder,
Der dunkle Himmel scheint sich aufzuschließen
Und seinen Strahlenglanz sanft auf die Welt zu gießen;
Und sieh! von einer Engelschaar umgeben,
Sieht er sein Weib zu sich hernieder schweben.
Wehmüthig blickt er auf und ruft im Schmerzenston:
„Maria! Heilige! die jetzt an Gottes Thron,
Ihr Märtyrthum mit Seligkeit gekrönt,
O sprich, bist, Himmlische, du jetzt versöhnt?"
Da neigt sie sanft ihr Haupt — Er fühlt die Schmerzen weichen,
Und die Gestalt zerrinnt, und wird — zum Kreuzeszeichen.

[1]) Maria von Brabant, Ludwig des Strengen Gemahlin, ward auf Anstiften des Marschalks des letzteren durch falschen Argwohn ihres von wüthender Eifersucht bethörten Gatten zu Donauwörth am 18. Februar 1256 hingerichtet. Die Chronik des Klosters heil. Kreuz in Donauwörth, mitgetheilt in Hormayr's Archiv. 1828. Nr. 21., berichtet darüber folgendes: — — — „Bevor war der Marschalk ein falsch, gaihl, listig Fuchs am Hoff, der diese Mariam in Abwesen des Herren oft mit libkosen begert zur unordentlichen Lieb zu pringen, dann auch auf eine Zeitt Maria mitt List in eins Zimmer versperret, als ein schamlicher Bueler in willens als ein Gefangenen iren Herren aufzuehalten, biß an dessen Heim-

kunft, ſo war ſie aber durch filfältig anhalten und bitt der irigen dahin bewegt, daß ſie der Marſchalkh wider auf freien Fueß ſtellte, diſe Schmach und Unbild konnte der falſche Mann nitt vergeſſen, ſuechte alle Mittel ſich an der Hertzoginn zur rechen, und wider er den Herrn allberiwth im Eifer, widwillen und Haß wider ſeinem Gemache ſtecken ſach, mehrte er liſtiger Weiß deme ſein zerritets und widerſtenig gemiet, mit ernſtlichen Fürgeben, ſie (die Frauw), halte ſich nitt der ehelichen Pflicht, ſondern laſſe den Graf, Hainrich (der Wild- und Raugraf Heinrich von Hirſchau) bei Tag und nacht zue ſich einſchleichen. — — Alles Gepliet, ja markh im Gebein verwandelt ſich im Hörtzog. Denn dieſer verleimder was ganz glaubhaft und eines hohen vertrauwens bei ſeinem Herrn."

Dieſe Geſchichte erinnert jedoch gar zu ſehr an die Sage von der heil. Genofeva.

Churfürſt Friedrich der Sieghafte von der Pfalz.

Balladen

von

Eduard Duller.

I.

Widmung.

In dieſen neuen Zeiten blüht manch' ein alter Stamm,
Geſchmückt ſtatt goldner Früchte mit Ehren wunderſam,

Und jedes frische Zweiglein grünt wie ein neuer Ruhm,
Und aus der Krone schallet gar lauter Preis ringsum.

Es ruht sich sanft im Schatten vor glüh'ndem Sonnenbrand,
Dabei wird nicht ermatten das Volk und auch das Land.
D'rum steigt man zu den Wurzeln tief in die Erd' entlang,
Und gräbt aus tiefen Schachten die Kraft und den Gesang.

Einst wuchs im Bayerlande ein Baum von seltner Art,
In zwei gewalt'gen Aesten durch Doppelkraft gepaart;
Zwei Ströme rauschten drunter, die Donau und der Rhein,
Zwei Völker lagen drunter im traulichen Verein.

Die Rheinpfalz hieß das Eine, das trug ein edles Reis,
Herr Friedrich war sein Name; ihn schmückte mancher Preis,
Es mochten Feind' ihm drohen, so weit man Deutsche nennt,
Die Sonne riß doch Keiner herab vom Firmament.

So viel auch Männer stritten mit Waffen aller Art,
Nie hat er Schmach gelitten; die Pfalz war treu bewahrt;

Sieghaft muß man ihn nennen, bis in die spätste Zeit,
Der Sieg war ja sein Harnisch, die Ehre war sein Kleid.

Auch zeugt' er ein Geschlechte, stark bis zum jüngsten Glied,
Davon soll manche Kunde euch bringen dieses Lied.
Wer nicht vom Besten singet, verliert die Kraft zum Sang,
In diesen neuen Zeiten thut noth ein alter Klang.

II.

Die Feinde in der Pfalz.

1462.

O Markgraf Karl von Baden! o Graf von Würtemberg!
Was schließt ihr feste Bünde zu einem kühnen Werk [1a])?
Viel Räthe steh'n beisammen, und sprechen manchen Rath; —
Was nützt der Reden Warnung, wenn man nicht scheut die That?!

Von Würtemberg Herr Ulrich, von Baden auch der Graf,
Die sprachen: „Hüt' dich, Pfälzlein, eh' dich der Hirsch noch traf,

„Der Hirſch hat ſcharf Geweihe [1b]), und wie nach friſchem Quell,
„So durſtet er zu baden im Pfälzer Blute hell!

„Du auf dem Rebenhügel, Du Heidelberger Schloß!
„Bald ſoll Deine Rebenſäumung zerſtampfen unſer Roß [2]),
„In Deinen ſtillen Hallen zieht ein der rauhe Krieg,
„Dann grüßeſt Du wohl Andre als Friedrich mit dem Sieg."

Herr Ulrich ſprach hinwieder: „Das iſt beſondrer Brauch,
„Daß Friedrich ſieghaft heiße, und Würtemberg nicht auch,
„Der Pfälzer mag es büßen; wer geizt ſo mit dem Ruhm?
„Dies Schwert in Schwabenfäuſten bringt wohl den Pfälzer drum."

„Ich mag nicht gern es hören, daß man alleine ſpricht
„Vom Pfälzer nur in Ehren, und von dem Schwaben nicht.
„Mag ſich's ſein kühner Vetter in Landshut wohl verſehn,
„Viel klüger iſt's, alleine den Waghals zu beſtehn!"

Das hört ein Würtemberger, Hans Rechberg war ſein Nam',
Der ſprach zum Grafen Ulrich: „Eu'r Hoffen Herr! iſt lahm!

„Mich däucht, es geht auf Krücken, ſo bald's die Pfalz betritt,
„Indeß das Glück und Friedrich ſtets halten gleichen Schritt."

„Ich wollt' Euch dies nur ſagen; 's iſt eines Mann's Gedanke,
„Der niemals dran noch dachte, daß er im Kampfe wanke.
„Ich mein': auf dieſe Reben trat noch kein Schwaben-Roß;
„Es hat gar feſte Mauern das Heidelberger Schloß [3])."

Da ſprach Graf Ulrich wieder: „Hans Rechberg laß das ſeyn!
„Wir ziehn in dieſem Monde zu Heidelberg noch ein.
„Stehn wir im ſtolzen Schloſſe und halten feſtlich Mahl,
„Sollſt du daran uns mahnen bei der Trompeten Schall."

Und es geſchah im Sommer, wenn gelb ſich färbt die Saat,
Da ritt der Graf, Herr Ulrich, zu Stuttgart aus der Stadt;
Bei Pforzheim aber harrte, wie ein Spion im Netz,
Mit Speyr's und Baden's Knechten der Biſchof Jürg von Metz.

Und weiter ging die Reiſe, die ſeltne Pilgerfahrt,
Bis man am hohen Markſtein die reiche Pfalz gewahrt.
Das iſt der Zaubergarten, worein mit ſtolzer Pracht
Der Himmel ſeinen Segen aufhäuft und treu bewacht.

Von Rebengold und Aehren trägt die Natur den Kranz,
Nicht mag ſie auch entbehren der Früchte bunten Glanz,
Der Rhein zeigt hell im Spiegel des Landes üpp'ges Bild,
Mit jungfräulichen Küſſen umkoſ't die Luft es mild.

Der Graf und auch der Biſchof erſah'n das blüh'nde Land;
Da ward in Neid und Haſſe ihr Herz gar toll entbrannt,
Der Graf und auch der Biſchof, ſie ſaßen hoch zu Roß,
Sie ſprengten in die Saaten ſammt ihrem reiſ'gen Troß.

Sie ritten hin bis Bretten auf dieſem ſeltnen Pfad,
Wer ſchirmt vor Roſſeshufen die goldig reiche Saat?
Und als ſie weiter kamen zu ſaatenreichen Feldern,
Viel breite Aeſt' ſie nahmen, zerbrochen in den Wäldern,

Und an den Schweif der Roſſe band man die Aeſte an,
So ward zerſtampft, zerſchlagen die Saat auf ihrer Bahn [4])
Wohl nah ſtand mancher Bettler, noch jüngſt ein reicher Mann,
Und ſprach in ſeinem Jammer: „Weh euch, daß ihr's gethan!“

Der Biſchof und die Grafen, ſie hörten nicht dies Wort,
Sie ſchädigten und tobten mit Grimm von Ort zu Ort,
Bis, wo der Neckar mündet, lag manches Dorf in Brand;
Der Biſchof und die Grafen durchritten frei das Land [5]).

[1]) a. Anno praenotato dominicae incarnationis MCCCCLXII. Carolus Marchio de Baden Georgius Episcopus Metensis frater ejus, Johannes Nix Episcospus Spirensis et Udalricus Comes Wirtenbergensis simul coadunati congrevaverunt exercitum et contra Fridericum Comitem Palatinum procedentes (quem putabant procul absentem) omnem terram eius una cum oppido mansionis eius Heidelberg in praedam sibi promiserunt. (Trithem Chron. Spanh. ad. a. 1462. p. 375.)

[1]) b. Der Hirſch im Würtemberger Wappen iſt hier genannt.

[2]) „Jnd hatten ſich vermeſſen Sy woulden die Wyngarden vur Heydelberg, dan des Pfalzgreuen Wonunge is affhauen ind ym ander vill ſmaheit andoin."
(Chronika van der hilligen Stadt Cölln. Fol. 314.)

[3]) Als in Stuttgart über dieſen Feldzug berathen wurde, gerieth der verſtändige Hans von Rechberg zuletzt ſo in Eifer, daß er ſeinem Herrn ins Geſicht ſagte: „Gnädiger Herr, Jr wöllent dem allermännlichſten und mächtigſten Fürſten der inn Teutſchland wohnt, in ſein Land ziehen: Und Fürwar, ſo werden Jr Ja vor ſehen, und mit Jm fechten mueſſen, als wahr ich die Wand vor mir ſehe, oder Jr müſſet Jm flüchtig entrinnen."

[4]) Graf Ulrich von Würtemberg ſchrieb dieſes aus dem Feldlager vor Haidelsheim (d. d. 27. Juni) an Markgraf

Albrecht von Brandenburg, und: „Daß er den 26. am Herabziehen vor Bretheim (Bretten) das Korn gewüstet, welches sie auch uf Dato (27. Juni) vor Haidelsheim in steter Uebung, und vorhabens seyen, den 28. fortzuziehen, und die Feind zu schedigen."

(S. Steinhofer Würtembergische Chronik Tom. III. p. 59. und Kremer, Gesch. Friedr. I. Tom. I. p. 292.)

*) Darnach umb sant Johans tag Baptisten des obgenannten jars (1462) da hauft sich markgrave Carle von Baden, graf Ulrich von Wirtemberg, der bischof von Metzs, der bischof von Speier und ander ire guten Freund und Herren; machten ein wagenburg und hatten darin zu roß und fuß bei den 8600 mannen guts volks wol bereit mit aller zugehörung, und zogen naher Heydelberg zu. Und da sie kamen bei Sanct Leon, da liessen sie die wagenburg mit dem volk im felt, und trabten die Herren, der markgrave von Baden, der von Wirtemberg und mit inen der bischof von Metzs, hetten bei die 700 pferden, als man sagt, ritten zwuschen Heydelberg und Mannheim bei eine Dorf, heißt Seckenheim, und liessen die wagenburg und alles volk hinder ine me dan zwo meilen wegs; ritten also da mutwillen in hochmut."

„Diß wart der pfalzgrave gewar und bet nach dem alten bischof von Maintz geschickt, daß er furderlichen zu im kem'. Der kam mit 500 pferden, daß es die feind nit entwusten. Also gewann der pfalzgrav 1200 pfert und uf 2000 oder me zu fuße. Das wißten die herren alles nit, vermeinten, der pfalzgrav hett nitt über 500 pfert, also hett ine ihr botschaft gesagt."

(S. Fikhart Arztes Gesch. fr. Zeit, mitgetheilt in Mone's Archiv II. B. p. 262. 63.)

III.

Die Schlacht bei Seckenheim.

1462. (29. Juni.)

Bei Seckenheim im Felde liegt ein gewalt'ger Leu',
Viel Rittersleut' in Waffen bewacht er scharf und treu;
Er hat von Gold die Mähnen und Krallen gut zum Fang;
Es ist der Pfälzer Löwe! Noch wird der Pfalz nicht bang.

Ein andrer Leue schreitet umher bei jung und alt,
Als ächter Landes-Hüter in fürstlicher Gestalt;
Dicht unterm goldnen Helme drängt sich das goldne Haar;
Die Kraft hat er vom Löwen, das Aug' hat er vom Aar.

Es war im hohen Sommer ein heißer Schnittertag,
Als zwischen Rhein und Neckar des Pfälzers Ehre lag,
Da schritt in froher Ahnung zu einem alten Mann
Der junge Pfälzer Churfürst und sprach den Ritter an:

„O viel versuchter Ritter, ihr tragt ein herrlich Schwert,
„Das manchen stolzen Degen mit Scharten viel versehrt,
„Hört eines Mann's Begehren, der gern umarmt den Ruhm,
„Weiht uns zu hohen Ehren, zum edlen Ritterthum!"

Da spricht der alte Degen, Herr Wipprecht zubenannt:
„Kein Herz schlägt allerwegen so stolz im teutschen Land,
„Als eines grauen Mannes, der dieses Wort gehört;
„Nie flog aus dunkler Scheide je freudiger ein Schwert!“

Es kniet der Churfürst Friedrich; der alte Degen spricht:
„Heil mir, daß ich's noch schaute, eh' dies mein Auge bricht.
„Churfürst! ich schlag' euch zum Ritter und setz mein Leben ein,
„Will man Sieghafte nennen, man nennt nur euch allein!

„Jetzt will ich freudig sterben, und bet' aus voller Seel',
„Du Gott im Himmel, löse mich rein von allem Fehl!
„Nach dieser höchsten Ehre taugt nur mein Schwert allein
„Zum letzten frohen Siege; sterb' ich, senkts mit mir ein!“

Herr Wipprecht sprach's und küßte sein Schwert, das stets er trug,
Als er den Churfürst Friedrich damit zum Ritter schlug [1]),
Laut schallen die Trompeten; die Donnerbüchsen dröhnen,
Der Leu wird ungeduldig und schüttelt seine Mähnen.

Jetzt aber, wie ein Sturmwind sich durch zwei Wetter drängt,
So bricht der Kampf die Fesseln, in Schranken lang geengt.
Nun Baden! bad' im Blute, und Metz, wetz dein Geschoß,
Ihr Hirschgeweihe zittert! — Der Löw scheut nicht den Stoß.

Das nennt man noch ein Treffen! weil viel getroffen wird,
Der Hirsch und mit der Heerde der rauhe Seelenhirt;
Um Gott! wer stürzt den Leuen dort in dem dichtsten Kampf!?
Er sinkt. Nicht mehr zu kennen ist er in Qualm und Dampf.

Herr Wipprecht sieht's von Ferne, und blutig spornt er's Roß;
„Mein Seel! des Friedrich's Rappen traf eben das Geschoß [2])!
„Da stürzt sein edler Renner! schon sind die Feinde nah!
„O Friedrich! wackrer Pfälzer! vertrau! sieh ich bin da!"

Es sprachs der alte Degen, und eilt zu seinem Herrn,
Herr Wipprecht ist getroffen! Er rief: „Das leid ich gern [3])!"

Der Churfürſt aber ſchwingt ſich auf ein and'res Roß behend,
Und kampft ſiegreich alleine, von ſeinem Volk getrennt.

Er ſtreckt mit eignen Händen wohl manchen in den Sand,
Da ſchallt's von allen Enden: „Sieg! Sieg! Du Pfälzer Land!"
Nun bad im Blute Baden! es iſt dein eignes Blut!
Der Hirſch wirft ſein Geweihe! der Löw' traf ihn zu gut.

Man fing viel edle Herren und Grafen auch dabei,
Von Würtemberg und Baden ſind ihre tücht'ge zwei [4])!
Der junge Pfälzer Churfürſt erblickt den edlen Fang,
„Ein ſeltnes Jagen!" ruft er, „euch Füchſe ſucht' ich lang!"

Als er dies ſprach, daneben lag wohl ein blut'ger Mann,
Der ſchaut mit freud'gen Blicken den jungen Sieger an;
Herr Wipprecht war's von Helmſtätt: „Gott ſchütze meinen Herrn!
„Denn ſieghaft wird er heißen; jetzt ſterb' ich, wahrlich! gern."

„Da ſchlug ich einen Ritter, wie man ihn lang nicht ſah,
„Man ſoll vom Friedrich ſprechen in Ehren fern und nah',

„Mit mir soll man begraben dies Schwert, das stets ich trug,
„Das war's, mit dem ich heute die Pfalz zum Ritter schlug [5])!"

[1]) In Kremers Geschichte des Churfürsten Friedrich des Ersten von der Pfalz T. I. p. 299. finden sich in der Note 2 die Namen aller derjenigen, welche bei dieser Gelegenheit zu Rittern geschlagen wurden.

[2]) „Der Streit wurde hartnäckig und allgemein. Die Verzweifelung that bei dem Feind ihre natürliche Würkung so starck, daß ein gewisser Geschichtschreiber versichert, daß unsere Reiterei sich bei nahe nach der Flucht umgesehen hätte, und daß dem Kurfürsten das Pferd, worauf er gesessen, unterm Leib erstochen worden, so, daß er eine Zeitlang zu Fuß fechten müssen." (Kremer l. c. p. 301.)

[3]) „..... vnd Her Wiprecht von Helmstat Ritter der den Pfalzgraffen Ritter hatte geslagen wart off des Pfalzgraffen sitten erschlagen. (Altes Manuscript.)

[4]) „Und also gewan der pfalzgrave den krieg und fieng die obgenanten drei furſten mit 350 pferden oder me, als man sagt. Der markgrave von Baden wart gefangen mit 41 graven, herren, ritter und knechten, on arme knecht'; der von Wirtemberg war gefangen mit 40 graven, herren, rittern und knechten, on arme knecht'; der bischof von Metz wart gefangen mit 31 graven, herren, rittern und knechten, on arme knecht'; und wurden uf 40 manne erstochen, unter denen waren drei graven, einer von Helfenstein in Schwaben, item ein herr von Prandis und ein rawgrave, das andere waren edel und arme knecht." (Artztes Geschichte l. c.)

[5]) Zum Gedächtniß dieses Sieges ließ Friedrich auf der Wahlstatt ein steinernes Crucifix errichten, mit der Inschrift:

„Als man zale nach Gottes Geburte M.CCCC.LXII. jar vff sant Paulus Gedechtnuß Tag sint vff dieser Wallstatt durch Herzog Friederich Pfalzgraue by Rine ꝛc. vnd Kurfürsten nyder geworffen worden Her Jorg Bischoff zu Metz. Markgraue Karle von Baden vnd Graue Vlrich von Wirtemberg mit eyner merglichen Zale Jr Diener Grafen Herren Ritter vnd Knecht vnd derselben, die in solichem Geschefte tod bliben sint wolle Gott barmherzig sin vnd vff denselben Tag sint viel zu Ritter geschlagen."

Ein Chronodistichon aus dieser Zeit und von diesem Sieg mag seiner Eigenthümlichkeit halber hier einen Platz finden:

„Als ein A mit einem I geziert M.
Vier Huf-Eisen waren formirt CCCC.
Ein Art und der Apostel Zal L. XII.
Geschach die Schlacht am Neckarthal
Da schlug und fieng ein junger Pfälzer
Einen Bader Jäger und Selzer
Friedrich der Siegreich wolgnant
Der Kur-Pfalz Zier durch alle Land."

IV.

Das Mahl auf dem Heidelberger Schloß.

Zu Heidelberg im Schloffe sitzt froh im schönsten Saal,
Der Pfälzer Churfürst Friedrich, beim stolzen Siegesmahl,
Auch die gefangnen Grafen, sie sitzen mit am Tisch;
Da setzt man, köstlich duftend, vor beide Braten und Fisch.

Es ſchäumt in goldnen Kannen der gold'ne Rebentrank;
„Den Becher!“ ruft der Churfürſt, „bring ich dem Sieg zum Dank!“
„Sieg ſey mir treu vor allen! wie meine Pfalz ſo treu,
„Wie meint ihr gute Grafen, ob ich verlaſſen ſey?!“

Stumm blicken beide Grafen auf's goldene Geſchirr,
Gar üppig ſchmeckt der Braten; „was denkt ihr Herr'n von mir.“
So ruft der Churfürſt freundlich, — „bin ich ein ſchlechter Wirth?
„Ich hab' euch eingeladen, und ſicher hergeführt.“ —

„Mit nichten!“ ſpricht Herr Ulrich! „ihr haltet guten Tiſch,
„Gar würzig ſchmeckt der Braten, gar köſtlich lockt der Fiſch;
„Nur Brod allein vermiß ich; das Brod würzt Speis und Trank.“
Da ſpricht im Zorn der Churfürſt: „das nenn' ich ſchlechten Dank!“

Und von dem Mahle geht er zum offnen Fenſter hin;
Die Gäſte folgen ſtaunend; er ſpricht: „Seh't den Gewinn!

„Schaut hin auf alle Felder, die ihr zu früh gemäht,
„Jetzt faßt euch selbst die Sichel, die ihren Herrn verräth!“

„Speis't doch vom lockern Brode der Saat, die ihr zerstört,
„Ei! werdet satt vom Segen, den ausgetilgt Eu'r Schwert! —
„Euch duften zwar andere Speisen, das Brod fehlt euch allein,
„Doch mancher seufzt und betet, wär nur ein Krümchen sein!“

„Ihr stolzen Herrn und Grafen! Was gilt euch Volk und Land? —
„Wär Gott nicht da, zu strafen, ihr legtet wohl die Hand
„Nicht bloß an Brod und Saaten, nein an des Volkes Mark!
„Doch Gott im Himmel richtet, und meine Faust ist stark.

„Ihr Gäst' an meiner Tafel! laßt euch nicht stören mehr,
„Füllt an die goldnen Becher! der meine seht! ist leer.
„Und vollgeschenkt auf's Neue bring ich's dem Volke aus!
„Das Volk hat Lieb' und Treue: der Löw' bewacht sein Haus [1])!“

[1]) Die gefangenen Fürsten blieben an die ¾ Jahr in strengem Gewahrsam und wurden nur gegen ein bedeutendes Lösegeld frei gegeben. Artzt l. c. sagt hierüber: „Nach volgends umb unser frawen tag lichtmeß A. D. **1463** da wart der bischof von Metz ausgeleidingt mit seiner ritterschaft wol umb **70,000** gulden, als man sagt; und leidingt da furter sinen bruder den markgraven aus der gefengniß, desglichen den von W.rtemberg mit aller ihrer ritterschaft, also: der markgrave von Baden solt geben **100,000** gulden, und dafur solt er dem pfalzgraven ingeben die gravschaft von Spanheim zu Cruznach mit seiner zugehörde, darzu Besickheim vor **25,000** und Beinheim vor **10,000** gulden, auch sonst eine große Summa in barem gelt oder uf ziel. Und sollen alle obgenanten herren mit iren dienern dem pfalzgraven ewiglich verbunden sein. Doch so wart dem markgraven ufgesetzt ein gelt **30,000** gulden, wer' es das er den pfalzgraven ausserm Banne schufe, dieweil er gar wol mit dem pabst daran wer'. Doch woll' es der pabst nit thun. Dise leiding als der markgrav aus kam, beschach nechst mitwoch vor Georgis (**20.** April) A. d. **1463**. Darnach uf mitwoch nach sant Gorgen (**27.** April) tag des itztgenanten jars kam der von wirtemberg auch aus umb **100,000** gulden und gab dem widdem (Witthum), den sin hausfraw hette von der Pfalz, wider, wan sie des jungen pfalzgraven Mutter was darzu alle die cleinoter, die ir der pfalzgrave vormals geben hette, als man dazumal sagte."

Sehr schön ist auch diese „Sage" von K. Simrock (S. dessen Rheinsagen) und Gustav Schwab (S. dessen Gedichte) und von H. Rau (die ich im Manuscript besitze) bearbeitet worden.

V.

Trutzkaiser.

1474.

„In dieſen ſchlimmen Zeiten, wer baut mir einen Thurm,
„Darin mein Haupt kann ruhen, bei Hagel und bei Sturm?
„Der Hagel ſchlägt die Saaten; die meinen ſind der Ruhm;
„Die ſchlägt ſo leicht kein Hagel, kein Sturmwind wirft ſie um!

„Wo iſt der kund'ge Meiſter, der ſolchen Thurm mir bau'?
„Der ſtarr und unbezwinglich auf's Land herniederſchau',
„So wie im Licht der Sonnen auf's Volk der Herrſcher blickt,
„Der Thurm ſei wie ein König, der ſich vor niemand bückt."

Es ſprach's der Pfälzer Churfürſt, da trat ein Both' herein,
Der brachte Plän' und Riſſe; ihm folgte hinterdrein
Ein andrer Both' in Eile, der trug ein Pergamen;
Blaß waren ſeine Wangen vom ſchnellen Ritt zu ſehn.

Der Kurfürſt nahm die Kunde und las mit haſt'gem Blick',
Und rief: „Hier mag man ſchauen, wie launenhaft das Glück!

„Ich prüfe Plan' und Riſſe zum Thurm und zum Verließ,
„Mein Feind, der Kaiſer aber macht mir im Plan 'nen Riß.

„Das nenn ich viel gewogen auf ein geringes Blatt,
„Churfürſt ſoll mich nun nimmer benennen Land und Stadt,
„Ein Brief beſiegt den Degen, was nie gelang der Schlacht,
„Dies Blättlein, ſchwarz beſchrieben, legt mich in Reiches-Acht."

Er wiegt das leichte Blättlein, der vielverſuchte Degen;
„Ei!" ruft er dann mit Lächeln: „Das ſprach ich allerwegen,
„Das nenn ich ſchlimme Zeiten, wenn ſo ein Wetter droht,
„Da ſucht ein armer Kriegsmann ein Häuslein in der Noth;

„Mag mich der Kaiſer ſchelten, er ſchilt im ſichern Haus,
„Beim St. Georg, gemächlich ſpricht er die Acht hier aus.
„Drum, wenn der Kaiſer ruhet in ſeinem Haus zu Wien,
„Bringt's auch der Pfalz nicht Schande, zu thun nach gleichem Sinn.

„Schafft mir kunſtfert'ge Meiſter, Werkleute ohne Zahl;
„Ich hab manch Werk erbauet, Trotz bietend frühem Fall,
„Hab ich die Luſt am Schaffen von meinem Stamm geerbt.
„Drum will ich ruhig ſchlafen, von Narben tief gefärbt.

„Langweil'ger alter Kaiſer! nicht acht' ich deine Acht;
„Ich hab doch viel geſtritten, und manches Werk vollbracht.
„Drum kann ich's noch nicht laſſen, und bau den Thurm mir auf,
„Hoch muß er weithin ragen; dein Adler ſteh' darauf!"

Man ſtritt zu langen Tagen, und mancher nach der Schlacht
Schlief nach dem längſten Tage die längſte düſtre Nacht.
Man ſprach im teutſchen Lande vom ſtarken Friedrich viel;
Der Kaiſer, gleichen Namens, ſchwieg bei dem Namen ſtill.

Die Acht ward weit verkündet, ſeit jenem Tag im May.
So oft man ſprach das Wörtlein, der Pfälzer lacht' dabei.
Wie ſollt' er auch ſie ſcheuen? zu finden war kein Mann,
Der, als der Acht Vollſtrecker, nur Einen Gang gethan.

Nach manchen Wochen aber ſtand auch der Thurm erbaut,
Der von dem hohen Berge ins Land herniederſchaut.
„Wie tauf ich doch mein Thürmlein?" der Churfürſt ſprichts und lacht,
„Denn nahmlos ſoll nichts bleiben, was ich mit Kraft vollbracht.

„Nun denn! zu Schutz und Trutze brauch ich Gevattern auch,
„Das iſt in allen Landen ein guter alter Brauch,

„Den Schutz trag ich im Schwerte, der Trutz hat hier Beſtand:
„Trutz-Kaiſer ſoll man's heißen!“ — So ward der Thurm benannt [1]).

VI.

Des Churfürſten Liebe und Ehe.

Wer nahm den Leu'n gefangen? Wer that das ſeltne Werk!
Ward denn des Ruhmes Rieſe urplötzlich jetzt ein Zwerg?
Man hieß den Churfürſt ſieghaft. Wie? iſt er jetzt beſiegt?
Wie kommt's doch, daß der Sieger vor Frauenkraft erliegt?!

Auf ſeinem ſtillen Schloſſe im traulichen Gemach
Ruft eine holde Stimme den ſüßen Frieden wach;
In langen Kampfestagen ſchlief er gar bleich und kalt,
Jetzt blüh't er klar zur Wette mit Blumen mannigfalt.

An wen iſt doch geſendet, die Stimme mild und hell?
(Sie wogt in Zauberklängen ſanft wie ein Frühlingsquell,)
An Friedrich geht die Bothſchaft; ob er die Stimme hört?
Es klirrt an ſeiner Seite doch gar zu laut das Schwert.

Wer ſendet doch die Stimme? Wohl eine edle Frau,
Mit Locken hell und goldig, mit Augen treu und blau,

[1]) (Die Note S. hinter Nr. 6).

Nicht eine ſchönre lebte in aller Frauen Schaar,
O Klara! edle Jungfrau, in Mienen mild und klar!

Es klangen alle Saiten, es quoll das ſchönſte Lied,
Wie bunter Blüthenregen aus Tönen und Gemüth.
Es drang in Friedrich's Herze, der wohl verſtand den Sinn,
Er ſprach entzückt zu Klara: „Willkommen Sängerin [2])!“

„Dein Lied hab' ich vernommen: Willkommen edle Braut,
„Dir hab' ich Lieb' und Leben, und Sieg und Ruhm vertraut;
„Denn Lieben nur iſt Leben, und Ruhm iſt Lieb' allein,
„Unſterblich ſind ſie beide; — wie könnt' es anders ſeyn!?

„Ich zwang viel ſtarke Degen, zwang manchen ſtolzen Mann,
„Mein größter Sieg iſt dieſer, daß ich Dir unterthan,
„Wie ich Dein Herz bezwungen, bezwang die Lieb' auch mich!
„Nur einen Stärkern kennet der Sieger jetzo: — Dich!

„Ich hab' ſo viel geſtritten, kein Feind mich mehr bekriegt,
„Stolz in der Deutſchen Mitte, frag' ich, wer ſo geſiegt?
„Drum mag der Himmel walten, und Friede zieh hier ein!
„Dies Herz braucht keinen Panzer, die Liebe ſchützt's allein.

„Wenn ich in ſchlimmen Tagen das Herz voll Sorge trug,
„So tief als manche Wunde, die je ein Eiſen ſchlug, —
„Du heilteſt Sorg und Wunden mir ſtets mit zartem Sinn,
„Und hauchteſt Töne drüber, o holde Sängerin!

„In Minne und in Sitte warſt Du gar treu und hold,
„Aus Huld und hohen Ehren, wie feuerhältig Gold.
„Laß Deine Huld verſchönen jetzt durch den Fürſtenglanz,
„Laß Deine Treue krönen mit einem Hochzeitskranz."

„Zuſammen muß ſich finden, was ſtark iſt, treu und ächt,
„Die Kraft und auch die Milde, die Liebe und das Recht.
„Gern ruht an Deinem Herzen mein narbenvoller Leib,
„Drum folg mir zum Altare, des Unbezwungnen Weib."

Der Prieſter ſprach den Segen, geheim dem Aug der Welt [3]).
In Liebe pflog ſein Leben der vielgeprüfte Held;
Brautführer war der Friede, der zog im Lande ein,
Der Ruhm wand Hochzeitskronen, das edle Paar zu weihn.

Zwei ſtarke Söhne wuchſen empor aus dieſem Bund [4]),
Von Siegen ruht der Löwe, wacht noch zu jeder Stund,
Er wachte treu am Stamme, der zähe Wurzeln ſchlug,
Bis noch in ſpäten Zeiten er ſtarke Früchte trug.

Er wuchs aus Fels und Steine, umschattend rings das Land,
Kein Sturm hat ihn versehret, versengt kein Sonnenbrand,
Der Löw' war ja sein Hüther, da mußt' er wohl gedeih'n.
Er blüht noch heut' in Ehren, der Stamm der Löwenstein [5])!

[1]) „Es hat selbigen (den Thurm Trutz-Kaiser) der Churfürst Friedrich I. im Jahr 1461 oder 1462 erbaut, als er sich des Erzbischoffs und Churfürsten Diether von Maynz annahm, ihn wider seine Feinde beschützen half, und deswegen vom Pabst in den Bann, vom Kayser aber in die Acht erkläret, und von verschiedenen Armeen zugleich angegriffen wurde. Um aber zu zeigen, daß er weder nach dem päbstlichen Bann, noch der Kayserlichen Achts-Erklärung etwas fragte, ließ er diese Veste gegen dem Ende der Speyerer Vorstadt in der Mitte des Geißbergs aufwerfen, und selbige Trutz-Kaiser nennen. Weil aber dieses Schloß oder Schantz in dem dreißigjährigen Krieg sehr verfallen und verdorben worden, ließ Churfürst Carl Ludwig solche wiederum ausbessern und auf's Neue befestigen, schaffte den verhaßten und dem Ansehen Kayserlicher Majestät zuwiderlaufenden Namen ab, und ließ sie nach der Figur, die sie hatte, den Stern oder Stern-Schantz nennen; zu dem Ende gab er im Jahre 1666 im September einen scharfen Befehl heraus, des Inhalts, daß künftighin bei hoher Straf sich Niemand mehr sollte gelüsten lassen, die neue Sternschantz Trutz-Kaiser zu heißen, und sollten diejenigen, so sie einmahl also nannten, um eine Ducat, zum zweitenmahl um zwo, zum drittenmahl um drey Ducaten, zum viertenmahl aber gar am Leib gestrafft werden. Im letzten Französischen Krieg ist sie völlig verstört und zu einem Steinhaufen gemacht worden

so daß man anjetzo nichts als die bloſſe Rudera davon ſiehet.“ (Aus Kayſer's hiſtor. Schauplatz pag. 168—69).

*) Ueber dieſe Clara theilt uns Kremer in ſeiner Geſchichte Friedrichs folgendes mit: „Nach der Arrogations-Urkunde vom Jahr 1452, hatte ſich der Kurfürſt, um dem Herzog Philipp nicht zu ſchaden, verbindlich gemacht, keine eheliche Gemahlin zu nehmen. Doch erzielte er mit Clara Dettin zwei natürliche Söhne, Friedrichen und Ludwigen. Dieſe Clara Dettin, welche bisher faſt von allen neuen Schriftſtellern mit Unrecht Clara von Dettingen, und von einigen ſogar Clara von Detnang genannt wird, war von Augsburg gebürtig, und eine Hof-Jungfrau zu München geweſen. Die Geſchichtſchreiber ſelbiger Zeiten zeichnen ſie uns ab, als ein Frauenzimmer, welches alle Eigenſchaften gehabt, einen Fürſten zu bezwingen, der ſonſten unüberwindlich war. Sie war ſchön und reizend, hatte Verſtand und ein gutes Herz. Wie es ſcheint iſt unſer Held durch die Anmuthigkeit ihrer Stimme gerührt worden, als welcher ein großer Liebhaber vom Singen geweſen, und daher ſeine Freundin in verſchiedenen Urkunden ſeine Sängerin genannt hat. Der Kurfürſt hatte ſich ſelbige vermuthlich zu der Zeit beigelegt, als er zu Anfang des 1459ſten Jahres ſeine Herren Vettern, die Herzogen von Baiern, in München auseinander geſetzet hat. Dann ſein älteſter Sohn Friedrich war ſchon in dieſem Jahr gebohren worden. Sie erhob ſich dieſes Glücks nicht. Vielmehr war ſie gegen jederman dienſtfertig, und daher bei dem Fürſten und dem Land angenehm.“

Kemnat, der Caplan des Kurfürſten, beſchreibt ſie alſo: „..... Clara was clare von Sitten, clare von Guttigkeit, clar wolredent, clare in ſüſſigkeit vnd Trewekeit, clare vber die hohen weiber, Schamhaft, demüthig, Meſig, ſanfftmutig, Schimper, vnd clare in allen Tugenden, allercleſte in Weis-

heit vnd Vernunft. Die Clara hilt sich in allen claren Sachen also, daß sie von meniglich gelobt vnd lieb gehabt."

Von gleichzeitigen Dichtern wurde sie vielfach besungen.

[3]) Daß sich der Kurfürst mit dieser Clara wirklich vermählt habe, geht aus keiner Urkunde mit Sicherheit hervor; der Kurfürst spricht von ihr immer nur in allgemeinen Ausdrücken, wie: „unsre liebe Clara," „unsere Sängerin ꝛc."

[4]) „Der oft gemelt Pfalzgraff Friderichen der hett zwen natürlicher Sone Friderichen vnd Ludwigen. Friderich wart Thumherr zu Spier vnd Worms vnd waz Prothonotarius des Pabst. Die zwen sone wurden in allen Dugenden ertzogen von Jugent uff vnd mit grosser Forcht zu der Lernung gehalten." (Kemnat in seiner Geschichte des Pfalzgrafen Friedrich p. 203). Der älteste Sohn Friedrich starb jedoch schon im 15. Jahr seines Alters am 16. October 1474.

[5]) „..... Der neue Kurfürst (Philipp) vermehrte diese Kurfürstlichen Wohlthaten nachhero mit der Gravschaft Löwenstein, womit Ludwig von Baiern (diesen Titel hatte der zweite Sohn des Kurfürsten Friedrich) am Sonntag nach der Apostelscheidung 1488 zum erstenmal beliehen worden. Er nahm davon den Titul als Grav von Löwenstein an, vermählte sich sofort mit der Gräfin Elisabet von Montfort und pflanzte mit dieser sein Geschlecht fort, welches in denen Fürsten und Graven von Löwenstein und Wertheim noch jetzo blühet." (Kremer l. c. p. 540, 41).

Aus Peter Harer's Gedicht:

Die Hochzeit des Pfalzgrafen Friderich II. [1]).

1535.

I.

Wie der Breutgam vnd die Princeſſin durch den Biſchoue zu Speyer ſeindt Intronisirt worden.

Zeile 1237—1329.

Volgends über ein kurtze friſt
Man ſich zu dem einſegnen riſt
Der hochwirdig Biſchoue vnd Herr
Mein gnediger Furſt von Speyer
In ſein pontificaln bekleidt
Hett do zu warten ſein beſcheidt
In der Kirchen welche do iſt
Erbauwen ſchon vnd aufs zierlichſt
Geſchmucket was wie ſichs gebirdt
Mit koſtlichem rat wol beziert
Do mangelt nichts an ornaten
Noch ſeyden vnd gulden Waten
Eſſ glaſtet alles in der meng
Was nur gehördt zum Kirchengpreng
Was ordentlich als zugericht
Zur gottes eer die lang vnd ſchlicht

So ſtunden auff dem Hoffe preidt
Nach der zweyer furſten beſcheidt
Bey dem Breutgam gantzs wolgemut
Die fürſtliche verſamblung gut
Vnd das frauwen Zymmer klar
Welches vom adell gladen war
Vnd warten auff die Braudt hofflich
Do furten ſie gar ſenftiglich
Zwen hocherleuchter Herren gut
Der edell Churfürſt wolgemut
Vnd keiſers maieſtat geſandt
Der Marggraue von Berga erkandt
Vergleidten ſchon wol auff den platzs
Aus irem gmach den edlen ſchatzs
Becleidet mit eym ſilberin Stuckh
Künſtlich geworcht, Jr hieng zu ruckh
Das har geſponnen krauß ſin wel
Hinab bis über die kniekel
Dem liechten golt es gleich glaſtet
Darauff ein koſtlich Cron raſtet
An irem Helfflin blankenfar
Lag ein hochgultigs Halffbandt zwar
Solch beide ſtuckh vonn perlin groß
Vnd edlem gſtein gantz ubertmoß
Merklich in feynes golt verſetzt
Jr widder glaſt das gſicht ergetzt

Eſſ waren nichts dan der auffbundt
Von Saphiren blo eckecht vnd rundt
Smaragd grun Turckes den peſten
Diamant daran ergleſten
Jaspis der edell ſtein gehewre
Topaſien Rubein viel tewre
Amatiſten vnd ander men
Stein vaſt klar vnd koſtlichen
Gar meiſterlich dar Inn verſchrenkt
Vnd artlich in einander ghenkt
Do trat fur ir zur kirchen fein
In hohem bracht vnd hubſchem Schein
Das frawen Zymmer vor berirt
Mit koſtlichem gewandt bezirt
Vnd ir jungfrawen ſchon vnd zart
Demnach freuntlich vergleitet wart
Die edell braut zur kirchenthür
Zehen edler Knaben trugen fur
Stangkertzen yder zwo furwar
In ſeyner Handt ſie leuchten klar
Man hort der trompeten lautten ſchall
Der Breutgam vnd die furſten all
Volgten nach mit ſchroem gang,
Keinem was die weill do lang
Nachdem ſo ging der adell fein
Do ſtundt der biſchof in ſeim ſchein

Vnd ornament anthon zierlich
Introniſirt alſo Chriſtlich
Den Breutgam vnd braut lobeſan
Darauff thet man In dkirchen gan
Inn der viel ſüßer ſtym erklang
Te deum Laudamus man ſang
Vnd wart gelobt die trinitat
So den Heyrat verfuget hat
Als das vollendt wie ſich gebürt
Do wardt die Braut widder gefürt
In dem Jungfrawlichen ſchappell
Durch furſten beidt aus der Cappell
Mit vorberurter Ordnung
Vnd loblicher verſammelung
Wol ubern hoffe in ir gemach
Die furſten all volgten ir nach
Vnd gaben ihr alſo das gleidt
Als dar Inn kam die koniglich meidt
Vnd ir Jungfrauwen wolgethan
Die herren thetten all abgan
Jeglicher in ſein loſament
Das ander frauwen Zymmer bhendt
Wardt gleichermaſſen auch vergleidt
Durch die ſo des hetten bſcheidt
In ir gemach biſſ zum nachtmal.

[1]) Dieſes Gedicht Peter Harers (Sekretair des Pfalzgrafen Ludwig V.) befindet ſich in Original, ohne Zweifel von des Verfaſſers Hand, **Cod. palat. Nro. 337.** Es zeichnet ſich durch eine ſchöne Handſchrift, weniger durch Poeſie aus; aber als Beitrag zur Geſchichte der Sitten, Gebräuche und der Sprache der damaligen Zeit hat es hiſtoriſchen Werth, vorzüglich da es von einem Augenzeugen, der mit ſeiner Beſchreibung bis ins Kleinlichſte ging, herrührt. Die Auszüge, welche ich hier zum erſtenmal dem Drucke übergebe, haben nicht gerade beſondern poetiſchen Werth; bei der Auswahl leitete mich nur der Inhalt, der Scenen ſchildert, die uns weniger bekannt ſind, als große Turnire und fürſtliche Gelage. Das ganze Gedicht beſteht aus **4377** Verszeilen, und hat folgenden Inhalt:

1) Die Vorrede Zeile **1—48.**

2) Vonn Pfalzgrafen fridrichs Hertzogen Jn Bayern werbung vnd Handlung bei Römiſch Kaiſerlicher Mät (Majeſtät) in Hiſpanien vmb irer Mät momen (Muhme) frewlin Dorotheam geborne konigin von Denmarkh, Zeile **49—98.**

3) Abſchiedt des Furſten von Kaiſerlicher Mät vnd wie dem Jn Probandt frewlin Dorothea wurklich vermahelt wardt Auch darnach anheym gezogen iſt. Zeile **99—168.**

4) Wie die Kongin zu Frankenreich kongin Maria gubernantin Jm Nidderlandt vnd frewlin Dorothea zu Cammerich beyeinander geweßenn vnd von dannen geſchieden ſeindt. Zeile **169—270.**

5) Wie beide Chur vnnd Furſten die ſachen zur Hochzeit ruſten vnd der Breutgam widder von Bayern gen Heidelberg kam. **271—379.**

6) Von der Princeſſin Vnd dem bayeriſchen Stam. **380—444.**

7) Wie Frewlin Dorothea vonn Probandt abschiedt vnd den Rhein herauff zu irem edlen Breutgam zohe. 445—516.
8) Wie Pfaltzgraue Ludwig Churfürst ꝛc. die Braut empfahen vnd vergleitten ließ. 517—655.
9) Wie der Breutgam seyner gesponß entgegen ist geritten vnd Jm vheldt entpfangen hat. 656—758.
10) Wie der Breutgam mit seyner Braudt zu Heidelberg eingeritten ist. Zeile 759—1053.
11) Wie man aufs Schloß zu Heidelberg komen vnd der Churfürst die Braut entpfangen hat. 1054—1236.
12) Wie der Breutgam vnd die Princessin durch den Bischoue zu Speyer seindt Jntronisirt worden. 1237—1329.
13) Wie das nachtmal gehalten vnd was für Herren zu tisch seindt gesessen. 1330—1554.
14) Wie eyn nacht Tantzs herlichen gehalten wardt Vnd wie die geladen Frauwen vnd Jungfrawen vom Adell genennet seindt. 1555—1955.
15) Wie das beyligen beschah vnd der Tantzs verendet wardt. 1956—2009.
16) Wie man morgens der Braut geschenckt hat. 2010—2212.
17) Wie morgens der Furstlich Kirchgang beschah. 2213—2373.
18) Wie nach dem Kirchgang dz morgenmal gehalten warde 2374—2460.
19) Wie man Jn Küressen Turnirt hat, vnd wer die selbigen gewesen seindt. 2461—3030.
20) Wie man vom Tuvnier Jst abgezogen ꝛc. 3031—3086.
21) Wie der obent Dantzs gehalten vnd die Dänckh den Turniereren außgeben seindt worden. 3087—3231.
22) Was am volgenden Dinstag gehandelt wardt. 3232—3256.
23) Wie das Gsellen stechen ist gehalten worden. 3257—3534.

24) Wie zum obent Dantzs den peſten Stichern der Dankh iſt geben worden. 3535—3670.
25) Wie man ſcharpff gerennet hat. 3671—3927.
26) Wie man mit den Rennern von der Pan iſt abgezogen. 3928—3987.
27) Wie der obent Dantz gehalten vnnd dem peſten Renner der Dankh gegeben wardt. 3988—4021.
28) Wie man von der Furſtlichen Hochzeit abgeſchieden. 4022—4087.
29) Wie der Hochberumbt Furſt hertzog Fridrich pfaltzgraue ꝛc. von eyns rats zu Nuremberg geſandten entpfangen vnnd was ſein gnaden vnd dero gemahell für Reuerentz da ſelbſt erzeigt iſt worden. 4088—4233.
30) Wie man von Nuremberg abgeſchieden vnd zum Steuwenmark ein kommen Iſt. 4234—4367.
31) Beſchluß dieſes gedichts. 4368—4377.

Das ganze ſchließt mit einem Akroſtichon auf den Namen Peter Harer und der Jahreszahl 1536.

Harer's Manuſcript iſt ſowohl auf dem Einband deſſelben, als auch von Mone in ſeinem badiſchen Archiv B. I. pag. 88. irrig als ein Gedicht von der Hochzeit Friedrich des Dritten angezeigt. Friedrich der III. kam erſt nach Ottheinrich, dem Sohne der Dorothea zur Regierung, und Friedrich III. konnte alſo nicht der Bruder Ludwig des fünften ſeyn. Zudem war Friedrich III. aus einer ganz andern Linie, nämlich der Simmerſchen; ſeine erſte Gemahlin war Marie von Brandenburg, und ſeine zweite Amalie von Moeurs. Auch in Wilkers Catolog der Heidelberger Manuſcripte iſt dieſes Gedicht fehlerhaft angegeben.

II.

Wie man morgens der Braut geſchenckt hat.

Zeile 2010—2212.

Als nun der helle Tag herglaſt
Des ſchön menglich erfreuwet vaſt
Bſonderlich die edlen Degen
Die der kurtzweil ſollten pflegen
Vnd kam her die beſtimbte ſtundt
Da zu der fürſtlichen ſchanckung
Nach loblicher gewonheit alt
Alda wurden beſchieden balt
Die frauwen vnd Jungfrauwen ſchon
Das ſie ſolten all hinauff gon
Zu der braudt in ir gemach
In der kamern man ſitzend ſach
Die fürſtlich braut hoch lobeſam
In dem ſchlaffbett wie ſichs gezam
Irem furſtlichen ſtandt gemeſſs
Koſtlich war zu gericht der ſeff
Golt vnd ſeiden zirdten herrlich
Das bettgewandt vnd den deppich
So waren alle wendt bekleidt
Mit gewurckten tüchern lang vnd breit
Inn ſolcher kammern welch gericht
Was luſtig gantzs zu dem geſicht

Der edell breutgam ſchon bezirt
Mit vollem golt ſein gwandt florirt
Stundt neben ir In zobeln ſchauben
Sie beidt geſchmuckt wol gewurckt hauben
Von golt auff irem goltfarben hor
Manch edell gſtein erleuchtet klor
An der braut vnd breutgam fein
Manch Berle hell dabei erſchein
An koſtlichkeit mangelt gar nicht
All ding waren wol zugericht
Zu erſt der loblich breutgam thet
Mit eyner lang zierlichen redt
Seins hertzens aufferwelte braut
Geliebte vnd holtſelig braut
In des Churfürſten vnd ander
Seiner geliebten gebrüder
Keyſer vnd konglicher bottſchafft
Auch fürſten herrn vnd Ritterſchaft
Gegenwertigkeit vnd beyſein
Bemorgen gaben fruntlich fein
Wie das zuvor war abgeredt
Dieweil ſein gnadt auff dem ſtaffbedt
In rechter liebe onuerdroſſen
Den heyrat gentzlich beſloſſen
Vererdt darzu ir furſtlich gnadt
Mit eynem trefflichen kleynadt

War von rubein erleuchtend hell
Eyn artlich wolgefaßt tafell
Auch ein von klarem dyamant
Eyn ſcheinbar perlin daran hang
Hochgultig zwar vnnd großes werdt
Mit frohlich vnd zugtiger berdt
Solch hohe gab nam dankbar an
Die edell Furſtin lobenſan
Der Romiſch kong vnd mechtig furſt
Des hertz nach rechter tugend durſt
Freymutig mit Herr Ferdinandt
Hatt ir zu eyner ſchankung gſandt
Bey ſeyner loblichen botſchaft
Gemacht mit rechter meiſterſchafft
Eynn furtreffendt halffbandt furwar
Beſetzt mit edlen ſteynen klar
Inn ſeynes golt kunſtlich verfaßt
In keſten ſchon gaben ſie glaßt
Mit hellem ſcheynen dem brehen
Dyamant Rubein roſen ſpehen
Auch perlin viel vnderſpicket
Daran hieng ſeuberlich gezwicket
Eyn kleynot mit eyner groſſen
Koſtlichen dyamanten roſſen
Darob ein brennender rubein
Mit eynem hangenden perlein

Darzu vier zymern zobeln
Furbundig gutt man ſoll loben
Das milte konigliche hertzs
Vff ettlich tauſend one ſchertzs
Ducaten ſchwer geachtet ſein
Solch hochwichtige ſchankung fein
Damit er ſeyne baſſ vererdt
In baiden ſey viel heils beſcherdt
Nach dem der Churfürſt hochbezirdt
Gar tugentlichen preſentirt
Seyner geliebten gſchweihen klar
Eyn ſchones kleynot welches war
Nachgeender maſſen ordinirt
Ein eychner baum luſtig formirt
Mit perlin groß gleich eicheln gſtalt
Hett ich ſolch frucht in meynem walt
Wurde ich deſt ee meins ellends qweit
Auff diſſem baum erglaſtet weit
Eyn palas mit dymanten zwen
In grünem platzs ſo ſah man ſteen
Eyn hubſchen hirſch trug zu eynr zier
Auff ſeynem rückchen ein ſaphier
Vnden am baum waren behafft
Noch ein Saphir mit meiſterſchafft
Vnd zwen pallas vaſt hell und ſchon
Eyn gutte ſum mags koſtet hon

Solch hohe gab geantwort wardt
Der hochgepreißten furſtin zardt
Mit einer wolgezierdten redt
Vonn ſeyner gnaden wegen thet
Sein hoffmeiſter berumbt vnd klug
Furtragen auffs freuntlichſt gnug
Mit ſonnderlichem erpieten
Wolt recht freuntſchaft mit ir nieten
Das nam furwar gantz danckbarlich
Die Furſtin an vnd beualh ſich
Hin widderumb mit freuntlichkeit
Zu eynem koſtbarlichen kleit
Deß hertzogen auff Meyenlandt
Bottſchaft zu der hochzeit geſandt
Thett ſchenken der braut wolgemut
Ein ſchones gulden ſtuckh vaſt gut
Gedoppelt rott Jn rauhem golt
Eſſ was wol werdt viel reiches ſoldt
Seyner gnaden gemahell war
Der braut leipliche ſweſter klar
Dernwegen er verordnet hadt
Jrn gnaden ſolch koſtliche wadt.
Erzeiget auch ſein Schwagerſchafft
Zu beſtettung irer freuntſchafft
Der durchleuchtig hochgeboren her
Des Breutgams geliebter Vetter

Hertzog Ottheinrich mit der ſchenck
Die er antwort Jn irn hendt
Hochſchetzig gut vnd auch koſtlich
Sie nam es an recht danckbarlich
Eſſ war ein koſtlichs Cleynat gut
Hett vier gantzs ſchöner demut
Vnnd in der mitt ein rots Rubein
Jn yedem eckh vier perlein
Vnd hiengen ettlich vnden dran
Luſtig was es zu ſehen an
Darnach durch ſeyne botſchafften
Auff rechter trew eygenſchafften
Ließ der from vnd hochwirdig herr
Biſchof zu Freiſingen, Welcher
Jſt mit tugent ubergoſſen
Auch vom ſtam der pfaltzs entſproſſen
Des breutgams bruder trew vnd milt
O hoher Furſt der haſt gezilt
Vff eynem durchleuchtigen leib
Die dir wart geben zu eym weib
Auff dem Bayriſchen blut
Solch edell Furſten werdt vnd gut
Vnnd die ſo bruderlich vereindt
Das nichts dan rechte trew erſcheindt
Vnder allen Jren gnaden
Wo ſolch eynigkeit geradten

Bey brüdern thut das gfellet gott
Viel nutzs es auch gewürcket hott
Zum offtermal auff dieſſer erdt
Wie hochlich ſoll werden gemerdt
Dein lob noch heutigs tags furwar
Nach deynem namen Philips klar
Solch hochgemelter biſchoff iſt
Philips genant derſelb trewlichſt
Die furſtlich braut ſein liebe geſchwey
Vereren ließ gantzs heerlich frey
Auch mit eym koſtlichen halßbandt
Acht tafeln waren dran gewandt
Vonn glaſten dem edlen geſtein
Etlich perlin lautter vnd rein
Zwuſchen ſolch tafeln wol verzwickt
Dreyzehen puncten man auch blickt
Das Bayriſch wappen drein florirt
Weiß vnd blo es ſcheinbar zirt
Sieben perlen vnd Dyamant
Jn eynem kreißlin ſo dran hang
Von purem golt artlich gewirkt
Die ſtein Jn keſten wol beſterckt
Des frommen Furſten treuw man trifft
Mit danckh entpfing ſie diſſe gifft
Die andern Schwäger vnd herren
Thetten alle freuntlich vereren

Nach einander in ordenung
Mit viel dienſtlicher erpietung
Die loblich braut vnd haben
Viel ſchöner kleinat vnd gaben
Irer gnaden hofflich geſchanckt
In allen wart zuchtig gedanckt
Damit ir liebe verbetſchirt
Vnnd mit der Zeit gemeret wirt
Solch angehengte freuntſchaft gut
Gott hab ir gnaden all In hut
Volgends koſtlicher drinckgſchirr fein
Die von in gaben hellen ſchein
Vonn golt und ſilber wercklich gemacht
Wurden der edlen braut furbracht
Inn gutter zal vonn herren vnd ſtetten
Die ſie allſambt ſchencken thetten
Mit vaſt großer Reuerentz
Erpietlich neben der preſentz
Ganz freuntlich vnd demutiglich
Nach ſeynem ſtandt yder gſchicklich
Als nun ſolch ſchenck ir endung hett
Die braudt gehaben von dem bett
Vnd yederman geſchieden ab
Wart ſie bekleidt mit ander hab
Vnd ſchickt man ſich zu der kirchfart
Wie alles vor beſchieden wart.

Heinrich von Valois, Herzog von Anjou.

Von

Heribert Rau.

1573.

Staubwolken fliegen auf! — Ha! — Reiter groß an Zahl —
Sie sprengen lustig her durch's ferne Neckarthal. —
Das blitzt und funkelt ja, daß mir die Augen brennen! —
Jetzt rollt das Banner auf — jetzt kann ich sie erkennen —
Es sind Franzosen, Herr! — Doch sicher nicht zum Streite
Erscheinen sie vor Euch, sie führen Festgeleite."
Also vom Thurme hoch der Wächter eifrig spricht.
Der fromme Friedrich hört's und spricht: „Ich bin bereit,
Sie freundlich zu empfahn. Der Gast ist mir bekannt,
Heinrich von Valois ist's, der jetzt nach Polenland
Mit seinen Mannen zieht, die Krone zu empfangen.
Ihn treibt zu uns, glaubt mir, nicht eigenes Verlangen;
Er trauet sicherlich uns Hugenotten nicht;
Doch macht's sein Bruder ihm, der König, wohl zur Pflicht,
Damit kein Unbill er im fremden Land erfahre,
Und sich der deutschen Gunst im Voraus schon bewahre.
Er komme nur getrost und ziehe friedlich ein;
Zwar werden wir ihm hier ein strenger Mahner seyn;

Doch dinget man bei uns nicht blutbegier'ge Horden,
Den Andersdenkenden im Schlafe zu ermorden."

Der Kurfürst spricht's mit Ernst, ertheilet die Befehle,
Und zieht sich dann zurück in seines Schlosses Säle.

Indessen war die Schaar der Franken angekommen
Und hat auf flinkem Roß den Burgweg bald erklommen.
Welch zierlich prächt'ger Trupp; wie blitzen die Gewande
Von Gold und Edelstein! Was selbst die fernsten Lande
An auserles'nem Schmuck, an einzig schönen Gaben,
An Farbenpracht und Werth nur darzubieten haben,
Dies alles sieht man hier in lieblichem Verein.
Der Perle reinen Glanz, des Demants Wunderschein,
Des Tiegers scheckig Fell, des Hermelines Pelz,
Den Perlenmutter auch in seinem Farbenschmelz
Vom Reiher und vom Strauß die reiche Federpracht
Von Helm und Harnisch Dir mit Lust entgegenlacht.
Doch prangt vor Allen wohl im ganzen Reitertroß
Heinrich von Valois auf seinem Berberroß.
Hoch sieht man ihn empor aus ihrer Mitte ragen;
Stolz wieget sich das Haupt, bestimmt die Kron zu tragen.

Jetzt ist das Thor erreicht, es öffnet weit die Flügel,
Der Herzog sprengt herein, schwingt rasch sich aus dem Bügel —

Wirft Peitsch' und Zügel weg — — Doch wie? — was
soll das seyn? —
Er findet sich erstaunt im weiten Hof allein.
Kein Diener ist zu sehn von Nahe noch von Fern;
Welch schmählicher Willkomm solch' königlichem Herrn!
Mit unterdrücktem Zorn, mit wuthgebleichten Wangen
Wird endlich an der Thür der stolze Gast empfangen.
Zwei deutsche Edelleut', gepanzert ganz in Stahl,
Die führen schweigend ihn bis zu dem Kaisersaal.
Da öffnet plötzlich sich die zwiegespalt'ne Pforte —
Der Herzog steht erblaßt, — ihm fehlen Sprach' und Worte.
Er schaut entsetzt sich um — welch eine Schreckensstunde —
Denn dicht gedrängt um sich erblickt er in der Runde
Nur Hugenotten, die, der Mordnacht jüngst entfloh'n,
Hier Schutz und Schirm gesucht an Kurfürst Friedrichs
Thron;
Und ihm entgegen blickt, hoch an des Saales Wand
Coligny, wie er stirbt, gemalt von Meisterhand.
Von der Begeistrung Strahl die Züge übergossen,
Erblaßt der alte Held durch Valois Mordgenossen. —

Noch starrt der Herzog stumm hin nach dem grausen
Bild,
Da grüßt der Kurfürst ihn mit Worten sanft und mild,
Und wünscht ihm alles Glück zu seiner neuen Krone,
Und friedlich Regiment auf Polens schönem Throne.

Drauf muß der Frankenfürst manch strenges Wort noch hören
Von jenem schändlichen, blutdürstigen Verschwören
Der unglückseligen Bartholomäusnacht,
Die blinder, wilder Haß unchristlich angefacht;
Von Frankreichs Hinterlist und oft gebrochner Treue,
Und daß der Hof sich nicht des frechsten Lasters scheue.
So spricht der deutsche Fürst mit Würde und mit Ruh,
Dem stolzen fränk'schen Gast an seinem Hofe zu.
Dann läßt er königlich und reich bewirthen ihn,
Doch mundets Valois nicht, er sehnt sich, fortzuziehn.
Von Heidelberg hinab, dem schönen Felsenschloß,
Eilt schweigend und beschämt alsbald der fremde Troß.
Es blitzet Gold und Stein vom Harnische, dem blanken,
Es weht der Federnschmuck im Wind mit stolzem Schwanken,
Doch hört der Pförtner noch den Herzog Anjou schwören;
Von nun an soll kein Gott ihn jemals mehr bethören,
Selbst in der größten Noth, bei solchen deutschen Bären —
Noch gar auf Heidelberg — je wieder einzukehren [1])! —

[1]) „Als zu Ende des Jahres 1573 und zu Anfang des folgenden, Heinrich, Bruder des französischen Königs Karl IX. und dessen Nachfolger als erwählter König von Polen dahin durch Teutschland reisete, wurde ihm Ludwig, Graf von Löwenstein, Herr von Scharfeneck als kaiserlicher oberster Begleitungs-Commissär beigegeben. Ein ungenannter Sekretär desselben hielt hierüber ein umständliches Tagebuch, welches auf 7 Bogen in Quart gedruckt erschienen ist. Hierin kömmt

unter andern interessanten Zügen folgende Anekdote vor: „Auf wiederholte Einladung Kurfürstens Friedrich III. zu Pfalz durch seinen zum Empfang und Begleitung entgegengesandten Prinzen Christoph, daß, weil er Leibsschwachheit halber nach Oppenheim nicht kommen könne, der König ihn zu Heidelberg besuchen möchte, begab sich dieser am 11. December dahin. Der Kurfürst lag zu Bette und konnte deßwegen keiner Freude mit dem Könige pflegen, oder sich viel mit ihm besprechen. Auf dessen Anregung aber las ihm, als er ein wenig erwarmt war, Graf Ludwig von Nassau, des Prinzen von Oranien Bruder, im Kurfürstlichen Gemache bei genommener Gelegenheit eine ernstliche Collecte (Text) wegen des vor einem Jahre in Paris und andern Orten Frankreichs, wider alle Treue und Glauben an dem Admiral (v. Coligny) und Einem Glaubensgenossen unmenschlicher Weise verübten Mords (Pariser Bluthochzeit) welche Gott nicht ungestraft lassen würde. Der König suchte denselben damit zu entschuldigen, der Admiral habe auf der Hochzeit eine heimliche Meuterei anrichten, und den König seinen Bruder überfallen wollen. Der Kurfürst fragte ihn aber flugs: Lieber! Wie stark ist der Admiral mit allen seinen Hugenotten auf die Hochzeit kommen? Und da der König geantwortet: auf tausend Pferde stark, fragte der Kurfürst weiters: Ist gut, Lieber, wie stark ist aber der König wohl da gewest? Auf des Königs Antwort: auf dreitausend, sagte der Kurfürst: Da liegts! Wie hätten tausend wider dreitausend etwas anfangen dürfen in einer solchen großen Stadt, wo männiglich gern die Hände in der Hugenotten Blut gewaschen hätte? Sehet selbst, wie es so gar nicht klapte, und eure Reden wider euch selbst zeugen. Diese verdrüßliche Vorhaltung soll in die fünf Stunden lang gewährt haben, worüber sich auch des Königs Kanzler zu Oppenheim hernach sehr beschwert hat." (Aus Freih. von Hormayr's Taschenbuch 1833 p. 43—44).

Andere Chroniſten erzählen dieſe Scenen mit verſchiedenen Varianten, wie Rau in ſeinem Gedicht. Man vergleiche hierüber die Worte des Präſidenten de Thou, des P. Daniel und Kayſer's Schauplatz p. 305. Schreibers Vaterländiſche Blätter 1812. Nr. 18 ꝛc.

Kurfürſt Friedrich V. von der Pfalz. Der Winterkönig,

von

Eduard Duller.

I.

Des Kurfürſten Tafel zu Amberg.

(1619.)

Im ſchönen Böhmerlande war blut'ger Haß entbrannt,
Man ſah vom Thron geſtoßen den König Ferdinand [1]),
Der alt' und neue Glaube entflammte jedes Herz
Zu kühnen Männerthaten zu Muth in Noth und Schmerz.

Da war's in jenen Tagen, vom blut'gen Haß erfüllt,
Daß Kurfürſt Friedrich fröhlich zu Amberg Tafel hielt.
Zu Gaſt ſaß edler Herren 'ne ungemeſſne Zahl,
Manch Sprüchlein ward geboten beim goldenen Pokal.

„Was böt' man für ein Sprüchlein," nimmt nun der Fürst das Wort,
„Zög ich als Böhmerkönig nach Prag zur Krönung fort?" —
„„Ihr seyd gar keck in Wünschen! Wünscht Euch dergleichen nicht!
„„Der Spruch kläng schlimm!"" sein Vetter, Herr Max von Bayern spricht. —

Der alte Fürst von Anhalt versetzt dafür ihm schnell:
„Kommt That, folgt Rath! Das wäre das Sprüchlein, das ich wähl'."
„„Noch schlimmrer Spruch als Wünsche!"" Herr Max von Bayern meint;
„„Kommt Rath, folgt That, soll's heißen, dem Sprüchlein wär ich Freund!""

Wie sie so freundlich zanken, hebt Friedrich den Pokal,
Da treten zwölf edle Böhmen, gesandt vom Tag der Wahl,
Herein zur vollen Tafel, und sprechen diesen Gruß: —
„Heil dir! du neuer König! — dem Böhmen hulden muß!" —

„Was bebt Ihr vor der Nachricht, die Euch so freudig klingt?"
Spricht leise der Fürst von Anhalt; — „Wie? aus der Fassung bringt

„Euch dieſes Wörtlein: König! das hoch vor aller Welt
„Den edlen Fürſten Friedrich auf des Lebens Gipfel ſtellt!?“

Der Kurfürſt aber ſchweiget und wird ſo trüb und bleich,
Und läßt den Becher ſinken! — „Mein Vetter! hütet Euch,“ —
So warnt Herr Max noch einmal; „weiß Gott! ich lieb Euch warm!
„Aus dieſer Krone wächſt Euch viel Leid und bittrer Harm.“

„Der Gott, der Kön'ge ſalbet, der krönte Ferdinand,
Daß ihn vom Thron nicht ſtürzen kann der Rebellen Hand.
Und iſt er auch jetzt vertrieben; der Glanz der Majeſtät
Strahlt heller als die Sonne; da er nie untergeht.“ —

„Drum nach dem Gut des Andern ſtreckt nicht die reine Hand! —
Nehmt's auch nicht an, geboten; — 's iſt Eures Unglücks Pfand! —
Beſtand hat nie das Unrecht auf Erden durch lange Friſt! —
Traut nicht, mein theurer Vetter! des Glückes Hinterliſt!“ —

Der Kurfürſt ſchweigt; es iſt ihm die tiefſte Bruſt bewegt,
Wenn auch das Herz, begierig, entflammt ihm höher ſchlägt.
Ein Wink entläßt die Tafel, die er den Gäſten gab; —
Noch reiſ't am ſelben Abend Herr Max nach Bayern ab.

[1]) „Man ſah vom Thron geſtoßen den König Ferdinand." — Ferdinand der Habsburger, von des Hauſes Steyriſcher Linie, ward nach dem Ausſterben des öſterreichiſchen Hauſes in den Brüdern und römiſchen Kaiſern Rudolph II. und Matthias, Herr der geſammten Habsburgiſchen Erblande in Ungarn, Böhmen, Oeſterreich, Steyer, Kärnthen ꝛc. und römiſch teutſcher Kaiſer. Bereits im Jahre 1617 am 29. Juni ward er, noch bei Lebzeiten des Mathias als König von Böhmen deſignirt. Böhmen, Mähren, Schleſien und die Lauſitz aber gingen auf allgemeiner Verſammlung zu Prag am 23. Juli 1619 (nach Mathias Tode) damit um, ihm Böhmens Krone zu nehmen. Während dieſer Zeit war Ferdinand, der Zweite ſeines Namens, zu Frankfurt zum Kaiſer gewählt, und ebendaſelbſt als ſolcher gekrönt worden. Aber im ſelben Monat (Auguſt 1619) erklärten die böhmiſchen Stände ihn ihrer Krone verluſtig, dieſe mithin wahlfrei, und vollzogen am 26. Auguſt beinahe einſtimmig die neue Wahl Friedrichs V. von der Pfalz, der am 25. October zu Prag gekrönt ward.

II.

Des Churfürſten Entſchluß.

Im alten Säulengange bei Nacht der Churfürſt ſtand,
Noch ſpät der Zukunft ſinnend, das Haupt geſtützt in die Hand;

Des Vetters treue Warnung trägt er in tiefer Seel'
Und ſchwankt mit ſchwachem Muthe jetzt zwiſchen Recht und Fehl! —

Da tritt zu ihm die Gattin, die Männin Eliſabeth,
Des Brittenkönigs Tochter [1]), ein Weib voll Majeſtät,
Und ſpricht die zürnenden Worte: „Dies Zögern ziemt Euch ſchlecht; —
„Wagt, (darf man's Wagniß nennen! —) wer wagt, hat gutes Recht!"

„O wie ſo ganz unmännlich Ihr jetzo vor mir ſteht! —
Das Glück, es beut Euch Kronen! — Ergreift ſie nicht zu ſpät! —
Das Glück hat Königs-Laune, faßt es mit Königs-Kraft,
Lehrt es nicht, Euch verachten; wahrt es in ſichrer Haft!" —

Der Kurfürſt, bange flüſternd, erfaßt ſie bei der Hand,
Und ſpricht: „Wohl hab' ich manches im Geiſte jetzt erkannt,
„Auch ſprach mir Max, mein Vetter von Bayern ein redlich Wort;
Wie bald mag um die Krone entglühen Krieg und Mord!"

„Du wankſt, — erbleichſt?“ verſetzt ihm die Fürſtin,
„bleiche Schmach!“
Biſt du vom alten Blute der tapfern Wittelsbach? —
Weh mir, daß ich den Schwächling erkor zum Ehgemahl,
Der, wenn man Kronen bietet, flieht vor der Königswahl!“ —

„O laß dich träumen mind'ſtens, du ſchöner goldner Reif,
Den ich, des Schwachen Hausfrau, im Leben nie ergreif'!
Weh jener Stunde, da ich mit dir ſtand am Altar,
Da uns der Prieſter Gottes hieß ein gefürſtet Paar!“

„Auf Englands ſtolzem Throne ſah ich das Licht der Welt;
Sah alle Meer' der Erde vom Königsnamen geſchwellt,
Wer eine Königstochter gewagt von Englands Thron
Zur Gattin ſich zu wählen, zagt er vor einer Kron'?“ —

„Weib! Weib!“ verſetzt der Kurfürſt, „du gebierſt mir mein Geſchick!
Sey's, wie es ſey; ich folg' dir; ich will vertrau'n dem Glück!
Wer weiß zwar, was uns morgen mitbringt der junge Tag,
Doch! — fort! — Ich folg dir! — Morgen geht unſ're Reiſ' nach Prag.“

[1]) „Kurfürst Friedrich V. führte Elisabeth, König Jacob von England Tochter heim (1613). — — Seltener Art, und besonders prachtvoll, waren die Feste, als Friedrich seine Neuvermählte nach Heidelberg brachte. Die Stadt soll, so wird erzählt, das militärische Gepränge abgerechnet, mit Oberon's Zauberpallast zu vergleichen gewesen seyn. Große und Edle aus allen Theilen des protestantischen Deutschlands hatten sich eingefunden, unter ihnen Prinz Christian von Anhalt und Graf Wilhelm von Mannsfeld. „Der „Kurfürst und seine herzgeliebte Ehegemahlin, sambt ihrem „Comitat, wurden in gegenwart Zwelff Fürsten, vieler Graf„fen und Herrn, mit 16 Fahnen Fußvolkes und einer Batte„rey von 26 halben Carthaunen, beneben einer stattlichen „Ritterschaft von 2000 Pferden, im Feldlager empfangen „und in die Residenz in guter Ordnung begleitet." Die Siegesbogen und Ehrenpforten waren zahlreich. (Als ein ahnungsvolles Vorzeichen hätte die Krone gelten können, welche beim Einzuge, aus der Höhe eines der Triumpfbogen auf das Haupt der Neuvermählten an einer Seidenschnur herabgelassen wurde, jedoch nur für einen Augenblick.) Von den vier Facultäten der „alten weitberühmten Universität" hatte eine jede ihr besonderes Triumpf-Portal. Ein Freudenfest, ein Schauspiel verdrängte das andere: „kurzweilige Fischerkämpfe auf dem Neckar," Ritterspiele, Ringelrennen, Kübelstechen, Lustjagen, Feuerwerke auf dem Flusse abgebrannt, Ehrentänze von fürstlichen Personen aufgeführt, endlich ein Turnier, das Alles überbot, was von solcher Art bisher in Deutschland war gesehen worden."

(Aus Leonhards Fremdenbuch I. Bd. pag. 29)

Miß Berger behauptet in ihren: **Memoirs of Elisabeth Stuart.** London 1825. Vol. I. p. 204, daß diese Feierlichkeiten „nearly three hundred thousand pounds" (3,600,000 Gulden) gekostet hätten. Das Nähere über diese Feierlichkeiten

iſt zu leſen in: Beſchreibung der Reiß; Empfahung des ritterlichen Ordens; Vollbringung des Heyraths und glücklicher Heimführung; wie auch der anſehnlichen Einführung, gehaltener Ritterſpiel und Frewdenfeſts, des Herrn Friedrichen des Fünften u. ſ. w. und der Princeſſin Eliſabethen u. ſ. w. Heidelberg; 1613." —

III.

Des Kurfürſten Abſchied von ſeiner Mutter.

Es ſteht der Kurfürſt ſcheidend im frühen Morgenroth
An ſeiner Mutter Seite, die voll von Angſt und Noth,
Des Sohnes Bruſt umſchlungen mit treuen Armen hält; —
„Du gehſt von mir, mein Leben, mein Sohn, mein Glück,
meine Welt!?„

„Könnt' ich die düſtre Ahnung, der ich mir bin
bewußt,
Im bangen Herzen tilgen, in mütterlicher Bruſt!
Du nimmſt mir alles, Böhmen! — der Glanz nicht
deiner Kron'
Erſetzt mir, was ich verloren — den heißgeliebten
Sohn!" —

„Um dieſe Kron' erſchau' ich viel namenloſes Weh;
Mög' nie zur Wahrheit werden, was ich im Geiſt jetzt
ſeh'; —

Des Glückes Sonn' geht unter, und geht nie wieder auf! —
Eine Nacht voll Schmach und Elend verhüllt mir ihren Lauf."

O! bleib' in der Pfalz daheime, bleib' in dem schönen Land,
Das harmlos abgeschieden fast nie den Krieg gekannt,
Hier, wo dich pflegt die Mutter, wo dich der Bürger schützt,
Wo der alte, heil'ge Frieden fromm auf den Marken sitzt."

„Wie anders im Land der Böhmen, wo dich kein Herz noch kennt,
Der Meinung furchtbar Ringen frech alle Bande trennt,
Wo der Trotz in den Burgen hauset, wo die Tücke im Hinterhalt
Selbst am Altare lauernd vorbricht mit Riesengewalt! —

„Uebt Mutterſegen Zauber, — so hält es dich jetzt fest. —
Bringt Glück ein Mutterſegen, — weiß ich, daß dich's nicht läßt. —
Sind Mutterwort' gewaltig, — so rufen sie: „Bleib hier!" —
Sind Mutterthränen Fesseln, — so lassen sie dich nicht von mir!" —

Sie ſpricht's; der Kurfürſt ſinkt ihr ſtill weinend an
das Herz,
Sie beugt ſich über den Sohn hin mit heißer Angſt und
Schmerz.
„Kannſt du den Abſchied nehmen? — Sag, ob's dein
Herz vermag!“
Da ruft des Fürſten Gattin: „Wann reiſen wir nach Prag?“ —

Er reißt ſich los von der Mutter; vermag zu ſprechen
kein Wort,
Fort raſſelt der Reiſewagen. — „Sein Schickſal reißt
ihn fort;“ —
Die Mutter ruft es leiſe, — „er kann ihm nicht widerſteh'n;
Da reiſ't die Pfalz gen Böhmen! [1]) — Ich werd'
ihn nie mehr ſeh'n!“

[1]) „Die Churfürſtliche Frau Mutter ſahe ihm aus dem Fenſter nach, als er verreißte, und ſprach: Nun gehet die Pfaltz in Böhmen, (Arnolds Kirch.-Hiſt. T. 2. c. 1. §. 10. p. 891.) welches auch in Anſehung der daher rührenden Verwüſtung der Pfaltz richtig eingetroffen. Ehe aber dieſes Unglück ſeinen völligen Ausbruch nahme, erſchienen zu jedermanns Entſetzen in dieſem Jahr drei Sonnen am Himmel.“ (S. Kayſers Schauplatz von Heidelberg. Frankfurt 1733. Pag. 325. Ueberhaupt geſchahen ſehr viel „erſchröckliche und grauſame Wunder-Zeichen“ am Himmel während der Regierung des Churfürſten Friedrich, welche in Kayſers Schauplatz ꝛc. zu leſen ſind.

IV.

Friedrich's Walten zu Prag und die Schlacht auf dem weißen Berge.

(8. November 1620.)

Zu Prag im Schloſſe tafelt, beim goldenen Pokal
Der neue Böhmerkönig; — er hält ein frohes Mahl, —
Es ſtarrt die reiche Tafel von Silber und von Gold,
Und rings von Kannen und Schüſſeln, kunſtreich verziert und hold.

An ſeiner Seit' die Gattin, der alte Chriſtian
Von Anhalt auch daneben und mancher edle Mann,
Die ſchmauſen unbekümmert und führen frohe Red,
Dabei wird edlen Weines auch wahrlich nicht verſchmäht.

„Die Kaiſerlichen halten wohl jetzt kein ſolches Mahl,
Klar Waſſer füllt man ſelten in einen Goldpokal,
Und trocken Brod zum Imbiß verdirbt den Magen nicht.“ —
Herr Chriſtian von Anhalt, der alte Kriegsmann, ſpricht:

„Mein Sohn hackt ihnen die Biſſen, der jetzt die Sporen verdient,
Daß keiner von Kaiſers Leuten zwei Hufen Lands hier gewinnt;
Kein Pfaff ſoll Meſſe ſingen, ſo lang wir ſtehn darin,
Die Becher angeklungen! — Hoch lebe Herr Calvin!“

Und wie die Becher klingen, tritt bleich herein ein Both',
Der spricht: „Herr König! rettet Euch schnell vor Schmach und Tod."
„„Bist du von Sinnen?"" ruft ihm der König lachend zu; —
„„Schaff uns von deinem Wahnwitz beim frohen Mahl hier Ruh!""

„Mit nicht!" — versetzt erstarrend der Both'; — „die Kund ist wahr;
Wohl dünkt mich hier beim Himmel das Mahl des Belsazar. —
Derweil Ihr fröhlich schmauset, geht Euer Reich verloren," —
Er spricht's, da dringt der Schlachtlärm schon zu des Königs Ohren.

„Dieß Brausen wie Meereswogen stammt vom Gewog der Schlacht;
Schon immer näher wälzt sich's, der Sieg ist längst vollbracht.
Der junge Fürst von Anhalt gefangen in Feindes Händen [1]). —
Das Glück, beim Himmel! eilt sich, mit Euch, Herr König! zu enden."

Bleich tritt der König an's Fenſter, er ſieht mit ſtarrem Blick
Der Seinen Flucht und Unglück, der Kaiſerlichen Glück.
„Weh mir! ruft er verzweifelnd, — „o unglückſel'ger Tag,
Da mich zuerſt begrüßte als König das ſtolze Prag."

„Und weh der Unglücksſtunde, da mir der Antrag kam,
Da ich dem Glück vertrauend der Böhmen Krone nahm! —
O Mutter! — und du mein Vetter, Maximilian, jetzt mein Feind!
Umſonſt! für taube Ohren haſt du gewarnt als Freund."

„Steckt auf die Friedensfahne! — Acht Stunden Stillſtand nur,
Das Theuerſte zu retten auf unverfolgter Flur.
Dein Königstraum, o Gattin! er nahm ein ſchlimmes End'. —
Verſtummſt du? — Eilt zum Feinde, daß er den Stillſtand benennt!"

„Dein Haupt," verſetzt die Gattin, „war ſtets der Kron' zu ſchwach,
„Niemals kann Kön'ge beugen Unglück und Flucht und Schmach. —
Und müſſen wir auch ſchnöde jetzt vor der Ohnmacht fliehn; —
Ich bleib' und ſterb' unbeugſam der Böhmen Königin!" — [2]).

Da kommt der Both vom Feinde und bringt den Stillstand mit,
Der König mit der Gattin schnell in die Fremde flieht; [3])
Wohin er kam, man hegt' ihn, doch Hülfe fand er wenig;
Unglück hat selten Freunde; — er hieß der Winterkönig. —

Am andern Tag, früh morgens ritt Herr Maximilian
Hinein durch's Thor der Hauptstadt und zu dem Schloß hinan,
Mit einer Thrän' im Auge schaut er den leeren Thron; —
„Du unglückseelger Vetter! — wie schwer wog deine Kron'!"

Im Kapuzinerkirchlein sang man das alte Lied,
Das: „Te deum laudamus!" — der Herzog sang es mit,
Da fällt sein trübes Auge auf's Kreuz am Hochaltar; —
„Das ist der Glaub'! — dieß stärkt mich! — den schirmt ich vor Gefahr!"

Wie Ferdinand vernommen die Kund' der Pragerschlacht,
Erging ob Friedrichs Haupte des Reiches strenge Acht; — [4])
Zu Regensburg geschah es; — Bayern! denk' ewig dran! —
Denn — Churfürst hieß von Bayern jetzt Maximilian [5]).

[1]) „Um Mittagszeit erhob sich allgemeiner Angriff; halbstündiges Feuer auf der weiten Kampflinie. Zählings brach

aber von böhmischer Seite der Fürst von Anhalt mit ungarischen Reitern hervor, warf in Wetterschnelle einige Geschwader des verbündeten Heeres, nahm den Anführer Breuner gefangen, und schreckte mit Siegesgeschrei den ganzen linken Flügel. Wilhelm Verdugo's Wallonen hielten mauerfest, bis Oberst Kratz, Graf von Scharfenstein, der tapfere Rheinländer, auf Tillys Gebot mit fünf bayerischen Geschwadern nach einem halbstündigen Gefecht das Gleichgewicht des Treffens herstellte. Die Ungarn wichen dem Stoß. Umsonst wehrte Fürst Christian, der heldenmüthige Jüngling von Anhalt, ihrer Flucht. Er stürzte blutend vom Roß in der Wallonen Hände. Inzwischen hatte Karl Spinello sich einer böhmischen Schanze bemeistert, und die zwei Stücke derselben auf die nächsten Haufen der Feinde gerichtet. Das brachte Tod und Verwirrung in ihre Glieder. Er drang hindurch; entriß den Böhmen den gefangenen Breuner wieder und drei verlorne Fahnen. Da wurden von allen Seiten die Höhen erstiegen; die Schanzen erstürmt. Noch standen die Königischen. Aber die thurnische Schaar, unter ihnen die älteste, auf welche die übrigen alle sahen, wandte, von unbegreiflichem Schrecken befallen, plötzlich den Rücken, da sie vom Feinde nur noch dreihundert Schritte war. Ihrer Flucht entsetzten sich die Uebrigen. In verworrenem Getümmel zerlöseten sich plötzlich die böhmischen Schlachthaufen fliehend die Waffen weggeworfen. Die Reiterei zerstob entschwadert. Nur wenige wurden gefangen; aber bei viertausend ihrer Todten bedeckten das Wahlfeld. Die Schlacht hatte kaum drei Stunden Dauer gehabt. Zehn Stück groben Geschosses und gegen hundert Fahnen waren des Sieges Ehrenzeichen." (Aus Zschokkes bayr. Gesch. 5. Buch. 2. Absch. 6. —).

[2]) „Pfalzgraff Friedrich's hinterlassene Gemahlin, Elisabeth, welche noch biß ad annum 1662 gelebet, und stets in Hollandt, auch noch so hoch intoniret, verblieben, daß, als

ſie Anno 1642 die Einraumung ihres Witthumb-Sitzes Frankenthal geſuchet, ſie in dem Schreiben an Kayſerliche Mayeſtät den völligen Titul einer Königin in Böhmen, Marggraffin zu Mähren, auch Lauſſnitz, und Herzogin in Schleſien geführet, ſich auch zugleich des völligen Wappens gebrauchet, welches aber dergeſtalt übel aufgenommen worden, daß man ihr ſolch Schreiben originaliter unbeantwortet zuruck geſchicket."

(Aus Buckiſch hist. geneal. P. post. Pag. 116.)

[3]) Die Reiſe ging über Breslau nach Berlin, und ferner in Holland, auff daß Engelland, Frankreich, und Dennemark deſto leichter zur Aſſiſtenz möchten beweget werden. Alſo iſt Pfaltzgraff Friedrich Churfürſt, zu Prag gekrönter König gewesen ein Jahr und 5 Tage."

(Buckisch hist. genealog. P. p. pag. 99.)

[4]) „Die Achtserklärung ergieng zu Wien am 12/22 Jänner 1621 ſowohl über Friedrich von der Pfalz als über ſeine Bundesgenoſſen, den Fürſten Chriſtian von Anhalt, Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf, und Georg Friedrich Grafen von Hohenlohe; mit der Vollziehung derſelben in der Oberpfalz ward Herzog Max von Bayern, in der Unterpfalz der General Spinola beauftragt. Dadurch wurde die Oberpfalz wieder bayeriſch." (Duller's Wittelsb.)

[5]) „Kayſer Ferdinand, die Anſtrengungen Herzog Maximilians um ſo reicher zu belohnen, je uneigennütziger ſie unternommen waren, verſammelte gegen Ende des Jahres 1622 einen Kur- und Fürſtentag zu Regensburg, und zwar katholiſcher Seite Herzog Max von Bayern, den Pfalzgrafen von Neuburg, den Erzbiſchof von Salzburg und den Biſchof von Bamberg, die Kurfürſten von Maynz und Cöln; — proteſtantiſcher Seite den Landgrafen Ludwig von Heſſen Darmſtadt, und die Geſandten der Kurfürſten von Sachſen und

Brandenburg. Auf den kaiserlichen Vortrag: „er habe aus „kaiserlicher Machtvollkommenheit gedachte pfälzische Kurwürde „dem Herzog Max von Bayern, der bei dieser Rebellion des „Reiches Wohlfahrt und Rettung anderer gehorsamen Stände „mehr denn seines eigenen Hauses von seinem Vetter unbillig „gesuchte Erhöhung vor Augen gehabt — — — — aus kai„serlicher Dankbarkeit aufgetragen, bis auf die feierliche Inve„stitur, die er auf diesem Konvente vollziehen zu lassen ent„schlossen sey" — erfolgte durch Stimmenmehrheit am 13/23. Hornung der Beschluß des Reichs, daß dem Herzog Maximilian von Bayern („mit Vorbehalt des Ausschlages von Güte oder Recht nach seinem Tode") die Kurwürde verliehen sey. Auch Sachsen und Kurbrandenburg, die früher ihre Einwilligung zu diesem Schlusse verweigert hatten, sagten diese 1624 und 1626 zu." (Duller's Wittelsbacher.)

Die Ahnung.

Von

Heribert Rau.

1655.

Warum so trüb, gestrenger Herr?
Warum denn so allein?
Ihr schaut ja in das Abendroth
Und nicht in's Grab hinein! —
„Ich schaue in das Abendroth
Mir däucht's ein See von Blut;
Mir däucht's ein weites Flammenmeer
In seiner dunklen Glut."

„Und ſeht nur, wie es gierig ſich
An meine Burgen legt,
Und aus den Fenſtern, aus den Höh'n
Mit Purpurzungen ſchlägt!“ —
Herr Pfalzgraf, ei! — was fehlet Euch,
So ſah ich Euch noch nie;
Welch tolle Bilder malet doch
Erhitzte Phantaſie. —

„Nicht Phantaſie, mein Burgvogt, nein!
Ich fühl's im Herzen tief,
Zur Wahrheit wird das Unglückswort
Das jene Stimme rief.“
Mein edler Herr, Gott ſchütze Euch! —
Ich kann Euch nicht verſteh'n.
Sprecht Ihr von böſer Ahnung denn,
Habt Geiſter Ihr geſeh'n?

„Ich ſaß in meinem Speiſeſaal
Und aß, wie ſtets, allein,
Da tönt der mitternächt'ge Schlag
Durch's Fenſter dumpf herein.
Und wie der letzte Schall erſtirbt,
Da wird ſo bang es mir,
Und eine Stimme hohl und tief,
Ruft: „„Wehe Pfalz! Weh dir [1]!““

Ich hab in mancher heißen Schlacht
Den Tod schon angeschaut,
Es hat mir nie vor seiner Macht,
Vor seinem Ruf gegraut.
Doch dieser Stimme Grabeston,
Die dreimal ich gehört,
Sie hat den Muth, hat meine Kraft,
Hat all' mein Mark verzehrt."

„Es drang der Ruf aus jener Welt
Mir tief in's Herz hinein.
Bald wird die schöne stolze Burg
Ein Trümmerhaufen seyn!"
Der Pfalzgraf sprach's und schlich davon,
Das Herz ward ihm zu schwer;
Das Leben war ihm öd' und kalt
Er lächelte nie mehr!

[1]) „Und eine Stimme hohl und tief
Ruft: „„Wehe Pfalz! Weh dir!""

„Dann wird's mit der Pfalz bei Rhein verloren seyn. Was vor eine Menge Truppen, was vor Lärmen und Gedränge!" Mit diesen Worten fuhr der kranke Kurfürst Karl eines Tages plötzlich aus dem Schlafe auf. Der bei ihm wachende Arzt erschrack darüber, aber nicht wegen des Inhalts der Worte — wie konnte er ahnen, welch traurige Weissagung sie enthielten? Sichtbar schwanden jetzt mit jedem Tage die Kräfte des Kurfürsten, und nach fünf Wochen um

die Mittagszeit des sechszehnten Mai **1685**, erlosch sein abgezehrtes Leben. (Badenia I. Jahrg. pag. **277**.)

Sein Tod — mit ihm endigte die simmerische Linie des pfälzischen Hauses — führte den Orleans'schen Krieg wegen der pfälzischen Erbfolge herbei, der so verderblich für die Pfalz ward.

Der Pfalzgraf [1]).

Volkslied.

1689.

Es reitet die Gräfin weit über das Feld
Mit ihrem gelbharigen Töchterlein fein,
Sie reiten wohl in des Pfalzgrafen sein Zelt,
Und wollen fein fröhlich und lustig seyn.

„Frau Gräfin, was jagt ihr so früh schon hinaus?
O reitet mit eurem fein Liebchen nach Haus,
Der Pfalzgraf kömmt selber gleich zu euch hinab,
Sie tragen ihn morgen hinunter in's Grab:

„Es hat ihn eine Kugel so tödtlich verwundt,
Da starb er sogleich in der nämlichen Stund,
Da schickt er dem Fräulein ein Ringelein fein,
Soll seiner bei'm Scheiden noch eingedenk seyn."

„„Hat dich, o Pfalzgraf, die Kugel getroffen,
Wär ich viel lieber im Neckar erſoffen;
Trägt man den Liebſten zum Kirchhof herein,
Steig ich wohl mit ihm in's Brautbett hinein.

„„Will reichen ihm meinen jungfräulichen Kranz;
Will ſterben und ſcheiden von Güter und Glanz;
Lieb Mutter, ſetz du mir den Kranz in das Haar,
Auf daß ich ſchön ruhen kann auf der Bahr.

„„Steck mir an den Finger das Ringelein fein,
Es mit mir ſoll liegen in's Grab hinein,
Ein ſchneeweißes Hemdelein zieh du mir an,
Auf daß ich kann ſchlafen bei meinem Mann.

Auf Töchterleins Grab ſollſt legen ein'n Stein,
Drauf ſollen die Worte geſchrieben ſeyn:
„Hier ruhet der Pfalzgraf und ſeine Braut,
Da hat man den Beiden das Brautbett gebaut.““

[1]) Wahrſcheinlich des Churfürſten Philipp Wilhelms Sohn, Pfalzgraf Friedrich Wilhelm, der vor Mainz den 30. Juli 1689 erſchoſſen wurde. Vergl. Wunderhorn II. S. 262.

Der Blitz.

Von

Heribert Rau.

1764.

Geendet iſt der Streit,
Des Krieges Furie ſchweiget,
Aus Schutt und Aſche ſteiget
In junger Herrlichkeit,
Begrüßt durch Jubellieder,
Der Phönix Friede nieder.

Was mit Barbaren Wuth,
Der Schande unbekümmert,
Auch Frankreichs Haß zertrümmert,
Strebt nun mit neuem Muth
In Deutſchland's ſchönſten Gauen
Der Deutſche aufzubauen.

So aus dem Schutt empor,
Iſt in den Pfälzer Landen
Auch Heidelberg erſtanden.
Es will Karl Theodor
Dort allen Glanz entfalten,
Noch heut den Einzug halten.

Der Tag ist drückend schwül;
Kein Lüftchen will sich regen,
Kein Blättchen sich bewegen.
Ein ängstliches Gefühl,
Ein wunderbares Bangen
Hält Mensch und Thier umfangen.

Da kommt in finstrer Pracht
Am fernen Himmelsbogen
Allmählig hergezogen
Die dichte Wolkennacht,
Auf ihren schwarzen Schwingen
Verderben herzubringen.

Wie düster liegt das Schloß —
Gleich einem ries'gen Drachen,
Den Thalgrund zu bewachen —
Der Finsterniß im Schooß.
Wie ragen seine hohen
Thürme mit stolzem Drohen.

Jetzt bricht das Wetter aus,
Und wie aus Höllenrachen
Ertönt des Donners Krachen,
Der Stürme wild Gebraus.

Doch wehe! — Welch ein Schlag!
Welch Feuermeer! — Es ziſchet
Raſch Blitz auf Blitz und miſchet
Die Nacht mit lichtem Tag.

Hört ihr! es wimmert Sturm!
Es ſteht das Schloß in Flammen!
Schon ſtürzt es dort zuſammen
Nah bei dem Glockenthurm.

Wie wild der Sturmwind ſchnaubt,
Und aller Hülf zum Hohne
Drückt er die Flammenkrone
Der ſtolzen Burg auf's Haupt [1]).

Es iſt um ſie geſcheh'n! —
Die Zinnen ſind gefallen,
Verödet ſteh'n die Hallen,
Gepeitſcht von Windesweh'n.

Du trotzeſt kühn der Zeit
Gefräß'gem Ungeheuer,
Nun hat des Himmels Feuer
Zerſtört die Herrlichkeit.

Träum' ſanft! — in Todesnacht
Biſt ſelbſt du noch erhaben!
Laſſ' ſich die Nachwelt laben
An deiner alten Pracht.

[1]) Die Feigheit des Stadtcommandanten, General Heidersdorf, hatte im Orleans'ſchen Erbfolgekriege Stadt und Schloß Heidelberg den Franzoſen in die Hände geſpielt. Feſtungswerke, Thürme und die Neckarbrücke wurden geſprengt und Stadt und Schloß in Brand geſteckt. Das Glück war für Heidelberg dahin. Zwar ließen die Churfürſten Johann Wilhelm und Karl Philipp Stadt, Schloß und Brücke wieder herſtellen, da aber letzterer wegen der Kirche zum heil. Geiſt mit den Bürgern in Streit gerieth, verlegte er ſofort ſeine Reſidenz von Heidelberg nach Mannheim, wo er das neue Schloß und die Jeſuitenkirche erbauen ließ. Sein Nachfolger Karl Theodor beſuchte an einem heitern Frühlingstage die verödeten Hallen des Sitzes ſeiner Vorgänger. Das Geläute der Glocken, eine über den Schloßberg wallende Proceſſion, die Erinnerung an die vergangene Herrlichkeit und der Zauber der maleriſchen Umgebungen machten einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß er ſich entſchloß, hier den churfürſtlichen Thron wiederum aufzuſchlagen. Schon war alles zu ſeinem Empfange bereit, als am 24. Juni 1764 der Blitz alle vom Kriege verſchont gebliebenen Reſte des Schloſſes zertrümmerte und verbrannte. Karl Theodor, der ſehr abergläubiſch war, hielt dies für einen Fingerzeig Gottes, und wagte nicht, das Schloß aus ſeinem Schutte wieder zu erheben.

Lied

von eines Studenten Ankunft in Heidelberg und seinem Traum auf der Brücke, worin ein schöner Dialogus zwischen Frau Pallas und Karl Theodor. In der Nacht vor dem Dankfeste, den 26. Juli 1806.

Aus einem größeren Gedichte
von
Cl. Brentano.

Im achtzehn hundert sechsten Jahr
Der sechs und zwanzigst Juli war,
Für mich ein schöner Reisetag,
Mein Bündlein leichter auf mir lag,
Ein Säbel oben drüber hing,
Ganz froh ich durch die Bergstraß' ging
Und sah mich ganz vergnüget um
In Gottes Welt, dem Heiligthum,
Die Berge rechts mit Wein bekränzt,
Die Ebne links wie Gold erglänzt
Von mancherlei Frucht und Getreid,
Darin viel Schwäb'sche Schnittersleut';
Die Sonn' sank nieder überm Rhein,
Gab Himmel und Erd einen schönen Schein,
Die Wölklein, die am Himmel schwammen,
Die zogen gülden sich zusammen,

Ein warmer Regen goß herab,
Den wart' ich unterm Nußbaum ab,
Ein Bäuerlein trat auch darunter,
Und grüßt mich da ganz froh und munter:
„Ein guter Abend, ein' gute Zeit,
Wohin geht noch die Reiſe heut?"
„„Nach Heidelberg, hin ein Student,
Von Jena komm ich hergerennt,
Die Sonn' ſich neigt, hab' ich noch weit?""
Der Landmann ſprach: „Nehm er ſich Zeit,
Ein' kleine Stund', dort um die Eck,
Da ſchaut es ihm entgegen keck."
Da bot ich ihm ein' gute Nacht,
Und hab mich auf den Weg gemacht,
Und da ich um die Ecke bog,
Ein kühl Lüftlein mir entgegen zog.
Der Neckar rauſcht aus grünen Hallen,
Und gibt am Fels ein freudig Schallen,
Die Stadt ſtreckt ſich den Fluß hinunter,
Mit viel Geräuſch und lärmt ganz munter;
Und drüben an grüner Berge Bruſt,
Ruht groß das Schloß und ſieht die Luſt;
Und da ich auf zum Himmel ſchaut',
Sah ich ein Gottes Werk gebaut,
Vom Königsſtuhl zum heil'gen Berges Rücken
Sah ich geſprengt eine goldne Brücken,

Sah ich gewölbt des Friedens Regenbogen,
Und sah ihn wieder in Flusses Wogen.
Da war er doch nicht also klar,
Der wilde Fluß zerriß ihn gar,
Gab mir so recht ein Beispiel breit
Von Gottes Fried' und Menschen Streit,
Und wie ich denk' und seh in Fluß,
Da fällt ein schwerer Kanonenschuß;
Frau Echo murrt im Thal noch lang,
Da hebt sich aber ein froher Klang,
In allen Thürmen die Glocken schwanken,
Beginnen ein hell harmonisch Zanken;
Da war mein Herz mir ganz bewegt,
All' Bangigkeit ich von mir legt,
Den Sinn in freud'gen Ernst gestellt,
War mir's beinah als einem Held;
That auch den Säbel um mich schnallen,
Ein' Epheukranz vom Hut ließ wallen,
Und grüßte froh die werthe Stadt,
Die mein Ahnherr *) besungen hat.
Mir war, als wär das Läuten und Schießen,
Für mich ein freudiges Begrüßen;

*) Martin Opitz von Boberfeld, ein Schlesier, ward 1619 den 17. Juli in Heidelberg immatrikulirt. S. die Note zum Wolfsbrunnen, Sonnett von Opitz.

Mein Herz auch ganz in Jugend sprang,
Und erzittert im hellen Glockenklang;
Da eilt' ich schnell, sah nicht zurück
Bis auf die kühne Neckarbrück';
Dragoner fragten sehr höflich
Um meinen Stand und Namen mich.
„Opitz von Boberfeld, Student,"
— „Passirt" — ich macht' ein Kompliment,
Und auf der Brücken, die fest und rein,
Sah ich zwei künstlich Bild von Stein,
Frau Pallas schaut ernst in's grüne Thal,
Mit vier Fakultäten allzumal;
Ich that sie höflich salutiren,
Und meinen Säbel präsentiren,
Steckt ihn doch wieder ein gar schnell,
Als ein bescheidener Gesell,
Beim zweiten Bild, gleich an dem Thor,
Dem verstorbnen Fürst, Carl Theodor,
Mein Bündel legt ich ab im Hecht,
Der Wirth, der Kellner und Hausknecht
Erquickten mich auf alle Weis'
Mit Wasser, Wein und guter Speis'.
Nach Tisch konnt' ich nicht sitzen bleiben,
Wollt' mich noch durch die Stadt 'rum treiben.
Es fiel ein heller Mondenschein
Gar lockend in die Straßen ein;

Viel Volk ſah ich herummer ſchweifen,
Den einen ſingen, den andern pfeifen,
Viel Jungfern ſich in Arm gehängt,
Kamen da auf und abgeſchwenkt.
Auf einmal geht es an ein Laufen,
Sie rennen ſich gar übern Haufen,
Steh'n auf und hören's gar nicht an,
Spricht einer: „Hab's nicht gern gethan.“
Einen Trompeter hört man blaſen,
Muſik ſticht ihnen in die Naſen,
Da lauf ich immer hintendrein,
Bis zu dem Mittelthor hinein,
Da ſteht gedrückt ein großer Klumpen,
Von Mägd' und Knechten, die ſich ſtumpen,
Ein lebend'ge Schanz, von Leuten dick,
Drückt rings ſich um die Nachtmuſik.
Am Wachthaus ſchleich ich mich heran,
Und komm auf einen weiten Plan,
Da war mir's wohl, da hört ich's ſchallen,
Von hohen Häuſern wiederhallen,
Oben über eine andre Welt,
Grüne Berge rings herum geſtellt;
Fagot, Flöt' und Klarinetten,
Beginnen da ein lieblich Wetten,
Die ſüßen Pfeifen drum her ſchleifen,
Trompeten ſcharf in die Nacht eingreifen,

Waldhorn bald fern, bald nahe ruft,
Muſik ſchwamm ſelig in Sommerluft.
Auf einer Bank ich nieder ſaß,
Und in den Melodien las,
Da hob ſich an ein Melodei
Gar ernſt von aller Weltluſt frei:
„God save the King“, ſo heißt das Lied,
Das feierlich zum Himmel zieht,
Und fleht mit rührenden Gebärden:
O Schöpfer Himmels und der Erden!
Erhalte uns den guten Herrn,
Wir wiſſen's wohl, du haſt ihn gern;
Doch ſieh ſein treues Volk auch an,
Wir ſind mit Freuden Unterthan;
In hoher Tugend führt der Greis,
Des Landes Glück in ſicherm Gleis,
Bricht's rings umher in dieſer Zeit,
Er führt uns herrlich durch den Streit;
Die Künſte ſind ihm wohl vertraut,
Hat ihnen manchen Sitz erbaut;
Was göttlich in dem Geiſt erſteht,
Was lebend hinterm Pflug aufgeht,
Den geiſtlichen und ird'ſchen Samen
Streut fromm er aus in Gottes Namen,
Laß ihn der Frucht theilhaftig werden,
O Schöpfer Himmels und der Erden!

Erhalte uns den guten Herrn,
Wir wiſſens wohl, du haſt ihn gern;
Doch ſieh ſein treues Volk auch an,
Wir ſind mit Freuden Unterthan;
In hoher Tugend führt der Greis,
Des Landes Glück in ſicherm Gleis,
Bricht's rings umher in dieſer Zeit,
Er führt uns herrlich durch den Streit;
Die Künſte ſind ihm wohl vertraut,
Hat ihnen manchen Sitz erbaut;
Was göttlich in dem Geiſt erſteht,
Was lebend hinterm Pflug aufgeht,
Den geiſtlichen und ird'ſchen Samen
Streut fromm er aus in Gottes Namen,
Laß ihn der Frucht theilhaftig werden,
O Schöpfer Himmels und der Erden!
Erhalte uns den guten Herrn,
Wir wiſſen's wohl, du haſt ihn gern!
God save the king! ſprach Melodei,
Und Wiederhall ſprach laut: Es ſey!
Dann ſpielten ſie was Luſt'ges auf,
Doch gab ich nicht recht Acht darauf,
Denn zu mir auf die Bank ſich ſetzten,
Zwei Ehrenleut', die freundlich ſchwätzten;
— Die Frau ſprach: „Leg' mir's deutlich aus,
Wo will's mit all' dem Jubel 'naus;

Was ſoll das Schießen und das Läuten,
Und wied'rum die Muſik bedeuten?
's gibt wieder Huldigung nicht wahr?"
— Der Mann ſprach: „Ei warum nicht gar,
Es iſt ein frommes Freudenfeſt,
Denn unſer Herr [1]) iſt krank geweſt,
Sehr krank und iſt wied'rum geneſen,
Ich hab's in Zeitungen geleſen."
— Die Frau ſprach: „Hätten's wir recht gewußt,
Das Feſt macht uns wohl doppelt Luſt,
Doch höre, Mann! welch luſt'ger Tanz!
Vor war die Muſik ernſthaft ganz."
— Der Mann ſprach: „Jen's zum Himmel ging,
Ein Gott ſey Dank, God save the King!
Dies iſt ein muntres Hochzeitſtück,
Es wünſcht dem jungen Paare Glück,
Dem lieben Erbprinz und ſeiner Gemahl,
Die ihm geſchenkt durch Gottes Wahl
So freundlich, hell, ſo klar und fromm,
Als ob ſie aus dem Himmel komm'.
Wie iſt's wohl unſerm Herrn geweſen,
Als er war wiedrum neu geneſen,
Und ihm der Enkel, der ſtattliche Mann,
Das liebe Weib geführt heran [2])."
— Die Frau ſprach: „Das war neues Leben,
Neu Hoffnung ihm und uns gegeben!"

— Der Mann ſprach: „Komm, es ſchlägt ſchon Zehn,
Du mußt noch mein Montur nachſeh'n.
Dann gingen heim die Ehrenleut',
Gott geb' ihn'n in den Kindern Freud'!
Auch ich ſagt' der Muſik gut' Nacht,
Und hab' mich auf den Weg gemacht;
Manch Bierhaus da noch offen ſtand,
Sie ſangen, als ging's für Vaterland.
Und wie ich gen die Brücke ſchaut,
Hört ich den Neckar rauſchen laut,
Der Mond ſchien hell zum Thor herein,
Die feſte Brück gab klaren Schein,
Und hinten an der grüne Berg!
Ich ging noch nicht in mein' Herberg,
Der Mond, der Berg, das Flußgebraus
Lockt' mich noch auf die Brück' hinaus:
Da war ſo klar und tief die Welt,
So himmelhoch das Sternenzelt,
So ernſtlich denkend ſchaut das Schloß,
Und dunkel, ſtill das Thal ſich ſchloß,
Und um's Geſtein erbrauſt der Fluß,
Ein Spiegel all dem Ueberfluß:
Er nimmt gen Abend ſeinen Lauf,
Da thut das Land ſich herrlich auf,
Da wandelt feſt und unverwandt
Der heil'ge Rhein um's Vaterland

Und wie an's Vaterland ich dacht',
Das Herz mir weint, das Herz mir lacht',
Setzt nieder mich auf einen Stein,
Als wär' ich auf der Erd' allein,
Das steinen Bild von Frau Minerven
That zu mir her ein'n Schatten werfen,
Ich sah den Helm, ich sah den Speer,
Die Augen waren müd' und schwer,
Recht innerlich geheim mein Denken,
Ein Schlummer thät sich niedersenken,
Der Mond hinter ein Wölklein trat,
Ein Traum mich auch umgeben hat,
Ein seltsam Zwiesprach ich vernimm,
Karl Theodors Bild erhebt die Stimm [3]).

Karl Theodor.

„Frau Pallas sagt, was will man heut'
Mit all dem Schießen und Geläut'?"

Pallas.

„Karl Friederich ist krank gewesen,
Wir danken Gott, daß er genesen."

Karl Theodor.

„Wir, sprichst du, bist du auch dabei,
Ich glaubt', dir wär's ganz einerlei."

Pallas.

„O sprich nicht so, und denk daran,
Was alles er für mich gethan:

Die Stadt ſtellt mich hierher in Stein,
Er ſtellt in's Leben mich hinein —
Zu meinen Füßen Gerechtigkeit
Durch ihn ſich großer Lehrer freut,
Daneben Handel und Ackerbau
Lebendig gehn durch Land und Au;
Der Medizin ſchenkt er ein Haus,
Manch Kranker geht geſund heraus.
Chemia, Phyſika, Philoſophei,
Studier'n und ſprechen, was Leben ſey.
Auch durch der Theologia Schleier
Strahlt neu ein Licht, ein Augenfeuer.
Was nur die großen Heiden dachten,
Daß ſie ſo gar nichts Schlechtes machten,
Das thut Philologia lehren,
Der Alten Spiegel recht ſauber kehren,
Daß Mann und Jüngling und auch Kind
Die Helden ſchau', die nicht mehr ſind;
Paßt gleich der Spiegel nicht in die Zeit,
Erquickt ſich drein die Ewigkeit.
Hiſtoria naht ſich auch herzu,
Und was geſcheh'n, was man noch thu,
Das ſpricht ſie aus, das ſieht ſie ein,
Sie ſoll des Lebens Herold ſeyn,
Und wenn mit Gott das Werk gedeiht,
So geht hervor ein' neue Zeit,

Dann mag der Herold so wie ich,
Laut preisen den Karl Friederich [1])!"
Solch Red' Frau Pallas ernsthaft führt,
Zu ihren Füßen es sich rührt,
Justitia mit der Waage klingt,
Merkurius die Flügel schwingt,
Feldbau rauscht mit dem Erndte-Kranz,
Religio's Haupt umgibt ein Glanz. —
Ein jedes thät seinen Beifall geben,
Karl Theodor wollt' die Stimm' erheben,
Da kömmt ein großer Zug durch's Thor,
Von alten Männern ein Ehrenchor,
Sie trugen Bärt', seltsam Gewand,
Wie ich etwa gemahlet fand
In alten Büchern die Doctoren,
Die Philosophen und Professoren.
Ich schaut' sie gar andächtig an,
Erkannt auch manchen großen Mann,
Den ich etwa im Bildniß sah:
Erasmus, Dalberg, Agricola,
Reuchlin, Wimpfling, Oecolampadius,
Melanchton und auch Münsterus,
Marquardus Freher und auch Mizyll,
Donellus dann und andre viel,
Die all' einst hier gelehret hatten,
Und auch gelernt; die heil'gen Schatten

Umgaben feierlich mit Fleiß
Frau Pallas Bild in halbem Kreis.
Ihr Antlitz strahlt in Freude ganz,
Ihr' weiße Bärt' gab'n einen Glanz,
Die Lippen sie bewegen thäten:
Doch war es still, ich hört nicht reden,
Die Hüt' und Barett thäten sie schwingen,
Als ließen sie ein Vivat erklingen;
Weil ich aber kein Stimm' hört' schallen,
Wollt' mir das Ding nicht recht gefallen;
Beim Mantel zupft ich einen da,
Den ich vor nicht im Antlitz sah,
Er dreht sich um — der Musenheld,
— Gekrönt — Opitz von Boberfeld!
Der theure, werthe Ahnherr mein,
Schaut feurig mir in's Herz herein;
Das wallt mir auf, die Zung' erbebt,
Die Stimme mein sich laut erhebt,
Ich thät ein Lebehoch ausbringen,
Karl Friedrich hoch! thät's wieder klingen,
Weiß nicht, ob es Frau Echo war,
Oder der alten Gelehrten Schaar,
Es gab ein'n Schall, daß ich erwacht, —
War ganz allein um Mitternacht,
Von meinem Burschenhut ich nahm,
Den Epheukranz, mit Zucht und Schaam

Thät ich ihn hin nach Frau Minerven,
Als eines Jünglings Opfer werfen;
Ich dacht', bleibt er nur hängen oben,
Als gutes Zeichen will ich's mir loben.
Da flog der Kranz, da fiel der Kranz
Ihr um den Helm im Mondesglanz!
Gott gebe seinen Segen zu!
Gut' Nacht, ich geh nach Haus zur Ruh;
Und wie ich in das Thor eintrat,
War schlummerstill die ganze Stadt,
Nur fern noch hört' ich jubiliren,
Ein einsam nächtlich Komerschiren,
Den Landesvater hört' ich Euch singen,
Thät Euch Studenten gut gelingen.
Seyd fleißig nur — fromm — toll — mit Witz,
Dies wünscht von Boberfeld Opitz.

[1]) Karl Friedrich war 1803 in Folge des Reichs-Deputationsschlusses Herr der Pfalz geworden. Karl Friedrich war auch der Gründer des Großherzogthums Baden, welches durch die bekannten Ereignisse, namentlich durch die Friedensschlüsse von Lüneville und Preßburg zu seiner jetzigen Größe erwuchs. Diese neue Vergrößerung jedoch konnte in Karl Friedrichs edlem Herzen eine schmerzliche Regung patriotischer Gefühle nicht zurückdrängen. Als ihm einer seiner vertrautesten Räthe die erste Nachricht zugleich von der Aufhebung des deutschen Reichs und dem Badischen Länderzuwachs hinterbrachte, versank der greise Fürst in ein tiefes Nachdenken, woraus er sich endlich mit Thränen im Auge

erhob, „den einzigen wohl, welche damals an einem deutschen Hofe um das deutsche Vaterland geweint worden sind!“..... „Karl Friedrich“, sagt ein vaterländischer Gelehrter, „hat nie ein Heer geführt, nie mit blutbeflecktem Lorbeer Siege gefeiert; seine heiligen Silberhaare umgab die Bürgerkrone; er hat in der Tugend Eroberungen gemacht und mit milder Weisheit seine Gränzen vergrößert; er hat nur einmal Menschen gekränkt — durch seinen Verlust.“

(Vergl. Bader badische Landes-Geschichte, S. 590. 592. 593 und 595.

[2]) „Karl Friedrich hatte im fünften Jahre nach dem Hingange der unvergeßlichen Markgräfin Karoline, mit einer Tochter des Landes, dem Fräulein Luise von Geyersberg, eine zweite Ehe eingegangen, aus welcher noch drei Söhne hervorgingen (darunter der jetzt regierende Großherzog Leopold). Die Früchte jener ersten aber waren der Erbprinz Karl Ludwig, alsdann Friedrich und Ludwig Wilhelm August. Karl Ludwig vermählte sich mit Amalie Friederike von Hessen, und hinterließ bei seinem unvermuthet frühen Tode in Karl Ludwig Friedrich den Erben des badischen Thrones, der später (im Sommer 1818) dem Volke die landständische Verfassung gab. Karl hatte bald nach dem Preßburger Frieden zu mehrerer Befestigung des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Napoleon und dem badischen Fürstenhause, die Adoptivtochter des großen Kaisers zur Gemahlin erhalten, Stephanie Tascher, deren Vermählung im obigen Liede erwähnt ist, und welche jetzt noch in Mannheim residirt.

[3]) Die beiden Statuen, Karl Theodor und Minerva sind ein Werk des Hofbildhauers Link von Mannheim; zu den Füßen der ersteren liegen die Gottheiten der vaterländischen Flüsse: Rhein, Neckar, Donau und Mosel, die Füße der andern umgeben symbolische Figuren, welche die vier Fakultäten der Universität vorstellen.

*) Durch die französischen Kriege war die Universität auf's äußerste herunter gekommen. „Karl Friedrich, der väterliche Herrscher, den sein Zeitalter den Weisen nannte, und der fortlebt in der Verehrung seines Volkes, unter dem jede nützliche Thätigkeit Aufmunterung, die Künste Beschäftigung und Belohnung fanden, wurde Wiederhersteller, oder vielmehr zweiter Stifter der Universität, durch eine neue Ausstattung, durch neue Gesetze, durch Ergänzung des Lehrer-Personals. Bestehende Anstalten und Sammlungen wurden erweitert und vermehrt, und neue begründet; Alles erhielt, ungeachtet des Drucks der Zeiten, die erfreulichsten Beweise großmüthiger Freigebigkeit. Die Ruperto-Carolina wird nie aufhören, das Andenken Karl Friedrichs dankbar zu ehren. — Der erhabene Fürst war nicht blos Beförderer, sondern auch Kenner der Wissenschaften. Seine Werke sind: Table raisonnée sur le système physiocratique. Carlsr. 1772. — Abrégé des principes de l'Economie politique. Heidl. 1772. (Deutsch: des Markgrafen von Baden, Karl Friedrichs, kurzgefaßte Grundsätze der Staats-Haushaltung u. s. w. 2. Aufl. Leipzig 1783.) — Meine Antwort auf die Danksagungen des Landes nach Aufhebung der Leibeigenschaft und einiger Abgaben. Karlsr. 1783.

Dieses letztere gibt uns das schönste Zeugniß von des Markgrafen edlen Gesinnungen. Er hatte nämlich am 23. Juli 1783 das Edikt erlassen, worin er die Leibeigenschaft in allen seinen Landen aufhob. Auf den Jubel und die Danksagungen des badischen Volkes antwortete diesem der Fürst: „daß das Wohl des Regenten mit dem Wohl des Landes innig verbunden sey, so daß beider Wohl- oder Uebelstand in eins zusammen fließen, ist bei mir, seitdem ich meiner Bestimmung nachzudenken gewohnt bin, ein fester Satz gewesen. Ich kann also, wenn ich etwas zum Besten des Landes thun kann, dafür keinen Dank erwarten, noch

annehmen. Was mich selbst vergnügt, mir Beruhigung gibt, mich der Erfüllung meiner Wünsche, ein freies, wohlhabendes, gesittetes und christliches Volk zu regieren, nähert, dafür kann man mir nicht danken. Ich aber habe dem Höchsten zu danken, der mich die Erfüllung meiner Wünsche hoffen läßt. Menschen aller Klassen im Staat, Freunde, Landsleute, Patrioten, freie deutsche Männer, ihr, die ihr einen der fruchtbarsten, gelindesten Himmelsstriche Deutschland's bewohnt, wo ihr schon vor sieben hundert Jahren von Zähringern, aus deren Blut ich abstamme, von Generation zu Generation geführt wurdet, vereinigt eure Kräfte mit den meinigen, der ich nun gleich sieben und dreißig Jahre die Gnade von Gott habe, unter seinem Segen, jedoch nicht ohne Leiden, Schmerz und Betrübniß, euch vorzustehen, vereinigt euch mit mir zum allgemeinen Wohle. Laßt mich den Trost mit in die Ewigkeit hinnehmen, daß ich ein an Wohlstand, Sittlichkeit und Tugend wachsendes Volk zurückgelassen habe. Seyd fleißig, seyd tapfer, liebet euer Vaterland, seyd sparsam ohne Geiz; gibt euch Gott Reichthum, so verschwendet ihn nicht in Ueppigkeit; laßt den schon eingeschlichenen Luxus nicht weiter einreißen; er schadet noch mehr dadurch, daß er die Sitten verdirbt, als dadurch, daß er der Habseligkeit wehe thut. Seyd lieber tugendhaft und arm, als lasterhaft und reich. Erziehet eure Kinder zur Tugend; lehret sie, wahrhaft seyn und die Lüge hassen; gehet ihnen mit guten Beispielen vor; es ist hohe Pflicht; Gott forderts von euch; ihr seyd es euern Kindern, euch selbst, euerm Vaterlande schuldig; sie sind der Segen eures Hauses, die Stütze eures Alters, die Stärke des Staats, wenn sie Tugend, Religion und Ehre kennen."

Da sehen wir einen Fürsten, wie er seyn soll, einen Vater seines Volks. Das sind Worte, die sich jeder Fürst in's Herz und in den Kopf schreiben sollte, ja das sind wahrhaft

königliche Worte und, weil wirklich Thaten bezeichnend, nicht zu vergleichen mit den schwätzerischen und hohlen Phrasen, wie wir sie in neuerer Zeit zu hören gewohnt sind.

Auf dem Schlosse zu Heidelberg,

im Julius 1814,

von

Max von Schenkendorf.

Es zieht ein leises Klagen
Um dieses Hügels Rand.
Das klingt wie alte Sagen
Vom lieben deutschen Land.
Es spricht in solchen Tönen
Sich Geister-Sehnsucht aus:
Die theuren Väter sehnen
Sich nach dem alten Haus.

Wo der wilde Sturm nun sauset
Hat in seiner Majestät
König Ruprecht einst gehauset,
Den der Fürsten Kraft erhöht.
Sänger kamen hergegangen
Zu dem freien Königsmahl,
Und die goldnen Becher klangen
In dem weiten Rittersaal.

Wo die granitnen Säulen
Noch steh'n aus Carl's Pallast,
Sah man die Herrscher weilen
Bei kühler Brunnen-Rast.
Und wo zwei Engel kosen [1]),
Der Bundespforte Wacht,
Zeigt uns von sieben Rosen
Ein Kranz, was sie gedacht.

Ach! es ist in Staub gesunken,
All' der Stolz, die Herrlichkeit:
Brüder, daß ihr letzter Funken
Nicht erstirbt in dieser Zeit,
Laßt uns hier ein Bündniß stiften,
Uns're Vorzeit zu erneu'n,
Aus den Grüften, aus den Schriften
Ihre Geister zu befrei'n.

Vor allen, die gesessen
Auf Ruprechts hohem Thron
War einem zugemessen [2])
Der höchste Erdenlohn.
Wie jauchzten rings die Lande
Am Neckar jener Zeit,
Als er vom Engellande
Das Königskind gefreit.

Viel der beſten Ritter kamen,
Ihrem Dienſte ſich zu weih'n.
Dort wo noch mit ihrem Namen
Prangt ein Thor von rothem Stein,
Ließ ſie fern die Blicke ſchweifen
In das weite grüne Thal.
Nach den Fernen ſoll ſie greifen
In des Herzens falſcher Wahl.

Da kam wie Meereswogen,
Wie rother Feuersbrand
Ein bitt'res Weh gezogen
Zum lieben Vaterland.
Die alten Veſten bebten,
Es ſchwand des Glaubens Schein,
Und finſtre Mächte ſtrebten,
Die Fremden zogen ein.

Weit erſchallt wie Kirchenglocken
Deutſchland deine Herrlichkeit,
Und es weckt ſo ſüßes Locken
Immerdar des Welſchen Neid.
Wunden mag er gerne ſchlagen
Dir mit frevelvoller Hand,
Wie er in der Väter Tagen
Die geprieſ'ne Pfalz verbrannt.

Zu lang nur hat gegolten
Die ſchmähliche Geduld;
Doch was wir büßen ſollten,
Wie groß auch unſre Schuld, —
Sie iſt rein abgewaſchen
Im warmen Feindes-Blut,
Und herrlich aus den Aſchen
Steigt unſer altes Gut.

Lange hielten drum die Wache
Jene Ritter an dem Thurm [3]),
Ob nicht käme Tag der Rache,
Ob nicht wehte Gottes Sturm.
Jetzt erwarmen ſie am Scheine
Von dem holden Freiheit-Licht,
Daß die Bruſt von hartem Steine
Schier in Wonn' und Liebe bricht.

So ſtieg nach dreißig Jahren
Eliſabeth dein Sohn [4]),
Der manches Land durchfahren,
Auf ſeines Vaters Thron.
Er that wie Ritter pflegen,
War ſeines Landes Schutz,
Und bot mit ſeinem Degen
Dem Welſchen Schimpf und Trutz.

Nimm denn auf deinem Throne,
Theurer, höchster Heldenschatz,
Angethan mit goldner Krone:
Deutschland wieder deinen Platz.
Alles will für dich erglühen,
Alte Tugend ziehet ein,
Und die deutschen Würden blühen
An dem Neckar wie am Rhein.

[1]) Ruprecht III., Römischer König 1400. Er erbaute den Theil des Schlosses, der noch seinen Namen trägt, und dessen vordere Wand sich noch bis jetzt erhalten hat, mit mehreren historischen Merkwürdigkeiten an derselben, als dem einfachen Reichsadler, dem alten pfälzischen Wappen, und vor allen mit der Verzierung über dem Haupteingang dieses Baues. Zwei Engel halten einen Kranz von sieben Rosen, in dessen Mitte sich ein aufrecht stehender Zirkel befindet.

[2]) Friedrich V., der Gemahl der Elisabeth von England, einer der schönsten, ehrgeizigsten und unglücklichsten Fürstinnen. Die besten Ritter bewarben sich um ihren Dienst; Christian von Braunschweig trug ihren Handschuh am Hut, und ließ in seine Fahnen setzen: Für Gott und Sie. Friedrich erbaute ihr zu Liebe den sogenannten englischen Bau, von dem noch wenig Trümmer vorhanden sind.

[3]) An dem viereckigen Eingangsthurm, in welchen die Brücke führt, befinden sich diese zwei Ritter; es sind zwei, etwas unförmliche Schildknappen, die trotz ihres kolossalen Gliederbaues sich ihre dicken Spieße mit sammt dem silbernen pfälzischen Wappen, welches sie zu bewachen hatten, von den Franzosen entwenden ließen.

[4]) Carl Ludwig, der Sohn Friedrichs und Elisabeths, war 33 Jahre alt, als er nach dreißigjähriger Verbannung in sein verwüstetes Vaterland zurückkehrte.

Das Neckarthal.

Die Sage vom Wolfsbrunnen.

Schon ſpiegelt auf des Neckars Flut
Der Mond ſein wachſend Horn,
Wer wallt noch flink und wohlgemuth
Waldein zum grünen Born?

Ein Mägdlein iſt's, vom Jettenbühl
Die ſchöne Seherin.
Getreuer Minne Machtgefühl
Ermuthigt ihren Sinn.

Allabendlich zum Waldborn kam
Ein fremder Jägersmann,
Ein Recke kühn und minneſam,
Den Jutta lieb gewann.

Oft bei des Mondes Dämmerſtrahl
Hat ſie der Quell belauſcht,
Da ward gekost ſo manches Mal
Und Kuß um Kuß getauſcht.

Auch heute wagt ſie ihm zur Huld
Den ſpäten Pilgergang,
Vor heißer Herzensungeduld
Deucht ihr der Pfad ſo lang.

Sie hat nicht Ruh, ſie hat nicht Raſt,
Es drängt ſie mehr und mehr,
Waldvöglein ſang vom Tannenaſt:
„O eile nicht ſo ſehr!“

Bald naht dem Ziel ihr flinker Fuß,
Sie ſieht, von Buſch umzweigt,
Den Buhlen ſchon. „Mein Schatz biſt du's?“
Er regt ſich nicht und ſchweigt.

Da flog das Mägdlein ſehnſuchtsſchnell
Ihm zu — mit Ungeſtüm
Umfängt ſie, weh! nicht ihr Geſell,
Ein lechzend Ungethüm.

Ein Wolf, der dort den Durst gestillt,
Hat gierig sie umklaut,
Vom Blut, das ihrer Brust entquillt,
Wird Busch und Moos bethaut.

Sie stöhnt und jammert. Hört kein Ohr
Ihr herzzerreißend Schrei'n?
„O Weidmann, Weidmann komm hervor,
Dein Liebchen zu befrei'n!"

Horch auf, er ist's, er eilt herbei,
Gewaltig trifft sein Streich,
Das Unthier sinkt, die Maid ist frei,
Doch leichenkalt und bleich.

Sie blickt zum letzten Mal ihn an,
Der Glück und Tod ihr gab,
„Fahr' wohl, herzlieber Jägersmann,
Mein Brautkranz fällt in's Grab."

Ihr Auge brach am Jettenbühl,
Wo lebend sie gehaust,
Da ruht die Jungfrau tief und kühl,
Von Neckarflut umbraust.

Bei Heidelberg im Pfälzerland
Begab sich solches Leid,
Und Wolfsbrunn ward der Quell genannt
Sofort von jener Zeit [1]).

[1]) „Die älteste Kunde erzählt: Einst habe die Zauberin Jetta, die auf dem Schloßhügel bei Heidelberg hauste, an einem sonnigen Tage ihre alte Kapelle verlassen, um ihren ermüdeten Geist durch einen Gang nach den Bergen zu erquicken. Das Schicksal habe ihre Schritte verhängnißvoll über die Hügel in dies Thal herabgeleitet, wo die dichteste Wildniß den moosigen Boden bedeckte. Entzückt von den rauschenden Wassern und den dunkeln Schatten umher sey sie an der Quelle hingesunken, die Glut ihrer Lippen in den kühlenden Fluten zu laben. Da habe eine hungrige Wölfin das ruhende Weib aus dem nahen Gebüsche erblickt, sey plötzlich mit ihren Jungen hervorgesprungen, und habe die Prophetin, die flehend ihre Hände um Rettung zum Himmel erhob, auf der Stelle in Stücke zerrissen. Von diesem schrecklichen Ereignisse habe die Quelle ihren heute noch dauernden Namen." (Vergl. Leger Führer. 2. Aufl. S. 87. und Leodius de Heidelbergae antiquitatibus, in ejusdem annalibus de vita et rebus gestis Friderici II. Electoris Palat. &c. Francoforti, 1624. pag. 297.) Nach vielen Schriftstellern soll diese Jetta niemand anders als die Velleda der Bructerer gewesen seyn, historisch ist dies jedoch keineswegs begründet. Aus römischen Historikern ersehen wir blos, daß Velleda gefangen nach Rom geführt worden ist; daß sie aber jemals zurückgekehrt, darüber mangeln uns alle Nachrichten. (Vergl. Tacit. Germ. 8., Tacit. Hist. IV. 61. 65. V. 22. 24., Statius silv. I, 4. 90., auch Gräter's Iduna 1816. Nro. 6.) Sehr geistreich erzählt ist das Leben der Jetta in der „Sage vom Wolfsbrunnen," ein Mährchen von Amalie von Helwig, geb. von Imhoff. Einst

beſchattete eine mächtige, uralte Linde die ſprudelnde Felſenquelle, in ihrem Schatten war manches Lied zu Ehren der Nympfe gedichtet, und manches liebende Paar hatte ſich unter ihrem Laubdache ewige Treue geſchworen; allein der Weiher wußte ſich ihrer zu bemächtigen, und ſie ward gefällt:

„Einſam klagt die Nympfe dieſer Quelle
Um die Linde, die ihr Schatten gab,
Liebend bog ſich ſonſt der Baum herab,
Aber leer und wüſt iſt nun die Stelle,
Und kein frommer Pilger ſteckt den Stab,
Daß er grüne an die öde Schwelle.

Nur des Berges rauhe Winde wehen,
Nicht mehr wird des Sängers Lied gehört!
Wenn die Zeit das Heilige zerſtört,
Muß zugleich das Schöne mit vergehen.“

Die Hochzeitfeier

von

H. Wenzel.

Im Grafenſchloß beim Kerzenſchein
Steht eine ſchwarze Bahre,
Drin ruht ein blaſſes Mägdelein
Mit langem blonden Haare;
Im Antlitz zuckt ihr noch der Schmerz,
Der ihr den Tod gegeben,
Doch ſtille ſteht das arme Herz
Und ruhet aus vom Leben.

Ein mächt'ger Herzog, schön und fein,
Hat ihr die Treu versprochen,
Und hat dem armen Mägdelein
Nachher sein Wort gebrochen,
Hat ihr geraubt der Unschuld Glück,
Sie treulos dann gemieden,
Da brach der Tod den trüben Blick,
Und gab ihr seinen Frieden.

Am Sarge steht der alte Graf,
Kein Wörtlein läßt er hören,
Als fürchtet er, aus süßem Schlaf
Die Tochter aufzustören;
Doch wie er hinblickt auf den Sarg,
Denkt an ihr frühes Ende,
Da wird sein Schmerz zu tief und stark,
Als daß er Thränen fände.

Und endlich rafft der Greis sich auf,
Und rufet seine Knechte:
„Wer ist, der wohl in schnellstem Lauf
„Dem Herzog Kunde brächte?
„Der möge, daß in stiller Nacht
„Von heut nach dreien Tagen
„Mein blasses Mädchen Hochzeit macht,
„Dem stolzen Herzog sagen.

„Der lad' ihn auch fein höflich ein,
„Er mög' es nicht verſchmähen,
„Mit mir und meinem Töchterlein
„Die Hochzeit zu begehen;
„Der ſag ihm auch, man warte ſein
„In Liebe und in Freude,
„Geſchmückt ſei ſchon mein Töchterlein
„Mit ihrem Hochzeitkleide!"

So ſpricht der Greis, und ſchnell enteilt
Ein Knecht mit flücht'gen Schritten,
Den Herzog, der zu Hauſe weilt,
Zur Hochzeit herzubitten.
Er tritt hinein zum ſtolzen Mann,
Und bringt mit kühnem Munde,
Sieht dieſer gleich ihn finſter an,
Die aufgetragne Kunde.

„Herr Herzog, daß in ſtiller Nacht
„Von heut nach dreien Tagen
„Des Grafen Tochter Hochzeit macht,
„Das hab ich euch zu ſagen.
„Auch ladet er durch mich Euch ein,
„Ihr möchtet nicht verſchmähen,
„Mit ihm und ſeinem Töchterlein
„Die Hochzeit zu begehen."

Der Herzog ſieht den Boten an,
Und ſpricht: „„Ich werde kommen!
„„Daß ſie des Leids ſich abgethan,
„„Mag Eurer Herrin frommen!““
Der Diener ſieht den Herzog an,
Und ſpricht: „So iſt's geſchehen,
„Daß ſie des Leids ſich abgethan,
„Ihr werdet ſelbſt es ſehen!“

Nach dreien Tagen in der Nacht
Glänzt hell vom Fackelſcheine
Des Grafen Schloß in düſtrer Pracht
Aus dunklem Eichenhaine;
Doch ſtill iſt's drinnen in dem Schloß
Mit Werken und mit Worten;
Da kömmt der Herzog, hoch zu Roß,
Und donnert an die Pforten.

Der Graf geht hin und läßt ihn ein,
Und heißt ihn ernſt willkommen,
Daß er zu ſeinem Töchterlein
Zur Hochzeit hergekommen;
Drauf führt er ihn durch einen Gang
In abgemeſſ'nem Schritte,
Die Trepp' hinauf, die Hall' entlang
Bis in des Hofes Mitte.

Doch ſtill und ſtumm iſt's überall
Bis in des Hofes Mitte;
Der hohen Wände Wiederhall
Verhöhnt die leiſen Schritte;
Da tönt kein Jubel, tönt kein Klang,
Der an die Hochzeit mahne;
Der Wind nur ſauſ't im öden Gang
Am Thurme knarrt die Fahne!

Der Herzog bleibet ſtehn und ſpricht:
„Wie ſoll ich dieſes deuten?
„So ſtumm und ſchweigend pflegt man nicht
„Die Hochzeit zu bereiten!“ —
Der Graf ſpricht: „„Herzog, laßt es ſeyn!
„„Es darf Euch nicht erſchrecken:
„„Noch ſchläft mein ſüßes Töchterlein,
„„Und Niemand will es wecken!““

Und weiter gehn ſie beide ſtumm,
Und treten in die Halle;
Da ſtehn die Männer viel ringsum
In ſchwarzen Kleidern alle:
Sie ſtehen da und ſprechen nicht,
Und ſchauen vor ſich nieder;
Bleich iſt und ſtarr ihr Angeſicht,
Und regungslos die Glieder.

Der Herzog bleibet stehn und spricht:
„Wie soll ich dieses deuten?
„So feiert man die Hochzeit nicht
„Mit schwarzen stillen Leuten!“
Der Graf spricht: „„Herzog, laßt es seyn!
„„Es sind die Hochzeitgäste,
„„So wollte sie mein Töchterlein
„„Bei ihrem Hochzeitfeste!““

Und wieder wird es still im Saal,
Stumm steht die blasse Runde,
Da tönt herab mit ernstem Schall
Die mitternächt'ge Stunde;
Und plötzlich klingt ein Grabgesang
Von süßen Frauenstimmen;
In Thränen muß bei diesem Klang
Wohl jedes Auge schwimmen.

Da wird dem Herzog weh und bang;
Er spricht: „Was soll dies heißen?
„Das ist kein hochzeitlicher Klang,
„Das sind des Grabes Weisen!“
Der Graf spricht: „„Herzog, laßt es seyn!
„„Gleich wird die Braut erscheinen,
„„Gar gerne hat's mein Töchterlein,
„„Wenn ihre Gäste weinen.““

Und plötzlich öffnet sich die Thür,
Und schweigend, Paar an Paare,
Tritt eine Schaar von Frau'n herfür
Mit einer schwarzen Bahre;
Drin schläft ein schwarzes Mägdelein
Mit langem, blondem Haare,
Und Fraun und Männer wechselnd streun
Ihr Blumen auf die Bahre.

Der Herzog sieht's; sein Haar, es sträubt
Sich auf, die Wangen bleichen;
Wie auch die Angst ihn drängt und treibt,
Er steht und kann nicht weichen;
Sein Auge rollt er stier und wild
Umher im düstern Kreise,
Und vor dem bleichen Engelsbild
Erstarrt sein Blut zu Eise.

Da faßt der Graf ihn bei der Hand:
„Nun, Herzog, auf zum Tanze!
„Siehst du die Braut im Brautgewand,
„In ihrem Hochzeitkranze?
„Spielt auf, ihr Leute, nun beginnt
„Der luft'ge Hochzeitreigen:
„Der Bräutgam wird mit meinem Kind
„In's kühle Brautbett steigen!"

Schon packt des Wahnsinns wilder Arm
Dem Herzog die Gedanken;
Wild tanzt um ihn der Lichter Schwarm
Und alle Wände wanken;
Er flieht hinweg mit wildem Lauf,
Es läßt ihn nirgends weilen;
Er irrt Trepp ab, er irrt Trepp auf
Umher in wildem Eilen.

Und endlich steht er auf dem Thurm
An jähen Abgrunds Rande;
In seinen Locken wühlt der Sturm,
In seiner Brust die Schande.
Und wie er drunten hört am Grab
Die letzten Sterbelieder,
Da stürzt er in die Tief' hinab
Und sinkt zerschmettert nieder [1]).

[1]) Ueber die Zeit, in welcher diese tragische Geschichte vorgefallen, weichen die Sagen bedeutend von einander ab. Einige verlegen sie in die Zeiten Dagoberts, der längere Zeit in Mosbach wohnte, andere in viel spätere Jahrhunderte. Nach einer mündlichen Erzählung soll es ein Graf Bruno von Laufen gewesen seyn, der im Jahre 1100 dem Krai h-, Enz- und Elsenzgaue vorstand, und seinen Wohnsitz im Schlosse auf dem Dilsberg hatte. Er war der Sohn des Grafen Arnold von Lauffen. Aus Schmerz über den Verlust seines einzigen Kindes trat er in den geistlichen Stand, übergab die

Grafschaft seinem Bruder Poppo, und stiftete zum ewigen Gedächtniß und zum Seelenheil seiner Tochter im Jahre 1122 das Kloster Odenheim bei Bruchsal.

Die Nonne zu Dallau.

„Leb' wohl du Treugeliebte:
Ich ziehe fort von hier,
Nach dem gelobten Lande,
Dort fleh ich Sühnung mir.
Wenn ich an des Erlösers Grabe
Für meine Seel' gefleh'et habe,
Dann kehre ich zurück zu dir."

Und fort zog er mit Eile,
In einem härnen Kleid;
Sie sah ihm nach mit Weinen
Und seufzt: „Ich arme Maid!
Was blinket ihr, o holden Sterne,
An seinem Arm sah ich euch gerne,
Doch jetzt — er ist so fern, so weit!"

An jedem Abend knie'te
Sie vor dem Mutterbild:
„Maria! schütz den Waller!
Er ist so fromm, so mild!
Er ziehet an dem Pilgerstabe
So fern, an deines Sohnes Grabe
Will beten er von Reu erfüllt."

Es sicheln sich die Monde,
Zwei Jahre wohl vergehn;
Sie schaute von dem Söller,
Und konnt' ihn nicht erspäh'n.
Sie steigt so bang und traurig nieder:
„Wann kehrest du Geliebter wieder?
Willst deine Maid du nicht mehr sehn?"

Einst in den Schlafes Armen
Maria ihr erscheint:
„Dein Ritter ist gefallen,
Der Tod hat ihn vereint
Mit Jesu, für das höh're Leben
Hat er sein Heldenblut gegeben;
Der Arme hat jetzt ausgeweint."

Und als sie drauf erwachte,
Rief sie: „Was weil ich hier
Auf dieser Erd alleine?
Nimm mich hinauf zu dir!
Hier ist's so öd', bin so verlassen,
Will ach! so gern um dich erblassen!
Hier traur' ich einsam für und für."

Im Kloster sie sich schließet
In eine Zelle ein;
Und nach drei Monden nahet
Ein Engel mild und rein:
„Laß ab, laß ab, dich so zu grämen,
Dich will der Herr jetzt zu sich nehmen,
Zu enden deine lange Pein.

Und freudig rief die Fromme:
Ich sterb', Geliebter mein!"
Sie starb und in den Himmel
Bracht sie das Engelein.
Das Kloster ist schon längst verfallen,
In dessen öden dunklen Hallen
Es uns erzählt der Leichenstein [1]).

[1]) Neben dem friedlichen Dörfchen Dallau, eine Stunde von Mosbach gelegen, erhebt sich ein mäßiger Berg, auf welchem vor Zeiten ein Frauenkloster stand. Längst schon

verfallen, würde man die Stelle, auf der es erbaut war, kaum mehr entdecken können, bezeichnete diese nicht der Name Kapell, den des Berges oberste Spitze noch trägt.

Mancherlei redet die Sage von diesem Frauenkloster. Weiße Gestalten sollen in der Mitternachtsstunde dort umwandeln und melodischer Gesang von der Höhe niederwallen.

Einsam stand vor nicht langer Zeit ein Häuschen in der Nähe, welches eine arme, aber fromme Frau bewohnte. Spät saß diese in einer stürmischen Winternacht noch beim Lämpchen am Rocken, als es außen am Fenster klopfte, und ihr vernehmlich rief. Eilig nahm das gute Mütterchen ihr Licht, glaubte, es sey ein Verirrter, der in der kalten unfreundlichen Nacht ein rettendes Obdach suche, und ging vor das Haus. Aber kaum war sie hinausgetreten vor die Thüre und leuchtete umher, da wichen die mürben Balken des gebrechlichen Häusleins und es stürzte zusammen. Dankbar schrieb sie die Rettung aus der augenscheinlichen Lebensgefahr der holden Unbekannten vom Berge zu.

Was vorstehende alte Romanze, welche ich nirgends als nur in diesem Dorfe öfters hörte, erzählet, deutet man dort allgemein auf jenes Kloster." „G."

(Bad. Wochenschrift 1807. Nr. 18. S. 287.)

Die in der Romanze behandelte Sage gab auch Uhland den Stoff zu einem seiner schönsten Gedichte „die Nonne", welches wir hier zur Vergleichung mittheilen:

1.

Im stillen Klostergarten
Eine bleiche Jungfrau ging;
Der Mond beschien sie trübe,
An ihrer Wimper hing
Die Thräne zarter Liebe.

2.

„O wohl mir, daß gestorben
Der treue Buhle mein!
Ich darf ihn wieder lieben:
Er wird ein Engel seyn,
Und Engel darf ich lieben.“

3.

Sie trat mit zagem Schritte
Wohl zum Mariabild;
Es stand im lichten Scheine,
Es sah so muttermild
Herunter auf die Reine.

4.

Sie sank zu seinen Füßen,
Sah auf mit Himmelsruh,
Bis ihre Augenlieder
Im Tode fielen zu;
Ihr Schleier wallte nieder.

Sechs Romanzen

aus

der Sage vom Minneberg [1])

von

Friedrich Ernst.

I.

Vater und Tochter.

Einsam, in dem Frau'ngemache
Minna ihre Spindel dreht,
Und die Uhr im nahen Erker
Gleichen Schrittes weiter geht;

Aber jene Uhr des Lebens
Hält mit der nicht gleichen Gang,
Minna's Herz läuft in Minuten
Stunden, zittert stundenlang.

Von dem Eidam sprach der Vater
Heute, den er sich erkohr,
Und des Kindes laute Klage
Wieder drang zu seinem Ohr.

„Denke nimmer jenes Jünglings
Ohne Namen, ohne Glück;
Willſt du dir auf Trümmer betten?
Höher ſtellt dich dein Geſchick.

„Schon in deiner Ahnen Hallen
Hängt der Schwarzenberge Schild,
Wirſt du Herrin ihrer Gauen,
Iſt mein letzter Wunſch erfüllt.

„Ueberragt Palaſtes Zinnen
Ein zerfall'nes Ritterhaus?
Schleichet nicht aus ſeinen Riſſen
Nur der Sorge Wurm heraus?

„Ehrt man nicht des Grafen Namen
Fern und nah im ganzen Land?
Bürgt dir für des Glückes Gaben
Nicht des Mächt'gen Wort und Hand?

„Breche nicht die ſchönſte Blüthe
Von des Stammes altem Baum,
Wache auf aus deiner Kindheit
Allzulang genährtem Traum!

„Längſt iſt dieſer Reif geſchmiedet,
Von der Mutter ſtarren Hand
Nahm ich ihn, daß er einſt knüpfe
Ihres Kindes Eheband;

„Sorge Tochter, daß dies Ringlein,
Wie es deuten ſoll die Treu,
An der Kette, die uns bindet,
Auch der Glieder ſtärkſtes ſey!

„Morgen ſollſt du offenbaren,
Ob dein Herz dich noch betrügt,
Oder ob die ſcheue Taube
Nach dem rechten Neſte fliegt.“

„„Nicht aus Schollen keimt die Liebe,
Aus dem Herzen ſteigt ſie auf,
Kannſt du, Vater, willſt du hemmen
Eines ſolchen Keimes Lauf?

„„Folgen kann ich keinem andern,
Kann nur lieben Edelruth,
Ihm, dem ich mein Herz verpfändet
Und was in dem Herzen ruht.

„„In die niederſte der Hütten
Folg ich, reicht er ſeine Bruſt
Mir zum Kiſſen, nur ſein Auge
Iſt die Quelle meiner Luſt.

„„Stolz werd' ich von jenen Trümmern —
Fröhlich blicken nach dem Thal,
Denn die Liebe ſteht am Heerde,
Und der Frieden theilt das Mahl.

„„Klebt am Schilde ſeiner Ahnen
Schande? nein, das Schickſal nur
Hat darauf zurückgelaſſen
Seiner wilden Launen Spur.

„„Stehet des Geſchlechtes Name
Nicht auf gleichem Pergament
Mit dem unſern? ein Jahrhundert
Ihn dem andern ehrend nennt.

„„Rufe nicht der Mutter Manen!
Frieden iſt in ihrem Haus,
Nenne nicht der Mutter Namen,
Sprichſt du einen Andern aus.

„„Geht das Beiſpiel deiner Liebe
Nicht der Meinen ſelbſt voran?
War der Frühling deines Lebens —
War dein Schmerz am Sarge Wahn?

„„Wähnſt du, daß das Band der Treue
Durch den Druck des Goldes bricht?
Schwer drückt nur das Wort des Vaters,
Schwer nur des Gehorſams Pflicht.

„„Ach, als mir der Freier gönnte
Einmal nur ein glattes Wort,
War vom Hauche ſeines Athems
Meines Buſens Strauß verdorrt!

„„Iſt des Kaiſers Hof an Feſſeln —
Und an Reizen ſchon zu arm?
Oder, ſteht es wo geſchrieben,
Daß er meiner ſich erbarm'?

„„Können ſeiner Hände Spenden —
All' das ſchimmernde Geſchmeid
Ueberſtrahlen meine Thränen,
Stillen meines Herzens Leid?

„„Vor dem Baume meines Lebens
Einem Blitz ſein Auge gleicht,
Der verſengend von der Krone
Bis zur tiefſten Wurzel ſchleicht.

„„Vater, Vater, wirſt du fordern
Meines Lebens ſchönſten Schmuck,
Mag das Herz, das ſchwache, brechen,
Morſch von deiner Flüche Druck!““

Finſter blickend ſtand der Vater,
Schon getroffen iſt die Wahl!
Alſo klagend ging die Tochter
Aus der Ahnen ſtillem Saal.

Wieder ſitzt ſie in der Kammer,
Dreht am Faden raſch und feſt,
Bis ſie plötzlich wieder ſinnend
Ihre Spindel ſinken läßt.

Schwirren will nicht mehr die Spindel,
Wieder ſtockt des Lebens Uhr,
Eine Dogge zu den Füßen
Trauert mit der Herrin nur;

Als der Faden abgeriſſen,
Hat die Pfote ſie gereckt,
Und die Spuren heißer Thränen
Leiſe von der Hand geleckt.

II.

Der Abſchied.

Feſt umſchlang zum letztenmale
Edelruth die ſüße Braut,
Nach des Männerauges Blitzen
Feucht und trüb das Ihre ſchaut.

Bruſt an Bruſt und Wang' an Wange,
Arm in Arm und Herz an Herz
Zittert's von der Jungfrau Lippen:
„Endet je des Scheidens Schmerz?"

Hoffend der Geliebte tröſtet:
„„Dieſer Schmerzen Gluth verglüht,
Dort auch grünet deine Myrthe,
Minna, wo mein Lorbeer blüht.""

Und die Herrin ruft der Dogge:
„Folge du, getreues Thier,
Folge ſeines Fußes Fährte,
Zeig' den Pfad zurück zu mir!"

Eingegraben ſind die Züge
In die Bruſt, noch einmal füllt —
Einmal noch der Jungfrau Auge
Sich mit des Geliebten Bild:

Doch es bricht der Arme Kette,
Kaum aus weiter Ferne ſchallt
Noch der Hufſchlag eines Roſſes,
Und der Dogge Laut verhallt.

III.

Die Einſiedlerin.

Die Wälder ſteh'n im Bunde
Mit der verlaſſ'nen Braut,
Der Eichen ſtummer Runde
Hat ſie ihr Leid vertraut,
Da reißt ſich, ihr zum Hauſe,
Die Bruſt ein Felſen auf,
Und in der Felſenklauſe
Endet der Flücht'gen Lauf.

Es will die wilde Rose
Darüber zieh'n ein Dach,
Es schwellen auf die Moose,
Zu schmücken das Gemach.
Des Epheus Ranken schlingen
Sich schnelle zum Portal,
Kein Aug' kann sie durchdringen,
Kaum noch der Sonne Strahl.

Des Waldes Blumen heben
Zum Gruß ihr Haupt empor,
Der Bäume Sänger schweben
Vertraulich über'm Thor,
Ein tröstend Lied zu singen,
Der Hoffnung ew'ges Lied,
Trost will ihr alles bringen,
Was ihre Thränen sieht.

Der Mensch allein will theilen
Nicht Trauer — nicht den Schmerz;
Wo mag der Eine weilen,
Dem schlägt das bange Herz?
Was drängt sich durch die Wälle
Des Strauchs? ein flüchtig Wild?
Gleich ist es ihm an Schnelle,
Doch ist's ein Menschenbild.

„Die Sonne ſey geprieſen,
Du biſt es, biſt erreicht!“
Und von der Jungfrau Füßen
Die Jubelnde nicht weicht.
Sie küßt der Dornen Wunde:
„Erkenne deine Magd,
Die deiner Leiden Kunde
Nach deinem Pfad gejagt.

„Ich habe dich ereilet,
Nicht ſtoße mich zurück,
So, wie du einſt getheilet,
So theile dein Geſchick:
Ich will es mit dir tragen,
Will deine Sclavin ſeyn,
Könnt' ich dein Glück erjagen;
Ich holt' es ſterbend ein!“

Schnell iſt der Bund geſchloſſen,
Getheilt des Leibes Noth,
Schon iſt ein Jahr verfloſſen,
Seit Minna bricht das Brod
Der Wurzeln und der Hütten
Mit der Zigeunerin;
Wann höret Gott die Bitten
Der frommen Klausnerin?

IV.

Hornberg.

Vor dem Pokal, der golden blitzt,
Der Ritter von dem Hornberg ſitzt,
Es will der Wein nicht munden,
O wär' das Kind gefunden!

Die Tage zieh'n, die Jahre flieh'n,
Die Ruhe iſt — das Kind dahin!
Der Freier iſt gegangen,
Hat weiter kein Verlangen.

Von jeder Hand — von jedem Heerd
Der Suchende ſein Kind begehrt,
Er läßt das Land durchjagen,
Nach ſeinem Kind zu fragen.

Nicht denkt er an der Felſen Dach
Und an der Schluchten Brautgemach,
Durchſtreift ſind alle Wege,
Die ferneſten Gehege.

Die Roſſe wiehern in dem Stall,
Verklungen iſt der Hörner Schall,
Es roſten Speer und Sporen,
Seit er das Kind verloren.

Es blicket von des Saales Wand
Die Mutter trauernd, abgewandt,
Sonſt lächelte ſie milde; —
Er zittert vor dem Bilde.

V.

Das Wiederſehen.

Durch Büſche fort, durch Wälder
Die Dänen-Dogge ſchleicht,
Sie hetzet durch die Wälder,
Sie hat den Hirſch erreicht,
Doch langſam folgt der Jäger,
Wie laut auch ruft der Rüd,
Er folget träg und träger
Er iſt des Suchens müd.

Nicht ſetzt er ein die Sporen,
Kaum hebt das Roß den Huf,
Es iſt die Braut verloren,
Umſonſt des Hornes Ruf,
Nicht ſchauet ſich nach Spuren
Des Ritters Falke um,
Es ſchweigen Berg und Fluren,
Die Wälder bleiben ſtumm.

Da wird zum Klaggeheule
Der Dogge muth'ger Laut,
Von einer Felſenſäule
Nach ihr der Ritter ſchaut,
Wühlt plötzlich ein die Sporen,
Jagt in die tiefe Schlucht,
Er hat, was er verloren,
Er fand, was er geſucht.

Wie mit dem reinſten Strahl
Hinab die Sonne ſinkt,
So dort zum letztenmale
Ein brechend' Auge blinkt,
Noch einmal bebt vor Wonne
Die Lippe und vor Schmerz,
Hinab iſt ſeine Sonne,
Gebrochen Minnas Herz!

VI.

Der Minneberg.

Und über'm Felſengrabe
Stieg bald ein Schloß empor,
Darin ein Mohrenknabe
Bewachte Thür und Thor.

Hell ſchimmerten die Zinnen
Hernieder in das Thal,
Stumm ſchritt, in düſtrem Sinnen
Der Ritter durch den Saal.

Vorüber Jahre ſchlichen
Trüb, wie der Scheidetag,
Nicht iſt die Nacht gewichen,
Die auf der Stirne lag,
Das Schwert blieb in der Scheide
Und an der Wand der Schild,
Das Herz bei ſeinem Leide,
Der Traum bei einem Bild.

Nur wenn er ſah im Winde
Des Roſſes Mähnen weh'n,
Riß er vom Aug die Binde,
Ließ er noch Blitze ſeh'n,
So ſtand er einſt im Bügel
So finſter und ſo ſtumm,
Und ließ dem Thier den Zügel,
Und kehrte nimmer um.

[1]) Dieſe ſechs Romanzen ſind einem größeren Gedichte: „Die Sage vom Minneberg des Neckarthals, ein Romanzenkranz von Fr. Ernſt mit Umriſſen und einer Muſikbeilage von L. Hetſch, Stuttgart Ebner & Seubert," entnommen. Den

Herausgeber dieses würde es sehr freuen, wenn er durch die Mittheilung dieser wenigen Romanzen die Aufmerksamkeit eines größeren Publikums auf die liebliche Dichtung von Friedr. Ernst lenken sollte. Die Sage, welche Ernst seinen Romanzen zu Grunde gelegt, lautet im Zusammenhang, wie folgt:

Auf der Burg Hornberg, wo einst die heilige Notburga in ihrem stillen Kämmerlein zwischen der Welt und ihrem Glauben schwankte, wohnte bald nach ihr auch eine Zierde ihres Geschlechts, Minna von Horneck. Ein Graf von Schwarzenberg, reich und angesehen vor allen Rittern jener Gegend, warb um des Mägdleins Hand, und nicht vermochte Minnas Vater, einen so angesehenen Eidam auszuschlagen.

Aber Minnas Herz und Liebe gehörten längst dem Ritter Edelruth der zwar arm an Gütern, aber desto reicher an männlicher Tugend war. Einst hatte ihn ein fröhliches Turnier auf die Burg gerufen, und die Jungfrau, welche ihm den Siegespreis gereicht, hatte sein Herz gewonnen. Des Ritters Schönheit und vortreffliche Eigenschaften, verschafften ihm bald Gegenliebe. Doch der Liebe Glück war von kurzer Dauer. Denn auch in dieses einsame Thal drang der Ruf zur Eroberung des heiligen Grabes, und Ritter Edelruth säumte nicht, ihm zu folgen. Minnas Vater war dies erwünscht: er wollte den Geliebten seiner Tochter entfernen (hatte er doch bereits einem Andern ihre Hand zugesagt) und bestärkte Edelruth noch durch das gleißnerische Versprechen in seinem Vorsatze: ihm, komme er als Sieger zurück, Minna zur Gattin zu geben.

Schmerzlich war die Trennung der beiden Liebenden. Lange sieht Minna vom Söller der Burg trauernd ihrem Geliebten nach, wie er, dessen edle Gestalt inmitten der ganzen Pilgerschaar hervorragt, den Neckar abwärts schifft. — Jahre vergingen; der Thaten viele vollbrachte Edelruth, und schon

war er seines Gelübdes ledig, und nur die Ehre hielt ihn zurück, da des Kampfes noch kein Ende, als er in einer heißen Schlacht, abgeschnitten von den Seinen, in Feindes Hände gerieth. Dieser, ergrimmt ob der ausgezeichneten Kriegsthaten des Helden, welche Schaaren von Ungläubigen den Tod gebracht hatten, warf ihn in eine Höhle, einst Aufenthalt wilder Thiere. Zwei Tage verlebte er hier ohne die mindeste Nahrung, am dritten endlich erblickte er oben an der einzigen Oeffnung, welche sein Kerker hatte, ein liebliches Gesicht, und eine schöne Hand warf ihm drei Pfirsiche hinab, und eine zarte Stimme rief, indem zugleich ein Seil von oben herabgleitete: „Zwei Diener harren meines Winks, darum komm' und folge mir in jene stillen Thäler, wo wir uns ungestört der Liebe freuen können."

Aber der Ritter antwortete: „„Nur in meiner Heimath werd' ich Liebe finden; doch denkst du edel, so rette mich."" — „Nur Liebe kann dich retten," entgegnete die Stimme, „nur in meinen Armen wirst du Freiheit finden." — „„Nur wer Treue übt,"" antwortete Edelruth, „„ist wahrhaft frei; und so wahr ich ein Ritter bin, werde ich mein Gelübde nicht brechen."" Da verschwand die rettende Erscheinung, und tiefe Sehnsucht ergriff den Gefangenen nach seiner Geliebten.

Auch diese hatte unterdessen schwere Kämpfe zu bestehen, doch wankte ihre Treue gegen ihren Erkorenen nicht. Als endlich die flehendsten Bitten über ihren harten Vater Nichts vermochten, und er sie zur Vermählung mit dem Grafen von Schwarzenberg zwingen wollte, entfloh Minna aus der väterlichen Burg, von einer getreuen Zofe begleitet.

Sie bestiegen einen Nachen, und fuhren im Dunkel der Nacht den Strom hinab. Gegen Morgen kamen sie an den schroffen Abhang eines Berges, dessen Gipfel von uralten Eichen bedeckt war. Sie landeten um hier einen Zufluchtsort

zu ſuchen, und gaben den Nachen den Wellen Preis. Durch das dichteſte Gebüſch ſtiegen die zarten Frauen den Felſen hinan, nicht ohne große Mühe, bis ſie eine Höhle entdeckten, worin Minna, bis zur Rückkehr ihres Ritters, mit ihrer Zofe zu wohnen beſchloß.

Aber ſiebenmal kehrte der Frühling, nur der Geliebte nicht. Da endlich brach der Jungfrau Herz in ungeſtillter Sehnſucht. — Die treue Zofe benetzte die Leiche ihrer Herrin mit heißen Thränen. Plötzlich vernahm ſie eine Stimme hinter ſich, und als ſie ſich umwandte, ſtand Ritter Edelruth in lichtem Waffenſchmucke vor ihr. Er hatte ſeine Minna auf der Burg geſucht, und als er dort Niemanden, als den trauernden und reuigen Vater fand, ſo ſchwur er, er wolle ſeine Waffen nicht eher ablegen, bis er die Verlorene gefunden. Viele Tage ſchon hatte er den Wald durchirrt, bis ihn ſein treuer Hund auf den rechten Pfad führte. Allenthalben verkündeten ſeines Namens Zeichen, von Minna in die Bäume eingegraben, ihm die Nähe der Geliebten. So gelangte er endlich an den Eingang der Höhle.

Auf einem Moosbette lag entſeelt die Geliebte, noch im Tode ſchön, wie ein Engel. Ein ungeheurer Schmerz machte den Ritter beinahe ſelbſt zur Leiche. Zur Beſinnung zurückgekehrt, erfüllten ſeine Klagen die Wälder, und ſo oft er die Stelle wieder fand, wo ſeine Minna ſchon im kühlen Grabe ruhte, rannen ſeine Thränen heißer.

Als einſt die Abendſonne freundlich den Hügel beſchien, warf Edelruth, wie geſtärkt von oben, ſich auf ſeine Kniee nieder, und dankte Gott, daß er ihn hierher geführt habe, um noch einmal das Bild ſchauen zu können, das er ſo lange in ſeinem Herzen getragen. Und als ſein Schmerz ſtiller geworden war, baute er zum ewigen Denkmale ſeiner Liebe an dieſer Stätte eine Burg, und nannte ſie Minneberg. In der

Felsenhöhle aber, in welcher er Minna's Grab bereitet hatte, fügte er in die Mauer des Hundes Bild, der ihn hieher geführt. —

Ob. v. P—g theilt in der bad. Wochenschrift, Jahrg. 1807. Nro. 5, pag. 73, jedoch eine andere Volkssage von der Entstehung der Minneburg mit, nämlich:

Hugo von Habern hinterließ drei Söhne; frühe wurden sie schon an ritterliche Uebungen und an die Beschwerlichkeiten der Jagd gewöhnt. In den weitausgedehnten Forsten des Odenwaldes streiften sie bis zu den freundlichen Thälern des Neckars, und verfolgten Tage lang das Gewild. Ihr Begleiter war ein Windspiel von seltner Treue; nie wich es von ihrer Seite, war immer ihr Vorläufer und leitete sie stets auf die richtige Spur. Eines Tages führte sie der kundige Wegweiser auf den Gipfel eines steilen Berges am Neckar, vor den Eingang einer düstern Höhle. Die Jäger folgten auch diesmal dem klugen Führer, der sie nie irre geleitet hatte, hinab in die Tiefe der schauerlichen Kluft, in deren Hintergrunde sie zu ihrem großen Erstaunen drei weibliche Gestalten erblickten, welche betend auf den Knieen lagen. Die Jünglinge stutzten bei dem unerwarteten Anblicke, sie wähnten drei Heilige im überirdischen Glanze geistiger Verklärung vor sich zu sehen, doch bald überzeugten sie sich, daß es Erdbewohnerinnen waren, die, vom Schicksale verfolgt, hier eine Freistätte gefunden. Sie waren entsprossen aus dem berühmten Geschlechte der Ritter von Handschuchsheim, allein mit ihrem Vater war der alte Stamm dieses Namens erloschen, ihre Besitzungen fielen dem Lehensherrn heim. Die Mutter war längst schon gestorben, und das geringe Erbe, das den drei Schwestern noch übrig blieb, hatte ihnen die Raubsucht eigennütziger Menschen entrissen. Als verlassene Waisen, ohne Schutz, flüchteten sie sich vor den Nachstellungen

argliſtiger Verführer in dieſe einſame Klauſe, denn ſie waren ſchön, und Schönheit droht nicht ſelten mit Gefahren. Ein alter Diener war den Jungfrauen gefolgt, und ſorgte, als Einſiedler gekleidet, treulich für ihren Unterhalt: allein in der tiefſten Einſamkeit und in gänzlicher Abgeſchiedenheit von den Menſchen, waren ihre ſanften weiblichen Gefühle nicht erſtorben, und die edeln Jünglinge machten denſelben Eindruck auf ſie, den die Jungfrauen auf jene gemacht hatten. Das unauflösliche Band reiner Liebe ſchloß ſich in der Folge unter ihnen, und knüpfte ſich mit jedem Tage feſter. Die drei Brüder erbauten auf jener Stelle eine ſtattliche Burg und nannten ſie Minneberg. Lange lebten ſie und ihre Gattinnen dort, in glücklichem Vereine; erſt lange Jahre nachher verſchwand auch ihr Name aus den Regiſtern der edeln Geſchlechter des Neckarthals. Zum ewigen Gedächtniß ließen die Ritter das Windſpiel, welches ſie zu den Einſiedlerinnen geleitet hatte, in Stein aushauen. Noch vor wenig Jahren behauptete dieſes Denkmal der Erkenntlichkeit ſeine ehemalige Stelle auf dem hohen Portal über der Einfahrt zum Minneberg; allein unwiſſende Hände haben es nun entwürdigt, und an der Ziegelhütte unten im Thal bei dem Oertchen Guttenbach, über einer Stallthüre, in eine ärmliche Leimwand eingemauert.

Notburga,

von

Julius Sturm.

Wir hatten einen tollen Tag vollbracht,
Kein Wunder, wenn wir ſtill im Kahne ruhten,
Der munter tanzte auf des Neckars Fluthen
In einer warmen, ſternenhellen Nacht.
Da rief der Eine, der am Ruder ſtand:
„Mir iſt ſchon lang, als führ' ich ſtumme Leichen,
Verharrt ihr länger noch in eurem Schweigen,
Entſinkt das Ruder meiner matten Hand;
Auch mich umkreiſt der Schlaf mit ſeinen Schwingen,
Ihn zu verſcheuchen, laßt ein Lied uns ſingen.
Auf! gaudeamus, du hier ſingſt es vor,
Wir andern aber fallen ein im Chor."
Und gaudeamus hub der an zu ſingen,
Doch konnt' er's bis zum igitur nur bringen,
Auch war es gut, das gaudeamus klang
So ſchleichend, traurig, wie ein Grabgeſang.
„Was anders denn! Weiß keiner eine Mähr?
Das wär' gerade jetzt die rechte Stunde
Für eine alte, ſagenhafte Kunde;
Viel alte Burgen liegen um uns her,
Unähnlich nicht verwittertem Gebein
Beleuchtet geiſterhaft vom Mondenſchein.

Du biſt ja ſo ein halber Bücherwurm,
Haſt aufgehäuft daheim an deinen Wänden
So manchen Stoß von ſtaub'gen Pergamenten,
Läufſt ſtundenweit nach einem alten Thurm,
Erzähl'! ermuntre dich von deinen Träumen,
Siehſt du mit Silber dort den Mond umſäumen
Die Trümmer auf dem Hornberg; ohne Frage
Kennſt du von jenem Berg manch ſchöne Sage;
Es muß ſich gut auf alte Kunden lauſchen
In Mondſcheinnacht, wenn leis die Wellen rauſchen.
Du meinſt, ich träume? nein, ich ſah ſo eben
Notburga's Geiſt den alten Thurm umſchweben
Und will auch gerne, ohne lang zu wählen,
Die Sage von Notburgen euch erzählen [1]).
Nicht immer war's, wie jetzt ſo ſtill dort oben,
Einſt hielt der Kaiſer dort ein Feſtgelag,
Da füllte dieſes Thal ein wildes Toben,
Da ward die dunkle Nacht zum lichten Tag,
Da flammten Kerzen leuchtend durch die Nacht,
Da tönten Geigen droben in dem Saal,
Voll goldnen Weines kreiſte der Pokal,
Da ward getanzt, geplaudert und gelacht.
Nur Eine war entfloh'n dem wilden Toben,
Und ſaß allein im ſtillen Kämmerlein,
Und ſchaute traurig nach den Sternen droben,
Notburga war's, des Kaiſers Töchterlein.

An ihren Ottwin hatte ſie gedacht,
Und ſeufzte leiſe in die ſtumme Nacht:
„O! wie beneid' ich euch ihr goldnen Sterne;
Von eurer Warte blickt ihr in die Ferne,
Könnt' über Berge, Thäler, Meere ſchaun,
Blickt in des Nordens, in des Südens Au'n.
O Sternlein! gebt mir vom Geliebten Kunde,
Träuft Balſam mir in meines Herzens Wunde.
Was blickt ſo traurig ihr, ſo trüb herab?
Was ihr erſchaut, ihr wollt es mir nicht ſagen,
Ihr wähnt, ich könne nicht die Kunde tragen,
Ihr ſaht gewiß in fernem Land ſein Grab?
Fiel er im Kampf?" Die Sternlein droben ſchweigen,
Doch wie bejahend ſie die Häupter neigen.
Und lauter tönt es drüben in dem Saal,
Und wild und wilder tönen dort die Geigen,
Und immer toller ſchwinget ſich der Reigen,
Und ſchneller immer kreiſet der Pokal.
Des Kaiſers Blick durchfliegt die bunten Reih'n,
Er ſucht nach ſeinem holden Töchterlein.
Und wie er unter all den ſchönen Frauen
Das Kind, das ihm ſo lieb, nicht kann erſchauen,
Verläßt er ſchnell des Saales hellen Schimmer,
Und wandelt ſinnend nach der Tochter Zimmer.
„„Was weinſt und klagſt du doch mein Töchterlein?
Komm, trockne dir vom Auge deine Thränen,

Nicht länger sollst du dich verlassen wähnen,
Nicht länger sollst du mir so einsam seyn.
Schon lange sah ich dich, ein scheues Reh,
Vor Menschen in die Einsamkeit entweichen,
Schon lange sah ich deine Wangen bleichen
Hab' oft gelauschet deinen leisen Klagen,
Und sah schon lange ein verborgnes Weh
An meines Kindes zartem Leben nagen.
Doch sah ich's ohne Angst und ohne Bangen,
Des Vaters Auge las in deinem Herzen,
Daß erster Liebe ungestillt Verlangen
Der Quell sey deiner Klagen, deiner Schmerzen.
O! weine nicht! komm, laß dein Arzt mich seyn,
Nicht länger klagst du einsam und allein,
Es soll, eh' noch drei Tage sind vergangen,
Fürst Samo [2]) seine holde Braut umfangen,
Ei, wie so purpurn deine Wangen glühn,
Wo Lilien standen, Rosen lieblich blühn!
Noch einen Kuß! Gut' Nacht, mein süßes Leben,
Nun schließe deine müden Augen zu,
Und flieht dein Lager heut des Schlummers Ruh,
Wird dich dafür ein lichter Traum umschweben."

„Ein lichter Traum! o brich, du armes Herz,
Ich weiß ein enges — weiß ein kühles Haus,
Da schlafe, träume deinen Kummer aus,
Es kühlt die Erde deinen heißen Schmerz.

Ein lichter Traum? in mir iſt's finſtre Nacht,
O Herr! beſchütze mich mit deiner Macht.
Ich eines Andern Braut? Nein, Ottwin, nein!
Dein will ich lebend, dein im Tode ſeyn.
Doch wo die Rettung? ach wohin, wohin
Soll ich vor meines Vaters Zorne fliehn?
Er zwinget mich mit ſeiner mächt'gen Hand,
Und wär es ſterbend, in das Brautgewand."

So klagt Notburga weinend in die Nacht.
Da flüſtert's unterm Fenſter heimlich ſacht:
„Notburga, wollt ihr euch mir anvertrauen,
So will ich euch die Hand zur Rettung bieten;
Ich kann nicht länger eure Leiden ſchauen,
Sie rauben meiner Seele Ruh' und Frieden.
Ich hab euch oft auf dieſem Arm getragen,
Auf meinem Knie gewiegt in frühern Tagen;
Ich fürchte nicht den Kerker, nicht die Ketten,
Kann ich von eurem Kummer euch erretten.
Die Nacht iſt günſtig, leicht könnt ihr entfliehn,
Ich führe ſicher durch den Wald euch hin,
Zu einem Klausner, der, ein frommer Mann,
Gewiß euch guten Rath ertheilen kann."

Und wie dem Diener kaum das Wort entflohn,
So eilt mit flücht'gem Schritt hernieder ſchon
Notburga und verläßt des Vaters Haus,
Flieht mit dem Diener in die Nacht hinaus.

Sie wandern durch die Nacht in trübem Schweigen;
Da ruft Notburga, plötzlich aufgeſchreckt:
„Horch! hörſt du, wie es raſſelt in den Zweigen?
S'iſt eines Roſſes Huf, wir ſind entdeckt.
Jetzt rauſcht es näher ſchon, ſie nah'n, ſie nah'n,
Es iſt um mich, es iſt um dich gethan!
Jetzt, Jetzt!" — ſie können ſich nicht mehr verſtecken,
Notburga hänget weinend an dem Greiſe,
Dem auch die Kniee brechen faſt vor Schrecken;
Ein Augenblick — da bricht der Hirſch, der weiße,
Den Ottwin einſt im Walde jung gefangen,
Durch das Geſträuch mit ſeinen zack'gen Stangen,
Und ſchmiegt ſich traulich an die Herrin an,
Und ſchaut ſie freundlich an mit hellen Blicken,
Und leckt die Hand ihr, bietet ihr den Rücken,
Und Burga, wie ſie früher oft gethan,
Schwingt auf den Hirſch ſich, — kaum fühlt der die Laſt,
Die ſüße, fliegt er fort in freud'ger Haſt,
Und vor dem Blick des Alten ſind gar bald
Verſchwunden beide in dem dunklen Wald;
Der wandelt ſinnend nach dem Schloß allein,
Schleicht unbemerkt ſich in ſein Kämmerlein. —
Ha! welch' ein tolles, welch' ein wildes Toben,
Da kaum am Himmel ſich die Sonn' erhoben!
Das ruft, das rennt, das jaget durch das Schloß
In banger Eil, mit angſterfüllten Mienen,

Was trieb ſie aus des Schlafes weichem Schooß
So frühe, wo der Morgen kaum erſchienen?
„Die Roſſe vor!“ Auf ſitzt die Schaar der Ritter
Der Kaiſer ſelber an dem Zuge vorn,
Stößt mächtig jetzo in ſein goldnes Horn,
Da brauſt's davon, wie Sturmesungewitter.
Was iſt's? was gibt's? Woher des Kaiſers Grimm,
Wohin ſo früh mit ſolchem Ungeſtüm?“
Notburga fehlt, ihr Bett ſteht unberührt,
So eben brachte man dem Herrn die Kunde,
Und Niemand weiß noch bis zu dieſer Stunde,
Ob ſie verirrt, entflohen, ob entführt. —
Wie? Niemand? fragt nur dort den Alten,
Von dem könnt ihr die Antwort leicht erhalten.
Denn ehe heute noch der Morgen graute,
Da klopfte leiſe es an ſeine Fenſter,
Er fuhr empor, er dachte an Geſpenſter,
Doch als er, ſich ermunternd, näher ſchaute,
Da war's der weiße Hirſch, der draußen ſtand.
„O könnt'ſt du ſprechen, hätteſt du Verſtand!
Dann würdeſt du, dann müßteſt du mir ſagen,
Wohin Notburga geſtern du getragen.
Doch ſieh! was hängt an deinem zack'gen Horn?
Ein grünes Blatt? — Der Hirſch reicht es dem Alten,
Der legt behutſam es aus ſeinen Falten,
Und lieſ't gekritzelt drauf mit einem Dorn:

„Notburga grüßt, laß fahren alle Sorgen,
Der Herr hat mich durch seine Macht geborgen."
Auf jubelte der Alte, und er bot
Zum Lohn dem treuen Hirsch ein Stücklein Brod,
Der frißt nicht, doch er neiget sein Gehörne,
Der Alte steckt das Brod ihm an's Geweih,
Und als ob dies der Zweck gewesen sey,
Fliegt lustig nun der Hirsch fort in die Ferne;
Und jeden Morgen kehret er zurück,
Bringt einen Gruß und trägt ein Brod zurück.
Der Kaiser aber suchte durch das Land,
Und als er seine Tochter nirgends fand,
Zog trauernd er im Schlosse wieder ein
Und überließ sich ganz der finstern Pein.
Einst als er früh schon an dem Fenster stand,
Sehnsüchtig schauend in das weite Land,
Sah er den Hirsch anklopfen an die Scheiben,
Sah, wie durch's Fenster seines Dieners Hand
Dem Hirsch ein Bündel an's Gehörne band; —
Und staunend über dies seltsame Treiben,
Eilt er hinab, tritt schnell den Diener an,
Scharf fragend, was er eben jetzt gethan?
Da galt kein langes Zögern, half kein Lügen,
Zu deutlich las der Kaiser in den Zügen
Des Alten Furcht, und zitternd muß gestehn
Der Diener, was er lieber wohl verschwiegen.

Und kaum vernahm der Kaiſer, was geſcheh'n,
Tönt wieder laut ſein Horn durch's ganze Schloß;
In Eile ſtrömt herbei der Diener Troß,
Der Kaiſer ſchwingt ſich auf ſein beſtes Roß,
Jagt nach dem Hirſch, tief in den Wald hinein,
Die Knappen folgen jagend hinterdrein,
Das hetzt, das ſchreit ſo toll, als ob es wär
Der wilde Fürſt mit ſeinem wilden Heer.
Jetzt fliegt der weiße Hirſch den Berg hinab,
Jetzt ſtürzt er in des Neckars Fluth hinein,
Der Kaiſer folgt, er läßt vom Hirſch nicht ab,
Stürzt in die Fluth und ſollt' ſein Tod es ſeyn.
Es ſchwimmt das Roß, es trägt ihn an den Strand,
Und weiter fort geht es in toller Flucht
Dem Hirſche nach, der plötzlich ſtille ſtand
An einer wild umwachſ'nen Felſenſchlucht.
Der Kaiſer hält ſein Roß, er ſpäh't von ferne,
Sieht, wie der Hirſch zur Schlucht neigt ſein Gehörne,
Und ſieht, wie eine lilienweiße Hand
Das Bündel vom Geweih des Hirſches band.
Und plötzlich iſt verſchwunden all ſein Harm,
Denn er erkennt Notburga's Lilienarm,
Er ſpringt vom Roß und hat in freud'ger Haſt
Schon ſeines Kindes zarten Arm erfaßt,
Und fleht und bittet, Thränen in dem Blicke:
„O tritt heraus, o tritt heraus geſchwind,

Komm an mein Herz, ſey wieder ganz mein Kind,
Und kehre wieder zu der Burg zurücke."
Doch Burga ſpricht: „Es hat der Herr genommen,
Was mir das Liebſte auf der weiten Welt;
Nacht iſt um mich, die Sonne iſt verglommen,
Die mir das Leben freundlich einſt erhellt;
Hier nur allein noch finde ich den Frieden,
Den das Geräuſch der Welt mir nicht kann bieten;
Ich ſcheide nicht aus meiner Einſamkeit,
Mein Leben iſt allein dem Herrn geweiht."
Der Kaiſer fleht, umſonſt, Notburga ſchweigt,
Sie kehrt nach Hauſe nimmermehr zurücke,
Der Kaiſer fleht noch einmal, endlich ſteigt
In ſeinem Herzen auf der alte Grimm,
Er faßt den Arm mit raſchem Ungeſtüm:
„Du mußt! du mußt!" ruft er in wilder Haſt,
Er reißt am Arm, Notburga hält umfaßt
Das Kreuz, das in der Höhle ſie errichtet,
Mit ihrem linken Arm, und zornentbrannt
Zieht jetzt der Kaiſer — plötzlich wie vernichtet
Steht er, den blut'gen Stumpf in ſeiner Hand.
Da faſſet ihn ein namenloſes Bangen,
Es hält der Wahnſinn ſeinen Geiſt gefangen,
Aus ſeinen Augen leuchtet wilde Gluth,
Und jetzt, als jagte hinter ihm die Hölle,

Flieht er entſetzt in Eile von der Stelle,
Wo ſeine Tochter liegt in ihrem Blut. —
Doch ſieh! wie ſich im Gras ſo emſig regt
Ein muntres Schlänglein, glänzend, glatt und bunt,
Das nach der Höhle flüchtig ſich bewegt,
Mit einem ſeltnen Kraute in dem Mund;
Es hat der Herr Notburga's Noth geſchaut,
Und weil er fromm und treu die Maid erfunden,
So ſchickt er ihr dies ſelt'ne Wunderkraut;
Und kaum berührt damit Notburga's Wunden
Die Schlang, alsbald hört auf zu fließen
Das Blut, muß ſich die Wunde heilend ſchließen.
Bald wurde unterm Volke dies bekannt,
Und Wunder! Wunder! tönt es durch das Land,
Notburga ward als Heilige erkannt,
Und aus der Näh' und Ferne zog man hin
Zur frommen, gottergebnen Dulderin.
Zur Zeit jedoch, wo ſich die Blätter färben,
Wo früh der Reif auf fahlen Halmen blinkt,
Zur Zeit, wo die Natur in Schlummer ſinkt,
Fühlt auch Notburga nahe ſich dem Sterben.
Da öffnet ſich des Himmels goldnes Thor,
Und lichte Englein ſchweben draus hervor,
Und ſchwingen leicht ihr roſiges Gefieder,
Und ſenken ſtill ſich auf die Erde nieder,

Und tragen aus der Höhle [3]) nächt'gem Graus
Notburgen in das Freie ſanft hinaus.
Im Weſten glühet noch ein Sonnenſtrahl,
Notburga grüßt die Welt zum letzten Mal;
Es tönet aus der Höh' herab ein Gruß,
Notburga ruft: „Wir ſeh'n uns droben wieder!"
Der Todesengel neigt ſich auf ſie nieder
Haucht auf die Stirn ihr einen leiſen Kuß.
„Seht ihr das Kirchlein dort im Mondenſchein?
Dort iſt ein Grab, und auf dem Grab ein Stein,
Und auf dem Steine könnt ihr eingehauen
Noch heut das Bild der frommen Jungfrau ſchauen.
Seht ihr's?" — Sie fuhren aus dem Schlaf empor:
„„Was?"" — „„Wo?"" ſo riefen ſie im wirren Chor;
„Nun dort die Kirche!" — murrend ſtreckten wieder
Sie in dem Kahne ſich zum Schlummer nieder.
Ich aber trat an's Steuer und entwand
Es ohne Müh' des Schläfers matter Hand,
Und leitete, indeß die Andern ruhten,
Das Schifflein ſicher durch die hellen Fluthen [5]).

[1]) Der Sage nach war Notburga die Tochter des Frankenkönigs Dagobert, welcher im 7. Jahrhundert auf dem Hornberg verweilte.

[2]) Samo war Fürſt der ſlaviſchen Wenden, mit denen Dagobert mehrmals in Kriege verwickelt war. Als Preis des Friedens verlangte er Notburga zur Gemahlin, welche ihm von Dagobert, wider ihren Willen, zugeſagt wurde.

[3]) Die Höhle, in welcher Notburga lange Zeit sich aufhielt, und wo sie das Volk zum Christenthum bekehrte und es mit dem Ackerbau und der Weinpflanzung bekannt machte, heißt noch auf den heutigen Tag die Jungfrau-Höhle. Wenn man den Namen der Heiligen gegen die Höhle ruft, so wiederholt das Echo leise und schwermüthig diesen Namen.

[4]) Beim Eintritt in die Kirche zu Hochhausen erblickt man linker Hand das uralte Grabmal. Die heil. Notburga, die Königskrone auf dem Haupte, liegt auf einem erhöhten Steine. Als Wahrzeichen fehlt ihr der linke Arm; in der rechten Hand hält sie eine Schlange, in deren Munde sich das heilende Kraut befindet. Der Hochaltar enthält bildliche Darstellungen aus der Geschichte der Notburga, die theilweise leider verwischt sind. Bischof Reinhardt von Worms ließ im Jahre 1517 in Beisein vieler seiner Domherren und des Probstes von Wimpfen das Grab der Heiligen eröffnen. Er nahm von ihrem Körper, der sich noch unversehrt vorgefunden haben soll, eine Reliquie, nämlich ihren Arm mit sich nach Worms, von wo er später nach Weissenburg kam.

[5]) Die Legende von der Notburga, deren Grundzug in dem Siege des Christenthums über das Heidenthum besteht, findet sich mit kleinen Variationen vielfach verbreitet. Grimm, Jäger und Kaufmann erzählen sie in ihren Führern durch das Neckarthal mit unbedeutenden Veränderungen den deutschen Sagen der Gebrüder Grimm nach. Langbein, Millinger und ebenso v. Keller (Notburga, eine Legende in sechs Gesängen von v. Keller. Mannheim 1823) brachten sie in ein poetisches Gewand.

Eine alte Urkunde, die wir hier im Auszuge mittheilen, enthält über diese Sage folgende interessante Notizen:

„Wann der Chreichgauische Adel vnd also auch die von Gemmingen zur Christlichen Religion von dem Heidenthum bekehrt worden, kann ich jzmahls so Eigentlich nicht wissen.

Es braucht mehr Nachforschens, Weil aber Clodoveus Magnus der Franken König, welcher Anno Christi 499 oder 500 ohngefehrt, diese Lande mit dem Schwerdt wieder die Alamanier Erobert vnd auff seine Nachkommen Gebracht, durch Antrieb seines Gemalß den Christlichen Glauben Angenommen, von St. Martin getaufft worden, vnd solchen aller Orthen jn seinen König Reichen außgebreitet hat, also daß Einhundert jahren darnach, Namlich vmb das jahr Christi 600, wenig Heiden mehr in gantz Alemania oder dem Schwebischen Chreiß gefunden sondern dem Christenthum fast gar eingewurzelt daß Heidenthum aber Extirbiret worden, besiehe Crusium jn annalib. suevie part. I. bis 8. pag. 213. so halte ich dafür es habe sich damahlen auch der Adel auff dem Craichgau sambt jhren Vnderthanen weisen vnd in Christlicher Religion jnformiren lassen gestalten Ein Gericht durch das gantze Landt gehet, es habe König Dagobert Magnus vorgemeldten Königs Clodovei Uhr Uhr Enkel oder Apnepos, welcher vmb das Jahr Christi 631 angefangen zu Regiren, eine Dochter gehabt Nahmens Noburg, welcher aus Andacht das Einsiedler oder Eremitten Leben dergestallt beliebt, daß sie sich in eine Höhlin hart am Neccar auf Chraichgauischer Seidten, jn Hochheißemer Gemarkhung, gegen meiner des Authors dieses Buchs Markung über, begeben, Gestalt daß Loch noch diese Zeit jn einem Felsen gewiesen würdt v beriembt ist deroselben habe ein zamer Hirsch täglich von des Königs Tisch von Mosbach auß Speis gebracht, vnd als der König jhr Hr Vatter Erfahren wo sie sich aufgehalten, seye er selber zu jhr kommen sie mit Gewalt bey dem Arm auß dem Loch ziehen wollen darüber sie durch ein sonderlich Miracul denselben Arm hat fahren lassen, vnd also jn der Höhlin blieben, biß Nach jhrem Todt sie zu Hochhaußen jn die Kürken Königlich begraben worden, da daß Grab mit einem schönen Stein vnd Königlicher Cron heutiges Tags zu sehen, darzu auch Etwann eine grose Wallfahrt gewesen.

Diese Begebenheit findet sich bestätigt durch ein dem Verfasser vorstehender Chronik „von dem Hornecker von Hornberg zu Hochhausen Communicirtes Document", welches die Geschichte der Notburga fast gleichlautend erzählt, und dann mit folgenden Worten schließt: „Derselbige (Eberhard Hornecker) hat Eben jahrs zuvor Nehmlich A. 1516 mit meines aldt Vatters Eberhardt von Gemmingen zu Burg Schwester hochzeit gehalten gehabt wie der vorhandene Heurathsbrief Noch ausweiset, vnd dieses ist die Ehreichgauische Heyligin von welcher Etwann vor Luthery Reformation die Arme Leuth dieser Landtzart viel gehalten vnd sich eingebilt haben, sie können jn dem Sommer alle Morgen wann ein Thau liege, jn meinem Acker allhier gegen Eltz gelegen den pfadt Noch spiren, welcher dieser Hirsch wann er die Speiß von des Königs Tisch von Mospach aus zu diesem Loch der Noburgen gebracht vnd gemacht, von da er durch den Neccar geschwommen."

Kloster Himmelreich.

Erste Legende

von

A. Kopisch.

„Nimm an den Ring, ihn trug mein Schwesterlein,
Eh' zu dem See sie ging im Hertha-Hain,
Wo sie der Göttin Opfer mußte seyn!" —

Friedhilde ſank zurück, wie lichter Schnee;
Der Jungfrau Mutter aber ſprach: „„O weh!
Ihr ſeyd kein Chriſt, ihr opfert in dem See?!““

„Viel edle Frau, Herr Siegbert, ſei mir mild;
Bin ich kein Chriſt, doch trag ich Speer und Schild,
Und herzlich lieb' ich eure Friedehild!“ —

Held Siegbert ſprach: „„Geh Griſo werd' ein Chriſt,
Schwör ab den Götzenfrohn, in dem du biſt:
Dann wird Friedhilde dein, in kurzer Friſt!““ —

Der Jüngling geht und — kehret nimmermehr!
Friedhilde weint: es ſtirbt ihr Vater hehr,
Die Mutter auch, da weinet ſie noch mehr! —

„Will Gott mich einſam, will ich einſam ſeyn!
Ade, ade, du Burg auf hohem Stein,
Im Walde bau ich mir die Wohnung mein!“

Nun überwölbten Eichen ihr Gemach,
Die harten Felſen ſangen all' ihr nach,
Wenn ſie am Kreuz davor, laut betend ſprach.

Mild ward ihr Schmerz allda in wenig Zeit:
Vom Kreuz herab troff Himmelsſüßigkeit
Und Frieden kam und nahm ihr alles Leid.

Auch auf den Wald kam Frieden weit und breit:
Da that kein Thier dem andern was zu Leid,
Und Ur und Bär ſtand vor ihr, wie gefeit.

Und Singevöglein bauten Neſter hier
Und Hirſch und Reh und allerlei Gethier,
Das ſchüchtern iſt, fand Ruh in dem Revier.

Und brach ſie einen grünen Zweig, ſo kam
Das All' heran und Jedes aß und nahm,
Sie heilete ſie auch, — war Eines lahm.

Was ſie gepflanzt trug reichlich überall:
Grub ſie im Gärtlein, flog die Nachtigall
Ihr auf das Haupt und ſang mit ſüßem Schall.

Trat ſie im rothen Morgenlicht hervor,
Sang jedes Vöglein mit ihr Morgenchor:
Am höchſten ſtieg der Lerche Lied empor!

Von Blum und Blüthe duftete der Hain
Und Bienenſchwärme flogen aus und ein,
Durch ihre Zell und bauten Waben drein.

So lebte ſie allda in Einſamkeit:
Da kam einſt um die Abendglockenzeit,
Ein Engel, und ſie war zum Tod bereit.

Der betete mit ihr, und als ſie ſchwieg,
Sank hin der Leib und ihre Seele ſtieg
Empor zum Himmel, aus der Erde Krieg.

Da kam rings jedes Vögelein heran
Und hing die Flüglein, als der Himmelsmann
Ihr ſtilles Grab zu graben nun begann.

Da kamen Hirſch' herzu und Elenn' auch
Mit ihren Schaufeln, aus dem grünen Strauch,
Und gruben mit allda, nach Menſchenbrauch.

Und als ſie in der Ruheſtätte war,
Trug jeglich Thier ein grünes Zweiglein dar,
Die Vöglein aber Blumen in ihr Haar.

Der Engel legte nun den Stein hinauf,
Und ſchrieb ſodann der Frommen Lebenslauf
Mit wunderbarer Himmelsſchrift darauf.

Einſt jagte Griſo einen Hirſch zu Wald,
Der machte bei Friedhildens Grabe Halt,
Des Helden Speer verlor da die Gewalt!

Denn als er mächtig ihn erhub, und da
Die wunderbare Schrift am Grabe ſah:
War ihm Friedhildens Friedenszauber nah.

Und ſchuf ihn um, den Kühnen, daß er gleich
Abſchwur die Götzen, fromm und mild und weich,
Er baut' ein Kloſter da: das Himmelreich.

Thät Buße drinn und ſchor ſein blondes Haar,
Und lebt' im Himmelreiche manch ein Jahr,
Bis dann ſein Ende wie Friedhildens war [1]).

[1]) Der Dichter läßt — mit poetiſcher Lizenz — den Griſo gleich nach ſeiner Taufe das Kloſter bauen; die Sage erzählt hingegen, daß Griſo, nachdem er getauft, und den chriſtlichen Namen Lukas angenommen, eine Einſiedlerhütte neben dem Grabe ſeiner Geliebten errichtet, darin er Gott diente, verirrte Wanderer mit Speiſe und Trank labte und ſie wieder auf den rechten Weg führte. Zahlreiche Wallfahrer zogen zu der Zelle des heil. Mannes, der weit und breit ſeines gottſeligen Wandels wegen berühmt geworden war. Nachdem ihn ein Engel Gottes von dieſer Welt genommen, ward an der Stelle, wo ſeine Einſiedlerhütte geſtanden, zum Andenken an ſeine wunderbare Bekehrung eine Kapelle erbaut und dem heil. Michael geweiht. Ausführlicher erzählt dieſes die folgende ſchöne Legende von Krummacher. Beide Legenden ergänzen ſich; während Kopiſch den Tod Friedhildens zum Gegenſtand ſeiner Dichtung macht, behandelt Krummacher den nicht weniger ſchönen Tod Griſo's und bringt damit die Sage vom Michaelsberg — die lieblichſte des Neckarthals zum Abſchluß.

Zweite Legende [1]),

von

F. W. Krummacher.

In jener gold'nen, sonnenlichten Zeit,
Wo noch die Eng'lein freundlich uns umschwebten,
Nur Liebesklänge durch die Fluren bebten,
Wo sternenhell, in stiller Einsamkeit,
Die Tugend groß und hehr im Herzen blühte,
Und Gottes Geist die Menschenwelt durchglühte —
Schon sind viel hundert Jahre hingefloh'n —
Da lebte an bekränzten Moosaltären,
Den eingebornen Gottessohn,
Den Menschenheiland, brünstig zu verehren,
Der heil'ge Lukas. Buchenzweige woben
Zum Gotteshaus ihr schattig Blüthendach.
Fern' hörte man des Neckars Welle toben,
Und zu dem lauten Wogenschlag
Scholl mächtig, mit dem Hall der gold'nen Saiten,
Des Sängers Lied, wie heilig Glockenläuten.

Durch's ganze Land erschallt die süße Kunde,
Und wo ein Herz im wilden Drang zerbrach,
Wo eine Brust dem Zweifelsturm erlag,
Und keine Heilung ward der grausen Wunde,
Da stürmte man zu Lukas stiller Hütte.
Mit seinen Worten schwebte Himmelsruh'

Und Friede den zerriſſ'nen Seelen zu;
Und fröhlich wallte aus des Haines Mitte,
Was traurig und beladen war. —
So wogte man von Jahr zu Jahr,
Und Tauſenden entglomm durch ihn aus ſchwarzer Nacht
Der Hoffnung ſüßes Licht in Sonnenpracht.
Schon wehen Silberlocken um ſein Haupt,
Die Wange bleicht, die matten Schritte wanken,
Der Winter naht, die Eiche ſteht entlaubt,
Schon fühlt er mehr und mehr den ſiechen Leib erkranken,
Es ſinnt der helle Geiſt in ſtiller Freudigkeit
Grab, Tod und Ewigkeit — erhabene Gedanken.
Der Morgen flammt aus duft'gem Nebelſchleier
In königlicher Herrlichkeit hervor.
Ein heilig Lied ſteigt zum Azur empor,
Und ernſter rauſcht die Gott geweihte Leier
Und immer lichter glüht der heil'ge Funken
Der Andacht in des frommen Greiſes Bruſt;
Er kniet am Moosaltar, ſich ſelber kaum bewußt,
In Gottes Lieb' und Ehrfurcht hingeſunken.
Da rauſcht's im Haine wunderbar,
Wie wenn ſich Geiſter in den Aeſten wiegen;
Der ſel'ge Traum entflog, die Saiten ſchwiegen —
Ein bleicher Waller trat vor den Altar,
In dürftigem Gewand, gelehnt am Wanderſtabe,
Und bat um eine milde Gabe.

„Gott ſegne dich!“ Mit dieſem ſüßen Wort
Führt Lukas zu der ſtillen Buchenhütte
An ſeiner Hand den armen Pilger fort;
Denn kaum noch trugen ihn die matten Schritte.
Er trocknet ſein Gewand, und beut
Ihm ſüße Labung dar für die erſtarrten Glieder.
Und als er ihm ein Bett von weichem Moos geſtreut,
Da ſchließen ſich die müden Augenlieder.
Ein heller Glanz umweht, wie mildes Sternenlicht,
Des Pilgrims bleich gehärmtes Angeſicht. —
Und Lukas eilt mit leiſem Schritte
In's ſtille Kämmerchen hinein,
Und fleht in liebevoller Bitte:
„Erlöſe ihn von ſeiner Pein,
Und wolle Troſt und Frieden ihm verleih'n!“
Er ſpricht's und fleht um Gottes Segen.
Da fliegt in hehrer Lichtgeſtalt
Der Pilger freundlich ihm entgegen,
Ein ſchneeiges Gewand umwallt
Den hohen Leib, und wunderbar
Erglänzt das lichte Augenpaar.
„Erhört iſt dein Gebet!“ ruft ihm der Engel zu,
„Auf, gehe freudig ein in Gottes ew'gen Frieden,
In's Reich der Lieb' und ſüßen Himmelsruh'!
Du haſt getröſtet und geliebt hienieden,
Drum ſei in's ew'ge Liebesland beſchieden!“

Er ſprach's, und wunderſüße Harmonien
Erſchollen himmliſch in den Buchenzweigen;
Der Greis will ſich zur Erde niederbeugen,
Will bebend vor dem heil'gen Engel knien;
Der Jüngling richtet freundlich ihn empor,
Und küßt ihm die verklärten Blicke;
Die ſieche Hülle bleibt im ſtillen Thal zurücke;
Es öffnet ſich das gold'ne Sternenthor,
Der Greis entſchwebt, dem ſchönen Jüngling gleich,
In's Paradies empor, in's lichte Himmelreich.

Ein grüner Hügel birgt die morſche Hülle,
Und aus des Haines heil'ger Stille
Hallt noch manch' brünſtig Fleh'n empor.
Denn wo dereinſt das helle Hüttchen ſtand,
Strahlt jetzt ein Kirchlein, Himmelreich genannt.

Hörſt du der frommen Pilger Chor?
„Herr!" fleht die Schaar, „ſieh', deine Waller nahen,
Sieh', Vater! gnädiglich auf uns herab;
Birg unſern Leib in's kühle Grab,
Heb' unſern Geiſt empor, dein ſelig Reich zu ſahen!"

[1]) Siehe die Anmerkung zu der vorigen Legende.

Der Graf von Zimmern.

Dort oben, wo von Wald umgraut,
Die alte Burg hernieder ſchaut,
Wohnt einſt ein Wildgraf rauh und kühn,
Den wilden Zimm'rer hieß man ihn.

Der Jagden blut'ges Würgeſpiel,
Dem jungen Waidmann nur gefiel
Und wenn vom Schloß ſein Horn erklang,
War's Thieren d'raus und Menſchen bang.

Des Armen Feld, der Wittwen Gut
Blieb nicht verſchont von ſeiner Wuth.
Es ſtieg, verhöhnt von ſeinem Spott,
Manch ſchwerer Seufzer auf zu Gott.

Einſt zog er in des Morgens Grau
Zur Jagd hinaus in Strombergs Gau,
Da ſtellt ein Hirſch, ſchneeweiß von Haar,
Von fern ſich ſeinem Auge dar.

Und kaum, daß ihn der Graf erblickt,
Stürzt er, — den blanken Stahl gezückt, —
Ihm nach durch Feld, durch Sumpf und Dorn,
Ihn trieb die Wuth, ſein Roß der Sporn.

Sieh da! in dunkler Wälder Nacht
Ein altes Schloß in goth'ſcher Pracht,
Von hohen Warten rings umſchirmt,
Vor ihm hoch in die Luft ſich thürmt.

Es öffnet knarrend ſich das Thor
Von Eiſen und es tritt hervor
Mit ernſtem Schritt ein alter Mann
Und blickt aus hohlem Aug ihn an.

Ein Bart in krauſen Wellen goß
Hinab ſich in des Greiſen Schooß,
Ein zottig Bärenfell umhüllt
Die Lenden ſchaurig ihm und wild.

Auf! brummt er, durch die Eiſenthür,
Verwegner Waidmann! folge mir,
Und bebend folgt des Geiſtes Macht
Der Graf nun in den dunklen Schacht.

Durch langer Gänge nächtlich Grau'n
Führt ihn der Greis; Geſichter ſchau'n
Ihn grinſend an im bleichen Licht,
Das dämmernd durch die Ritzen bricht.

Sie wandeln Treppen auf und ab;
Doch endlich, von des Alten Stab
Berührt, eröffnet ſich ein Saal,
Erhellt von kargem Lampenſtrahl.

An hoher Tafelrund erſchaut
Der Graf zwölf Schöppen hier; — ihm graut,
Und auf der Tafel Mitte ſteht
Ein blank geſchliffnes Schwert erhöht.

Die Schöppen ſitzen ſtumm und bleich,
Geſpenſtern aus den Gräbern gleich,
Und hu! Ein Ritter wankt heran,
Sein blut'ges Urtheil zu empfah'n.

Er wirft vor ihnen gramgebeugt
Sich hin, ſein Jammer-Antlitz zeugt
Von Schuld; der Schöppen erſter winkt,
Und ſchnell ein Vorhang niederſinkt.

Den Zimm'rer mahnt der Greis und ſpricht:
Sieh hier der Geiſter Vehmgericht!
Nachts, mit der zwölften Stunde Schlag,
Erwacht der Rache blut'ger Tag.

Und kaum, daß er's geſagt, erſchallt
Ein Hifthorn durch den nahen Wald,
Und näher zieht ſich eine Jagd
Dem Schloß aus dichter Eichennacht.

Komm, ſprach der Greis, und laß uns geh'n,
Die ſelt'ne Jagd mit anzuſeh'n,
Bald tönt hinaus in Nacht und Sturm
Der zwölften Stunde Schlag vom Thurm.

Er tönt! Und auf umzäuntem Plan
Erſcheint auf's Neu der Rittersmann,
Und auf ihn ſpeit der Wald, o Graus!
Ein zahllos Heer von Thieren aus.

Sie hetzen ihn mit ſchnellem Lauf
Den Plan hinab, den Plan hinauf,
Sie hetzen ihn in wilder Haſt
Und gönnen ihm nicht Ruh, nicht Raſt.

Der Eber fletſcht auf ihn den Zahn,
Ihn fällt der Hirſch rachſüchtig an,
Dem Haſen ſelbſt erfüllt die Wuth
Die ſcheue Bruſt mit Löwen-Muth.

Es ſteigt Gevögel wild und kühn
Aus hoher Luft herab auf ihn,
Ihn neckt der Kautz, ihn zerrt der Weih,
Und immer wird das Schauſpiel neu.

Kennſt du den Ritter? frug der Greis
Den Grafen, dem das Blut zu Eis,
Ob dem, was er geſeh'n, gerann:
Er iſt dein Vater! Sieh ihn an!

Wie er vordem das Wild gehetzt,
So hetzt des Wildes Schaar ihn jetzt,
Und bis der Morgenſtern erwacht,
Erneut dies Spiel ſich jede Nacht.

Der Greis verſchwand; der Morgen graut,
Und wie der Graf nun um ſich ſchaut,
Verſunken war mit Jagd und Troß
Der Geiſter ſchreckenvolles Schloß.

Und neben ihm im Morgengold
Die Zaber still vorüberrollt,
Sein Roß im Grünen weidend ſtand,
Nicht ohnfern an des Fluſſes Strand.

Raſch ſchwingt er ſich auf's treue Roß
Und fliegt auf ſeiner Heimath Schloß;
Welch Wunder! Aus des Strombergs Gau
Kehrt' er an Bart und Haaren grau!

Und lange ſtachelt noch der Schmerz
Des grauſen Anblick's ihm das Herz.
Oft jagt ihn auf in ſtiller Nacht
Des Vaters Bild in Leichentracht.

Von nun an ruhten Spieß und Wehr,
Von nun an ſcholl kein Hifthorn mehr,
Entlaſſen ward der Jäger Troß,
Und Ruhe herrſcht in Wald und Schloß [1]).

[1]) Die Ruinen der Burg Magenheim, oder wie ſie ehemals hieß Monheim (Mondheim) liegen im Zabergau, ganz in der Nähe des Michaelsberges, der ehemals wahrſcheinlich Mondberg hieß, denn ein römiſcher Kaiſer ſoll darauf einen dem Mond geheiligten Altar gefunden, und ein daſelbſt erbautes Caſtell Castellum lunae genannt haben. Die Geſchichte

der Burg, die der Lorscher Codex schon unter der Regierung Kaiser Ludwig des Frommen nennt, verliert sich ins graue Alterthum. Die von uns mitgetheilte Sage, welche sich im Jahre 1134 unter Lothar dem Zweiten begeben hat, wird erwähnt in Crusius ann. suev. dod. II. p. 361. 362; der vielförmige Hinzelmann 111 — 120; Bräuner's Curiositäten 329—335; Grimm's deutsche Sagen II. 266 — 270. In den Erzählungen von dem, was Albrecht von Zimmern im Schlosse sah, weichen sie jedoch von unserem Dichter etwas ab. Nachdem nämlich Albrecht sein Pferd an einen Diener abgegeben und ihm Stillschweigen geboten war, trat Albrecht mit seinem Führer in das Schloß. Er ward in einen großen Saal geführt, wo ein Fürst mit den Seinigen zu Tische saß. Alle standen auf, und neigten sich ehrerbietig, gleich als wollten sie ihn willkommen heißen. Darauf setzten sie sich wieder, und thaten, als wenn sie äßen und tränken. Herr Albrecht blieb stehen, hielt sein Schwert in der Hand, und wollte es nicht von sich lassen; indessen betrachtete er das wunderköstliche, silberne Tafel-Geschirr, darin die Speisen auf- und abgetragen wurden, sammt den andern vorhandenen Gefäßen. Alles dieses geschah mit großem Stillschweigen; auch der Herr und seine Leute aßen für sich, und bekümmerten sich nicht um ihn. Nachdem er also lange gestanden, und alles angeschaut, erinnerte ihn der, welcher ihn hergeführt, daß er sich vor dem Herrn neigen, und dessen Leute grüßen solle; dann wolle er ihn wieder heraus geleiten. Als er es gethan, stand der Herr mit allen seinen Leuten wiederum höflich auf, und sie neigten gleichfalls ihre Häupter gegen ihn. Darauf ward Herr Albrecht von seinem Führer zu der Schloßpforte gebracht. Hier stellten diejenigen, welche bisher sein Pferd gehalten, ihm selbes wieder zu, legten ihm aber dabei Stillschweigen auf; worauf sie in's Schloß zurückkehrten. Nun gürtete Herr Albrecht sein Schwert wieder an, und ward von seinem Gefährten auf dem

vorigen Wege nach dem Stromberger Walde gebracht. Er fragte ihn, was das für ein Schloß, und wer dessen Einwohner wären, die darin zur Tafel gesessen? Der Geist antwortete: „Der Herr, welchen du gesehen, ist deines Vaters Bruder gewesen; ein gottesfürchtiger Mann, welcher vielmals wider die Ungläubigen gefochten. Ich aber und die andern, die du gesehen, waren bei Leibes Leben seine Diener, und müssen nun unaussprechlich harte Pein leiden. Er hat bei Lebzeiten seine Unterthanen mit unbilligen Auflagen sehr gedrückt, und das Geld zum Krieg gegen die Ungläubigen angewendet: wir andern aber haben ihm dazu Rath und Anschläge gegeben, und werden jetzt solcher Ungerechtigkeit willen hart gestraft. Dieses ist deiner Tugend wegen offenbart, damit du vor solchen und ähnlichen Dingen dich hüten und dein Leben bessern mögest. Siehe, da ist der Weg, welcher dich wiederum durch den Wald an deinen vorigen Ort bringen wird; doch kannst du noch ein Mal zurückkehren, damit du sehest, in was für Elend und Jammer sich die vorige Glückseligkeit verkehrt hat.“ Wie der Geist dieses gesagt, war er verschwunden. Herr Albrecht aber kehrte wieder zu dem Schlosse zurück. Siehe, da war alles miteinander zu Feuer, Pech und Schwefel worden, davon ihm der Geruch entgegen qualmte; dabei hörte er ein jammervolles Schreien und Klagen, worüber er sich so sehr entsetzte, daß ihm die Haare zu Berge stunden. Darum wendete er schnell sein Pferd um, und ritt des vorigen Weges wieder nach seiner Gesellschaft zu.

Als er anlangte, kam er allen so verändert und verstellet vor, daß sie ihn fast nicht erkannten. Denn ungeachtet er noch ein junger und frischer Mann war, hatte ihn doch der Schrecken und die Bestürzung zu einem eisgrauen umgestaltet; indem Haupthaar und Bart weiß wie der Schnee waren. Sie verwunderten sich zwar darüber nicht wenig, aber noch mehr über die durch seine veränderte Gestalt

beglaubigte Erzählung, so daß sie insgesammt traurig nach Hause umkehrten.

Der Freiherr von Simmern beschloß an dem Orte, wo sich das zugetragen, zur Ehre Gottes eine Kirche zu erbauen. Graf Erchinger von Magenheim, auf dessen Gebiet er lag, gab gern seine Einwilligung, und er und seine Gemahlin versprachen Rath und Hülfe, damit daselbst ein Frauenkloster aufgerichtet, und Gott stets gedienet würde. Auch der Herzog Friedrich von Schwaben verhieß seinen Beistand zur Förderung des Baues, und hat verschiedene Zehnden und Einkünfte dazu verordnet.

Die 400 Pforzheimer bei Wimpfen [1]).

Aus einem größeren Gedichte

von

Carl Fernand.

I.

Der Unfall.

Gebeugt in seinem Muthe, den stieren Blick gesenkt,
Hat Tilly seine Seele auf zweierlei gelenkt:
Soll er den Kampf erneuern mit seiner ganzen Macht?
Soll er dem Feinde räumen das Feld in dieser Schlacht?

Noch wägt er ernſt und düſter den ſchwankenden Entſchluß,
Doch ſpornt ihn mehr zum Kampfe der innere Verdruß;
Da reitet, Rache dürſtend, Corduba vor ihn hin,
Er redet ſtolze Worte, die wirken raſch auf ihn.

„Was zauderſt du, o Feldherr, auf halbem Wege ſchon?
Gedenke deines Ruhmes, du großer Heldenſohn!
Es glänzt ja um ſo ſchöner der Sieg aus dieſem Streit,
So auch die Feinde kämpfen mit großer Tapferkeit.

„Noch ſtehet friſch und kräftig die Hälfte ſeiner Macht,
Die nur von Ferne ſchaute die grauſe Wuth der Schlacht;
Auch wieder zu erkämpfen, das ſey mir doch erlaubt,
Was Einem meiner Banner der kühne Feind geraubt.“

Wie ſich auf ſtillem Meere der Wirbelwind erhebt,
Und ſchnell die glatten Wellen zu wildem Kampf belebt;
So wirkt in Tilly's Seele Corduba's ſtolzes Wort,
Es reißt ihn vielgewaltig zu neuem Kampfe fort.

Indeſſen voll Vertrauen ſchaut Georg Friederich
Dem Feinde feſt entgegen, er hoffet inniglich,
Des Kampfes letztes Feuer und letzte Heftigkeit
Nicht minder zu beſiegen mit Muth und Tapferkeit.

Um mehr noch zu vereinen des mittlern Kerns Gewalt,
Läßt er die Reihen ziehen in andere Geſtalt,
Daß ſich dem Auge zeiget ein abgeſtumpfter Keil,
Und vornen dicht ſich ſchaaret der beſten Krieger Theil.

Die beiden Flügel aber, einander nicht mehr fern,
Die ſchließen ſich viel nahe an dieſen feſten Kern;
Doch bleibt auf beiden Seiten ein Zwiſchenraum noch frei
Beſtimmet für Geſchütze, die raſſelnd zieh'n herbei.

Noch reitet hin und wieder der edle Fürſt und Held,
Er glänzt ſo hehr, ſo bieder, ein Vater in dem Feld;
Es dringen ſeine Blicke den Kriegern in das Herz,
Es löſchet ſeine Güte auch ſelbſt der Wunden Schmerz.

Da tönt erſt dumpf herüber ein wild verworr'ner Schall,
Wie unterird'ſcher Fluthen verborg'ner Wiederhall;
Dann kömmt er immer näher, und brauſet heller her
Vom lauten Trommelſchlage, vom Klang der Eiſenwehr.

Mit auserwählten Kriegern rückt Tilly wieder an,
Er führt ſie zornesmuthig auf neuer Sturmesbahn;
Des Fußvolks rüſt'ge Maſſe, die friſch in Waffen prunkt,
Beſtürmt in raſchem Schritte den feſten Mittelpunkt.

Noch ehe ſich begegnen die Waffen in dem Streit,
Ertost von beiden Seiten mit großer Heftigkeit
Der Donner der Geſchütze, ein ernſter Kriegeston,
Der Manchem fern ſchon kündet des Kampfes letzten Lohn.

Der neue Sturm beginnet, nun gilt es feſten Muth,
Die ſcharfen Waffen lechzen nach friſchem Lebensblut;
Es heben ſich die Kräfte, es flammet um ſo mehr
Zum letzten Kampf das Feuer ruhmreicher Heldenwehr.

Feſt, wie auf Felſengrunde die Mauerzinne ſteht,
Bleibt jener Keil der Krieger, wo Baden's Fahne weht;
Er kämpft ſo löwenmuthig, ſo tapfer in der Schlacht,
Da ward mit blut'gen Zügen manch ſchöne That vollbracht.

Bald wird dem edlen Fürſten der Sieg errungen ſeyn,
Bald werden ſeine Waffen im Abendſonnenſchein
Wie Siegesfeuer glänzen, und lauter Jubelton
Dem ſchönen Thal verkünden des Sieges hehren Lohn.

Ach nein! die heit're Sonne verdunkelt ihren Glanz,
Ein niedriger Verräther entreißt den Siegeskranz.
O, grauſenhaftes Schickſal, was hemmeſt du denn nicht
Die frevelhaften Hände dem ſchwarzen Böſewicht?

Dort ſtehet Bartholini, ein feiler Sündenknecht,
Ein Feind der deutſchen Treue, ein Feind dem heil'gen Recht;
Er haßt in ſeinem Innern, von böſer Rache voll,
Den gütigen Beſchützer, und heget bittern Groll.

Durch falſche Schmeichlerkünſte gewann er meiſterlich
Schon früherhin die Liebe von Georg Friederich;
Jedoch ein ſchwer Verbrechen, vom Fürſten ſelbſt entdeckt,
Hat durch gerechte Strafe die Rache ihm erweckt.

Zwar hatte ihm verziehen der Fürſt ſo hold und gut,
Er glaubte ſeiner Reue, er ſchätzte ſeinen Muth;
Und als er kampfentſchloſſen betrat die Kriegesbahn,
Vertraute die Geſchütze er ſeiner Führung an. —

Jetzt, denket Bartholini, jetzt iſt die Stunde voll,
Zu kühlen meine Rache, zu ſühnen meinen Groll;
Er führt die Pulverwagen noch in den Keil hinein,
Wo ſich nach hinten theilen der Krieger beide Reih'n.

Vielnahe an einander reiht er die Wagen dann,
Daß leicht das Feuer alle zumal erfaſſen kann.
Er heuchelt warmen Eifer, er ſpricht gar ränkevoll,
Daß, bald den Kampf zu enden, es ſo geſchehen ſoll.

Die Blicke aller Krieger ſind auf die Schlacht gewandt,
Da legt den Schwefelfaden er ſchnell mit böſer Hand
In einen Pulverwagen; vollbracht iſt ſeine That.
O niedriger Verräther! o ſchändlicher Verrath!

Er will ſich fliehend retten, doch ſtrauchelnd ſteht ſein Roß,
Er ſpornet es gewaltig, und ſeine Angſt wird groß.
So kommt des Himmels Rache und hält ein ſtreng Gericht:
Der eigne Frevel ſtürzet in's Grab den Böſewicht.

Die Pulverwagen fliegen jetzt auf mit Donnerſchlag
So gräßlich, wie die Stimme zu ſchildern nichts vermag:
Der Erde Pfeiler beben, und Feuerfluth durchzieht,
Von dichtem Qualm umgeben, der Lüfte weit Gebiet.

Zerſchmettert ſtürzt zu Boden der Krieger große Zahl,
Verſtümmelt und zerſchlagen, ſie traf der Feuerſtrahl;
Das Höllenwerk bezeichnet den Anblick grauſenhaft,
Und raubt dem tapfern Heere viel muth'ge Manneskraft.

Erſchüttert ſteh'n die Andern, vor Schrecken trüb und blaß,
Sie ſchauen der Zerſtörung gar großes Uebermaß;
Und Furcht erfaßt die Reihen, und tilget ihren Muth,
So wirkt mit arger Tücke des Frevels grelle Wuth.

Doch groß in seinem Geiste, ein frommer Kriegesheld,
Traut Friedrich um so fester dem Lenker dieser Welt;
Wenn auch das Unglück stürmet auf ihn gewitterschwer,
Schwingt sich die Kraft nur höher, hebt sich sein Muth
noch mehr.

Die Feinde, selbst betroffen, steh'n stille nach dem Schlag,
Der fürchterlich sie mahnte an eig'ne Niederlag'
In ihren Heeresreihen, bis schnell dem Auge sich
Das Schreckensschauspiel zeiget bei Georg Friederich.

Und Tilly, hocherfreuet, legt sich zu Gunsten aus,
Was seine Gegner füllet mit Schrecken und mit Graus;
Er führet seine Krieger zu frischem Kampfe fort,
Er ruft mit lauter Stimme begeisternd dieses Wort:

„Auf! tapf're Kinder, streitet, euch wird der Sieg
gebracht,
Nur folget treu dem Winke der hohen Himmelsmacht;
Es kämpft für unf're Waffen, dort sehet glaubig hin!
Die heil'ge Jungfrau selber, des Himmels Königin."

Und dieses Wort ergreifet die Krieger zauberhaft,
Erhebet ihren Eifer, verdoppelt ihre Kraft;
Sie stürzen löwengrimmig auf ihre Gegner los,
Ihr Feldgeschrei erschallet zum blitzenden Geschoß.

Wie wenn der Sturm aus Norden die Wolke rasch durchzieht,
Und diese, weit zerrissen, vor seinem Andrang flieht,
So weichet jetzt vor Tilly die sonst so muth'ge Schaar,
Die Helmstett's Heldeneifer stets treu ergeben war.

Wie tobt der tapf're Helmstett, wie wallt sein edles Blut,
Wie ruft er seinen Kriegern im höchsten Zornesmuth:
„Ha! wollt ihr feige fliehen? fort! in den Feind hinein!
Wollt ihr die Pflicht verletzen so schändlich, so gemein?"

Und auf der andern Seite ermahnt zum tapfern Streit
Der Wild- und Rheingraf Otto, sein Ruf erschallet weit;
Er reißt dem Fahnenträger die Fahne aus der Hand,
Er bietet heldenmüthig dem Feinde Widerstand.

Vergebens aber leuchtet das Vorbild ihnen vor,
Vergebens hebt die Fahne der Rheingraf hoch empor;
Die Reihen sind zerrissen, die Flucht wird allgemein,
Nur noch ein kleines Häuflein will treu der Fahne seyn.

Da kommt mit seinen Rittern der edle Fürst und Held,
Er reitet durch die Trümmer auf blutgetränktem Feld;
Er ruft zurück die Krieger von ihrer schnellen Flucht,
Er mahnt, er droht, er bittet, er läßt nichts unversucht.

Doch ob auch viele kehren von ihrer Flucht zurück,
Die Hoffnung bleibt verschwunden auf neues Siegesglück;
Die Feinde stürmen weiter mit immer gröſs'rer Wuth,
Kein Damm vermag zu hemmen mehr ihre wilde Fluth.

Schon dringen and're Schaaren von beiden Seiten her,
Sie nehmen die Geschütze nach tapf'rer Gegenwehr,
Und wenden ihre Schlünde auf Georg Friederich,
Wo er mit seinen Treuen noch kämpfet ritterlich.

Ein Unglück folgt dem andern, ein Schlag dem andern Schlag,
Hat sich einmal verdunkelt des Glückes heitrer Tag;
So weichet auch, zerstreuet, der feindlichen Gewalt
Des Fürsten linker Flügel nach kurzem Gegenhalt.

Von Helfenstein Herr Froben führt dort die Feinde an,
Ein Landvolk in dem Wasgau, ein kriegesmuth'ger Mann;
Er folgt im Sturmeslaufe dem flücht'gen Haufen nach,
Und wer nicht flieht, erlieget, befreit von aller Schmach.

Er wendet sich zur Linken, wohin die Straße zieht,
Die sich zum Ziel erküret, wer seinen Anblick flieht;
Dort stellt sich seinem Auge ein schneller Wechsel dar,
Dort wird er brav empfangen, dort steht die weiße Schaar.

Der Hauptmann Deimling rufet mit hochbeherztem Muth:
„Nun gilt's, ihr tapfern Brüder, nicht ſchonet euer Blut.
Erweiſet unſerm Fürſten mit treuer ſtarker Hand,
Daß wir zu kämpfen wiſſen für Gott und Vaterland."

Traun! ſolche Worte heben der Bürger hohe Luſt,
Daß ſie vielmuthig bieten dem Feind die treue Bruſt;
Wie haben ſie die Waffen ſo ritterlich geführt,
Wie hat der Feind die Schläge ſo kräftiglich verſpürt.

Indeſſen zieht der Markgraf vor Tilly's Uebermacht
Mit wenigen Getreuen bald aus der Mittelſchlacht;
Er muß dem Strome weichen, der gegen ihn ſich neigt,
Der trotz dem höchſten Muthe die Kräfte überſteigt.

Er eilt mit ſeinen Tapfern zum rechten Flügel hin,
Der Rheingraf trägt die Fahne voraus als Führerin;
Dort zeigt ſich noch dem Hoffen des Kampfes ſchön'rer Lohn,
Dort kämpft mit Muthesfeuer des Fürſten edler Sohn.

Corduba hatte grimmig den Angriff dort gewagt,
Doch fand er ſeine Gegner vielſtark und unverzagt;
Er konnte nicht durchbrechen das dichtgeſchloſſ'ne Glied,
Wo nicht die kleinſte Lücke die Partiſanen ſchied.

Rasch wendet jetzt hinüber auch Tilly seine Macht,
Ihm strahlet schon entgegen der Sieg in voller Pracht;
Er stürzt mit stolzem Muthe auf seine Gegner los,
Die von der linken Seite dem Angriff stehen bloß.

Kaum sieht Corduba nahen das bayrische Panier,
Fühlt er sein Herz durchdrungen von größ'rer Kampfbegier;
Er will mit Tilly theilen des Sieges theuren Kauf,
Er dringet ein zum Kampfe im strengsten Sturmeslauf.

Noch lange steht entschlossen des Fürsten kleines Heer,
Es bietet beiden Feinden ruhmreiche Gegenwehr;
Der Fürst so hehr und tapfer, ein Vorbild in der Schlacht,
Hat wundervolle Thaten des Heldenruhms vollbracht.

Verheerend aber sendet das feindliche Geschütz
Auf seine tapfern Krieger den todesschwangern Blitz,
O Wehe! denn sie haben nichts von Geschützen mehr,
Das Feuer zu erwidern; wie leiden sie so sehr!

Vergebens ist des Kriegers so tapfrer Widerstand,
Er fühlet zu gewaltig des Schicksals schwere Hand;
Gelichtet sind die Reihen, der Feind dringt reißend ein,
Verschwunden ist dem Fürsten der Hoffnung letzter Schein.

Noch zaudert er zu weichen, der hehre Fürst und Held,
Er sträubet sich, zu räumen dem Feind das blut'ge Feld,
Er hatte ja sein höchstes dem Kampfe anvertraut,
Des Landes Glück und Ruhe auf diese Schlacht gebaut.

Doch wenn auf allen Spuren des Unglücks Allgewalt
Sich immer näher dränget in drohender Gestalt,
Da mahnet auch den Helden der Klugheit inn'rer Drang,
Zu retten noch das Letzte vor allem Untergang.

So bitten jetzt den Fürsten die treuen Ritter all,
Die schützend ihn umgeben, ein fester Männerwall,
Dem harten Loos zu weichen, und schnell zu retten sich;
Wie schmerzlich sind die Worte für Georg Friederich.

Selbst Markgraf Karl, der tapf're, der vielgeliebte Sohn,
Er bittet seinen Vater in tief bewegtem Ton,
Es möchte ihm gefallen, für ihn und für sein Land
Mit Sorgfalt zu erhalten die liebe Vaterhand.

Drauf schaut der hehre Markgraf im Kreise um sich her,
Was seine Blicke sprechen, zu schildern ist zu schwer;
Er hebet an die Stimme: „Was Gott beschlossen hier,
Ich will es stille tragen; nun, Kinder, folget mir."

Er reitet ſtracks hinüber, wo vor der weißen Schaar,
Der Wagenburg nicht ferne, der Feind gewichen war;
Von Helfenſtein Herr Froben fiel ſelbſt verwundet hin,
Und ſah nach hartem Kampfe die Seinen muthlos flieh'n.

Auch mit den tapfern Bürgern vereinte Karl von Stein
Die Seinen, neuermuthigt, und ſtürmte wieder ein;
Er ſchalt mit ſcharfen Worten der Krieger feige Flucht,
Er ſchwang dem Feind entgegen des Schwertes ſtarke Wucht.

Da kommt der hehre Markgraf, er iſt ſo ſehr betrübt,
Es ruht die Hand, die heute ſo Herrliches geübt,
Es ſenken ſich die Blicke, denn übergroßer Schmerz
Ergreifet viel gewaltig ſein heldenmüth'ges Herz.

Schon brauſet immer lauter der Feinde Jubelſchall,
Schon dringen immer näher die Feinde überall;
Vor allen aber ſtürzen Corduba's Schaaren her,
Doch bietet Herzog Bernhard noch tapfre Gegenwehr.

Da reitet Hauptmann Deimling zu Georg Friederich,
Und redet dieſe Worte ſo treu und inniglich:
„O gnädigſter Herr Markgraf, o gönnet unſ'rer Schaar,
Daß wir den Rückzug decken vor jeglicher Gefahr.

Wir wollen treulich halten den Schwur von unſ'rer Hand,
Als gute Bürger ſtreiten für Gott und Vaterland;
O rettet, was noch ſchnelle gerettet werden kann,
Wir bilden eine Mauer dem Feinde Mann für Mann."

Gerührt ob ſolcher Treue, ſpricht Georg Friederich:
„Ich dank euch, tapf're Bürger, ich weiß, ihr liebet mich:
Nur eine kleine Weile erfüllet euer Wort,
Und ſchützet dieſe Straße und jene Brücke dort.

Und du, mein bied'rer Hauptmann, reich mir die treue Hand,
Die du mit Muth und Liebe geweiht dem Vaterland.
O, hätte ich erreichet das heiß erſehnte Ziel,
Um meinem Land zu geben der Siegesfreuden viel!"

Und Deimling reicht ſo freudig die Hand dem Fürſten dar,
Er wird auch eine Thräne in ſeinem Aug' gewahr;
Wie fühlt er ſich ergriffen von zauberiſcher Macht,
Das kühne Wort zu halten treu bis zur Todesnacht.

Dann wendet ſchnell von hinnen ſich Georg Friederich,
Er ſammelt ſeine Krieger, die Fliehenden, um ſich;
Und was noch aus dem Lager gerettet werden kann,
Das führt von dannen Schönau, der kluge Feldhauptmann.

Den Zug beſchließen endlich der tapf're Karl von Stein,
Deß Lob ſich nicht verringert, ein muth'ger Mann zu ſeyn,
Und Weimar's Herzog Bernhard, der Recke hochbeherzt,
Den nicht die äuß're Wunde, den nur die inn're ſchmerzt.

Und auf dem Fuße folget ein Theil der ſpan'ſchen Macht,
Geführet von Corduba, der ſtolz den Feind verlacht;
Doch halt? es geht nicht weiter, wie ſträubet ſich ſein Haar,
Als ihn im Siegestaumel empfängt die weiße Schaar.

Dort drüben an der Brücke, worunter ſchäumend fließt
Das Böllinger Gewäſſer, das brauſend ſich ergießt,
Blickt noch einmal herüber des Landes edler Hort,
Er trennet ſich mit Trauern vom blut'gen Kampfesort.

Mit ſchwermutvollem Herzen zieht Georg Friederich
Die Heeresſtraße weiter, er ſchauet ernſt in ſich;
Es ſchweben düſt're Bilder vor ſeinem Geiſtesblick,
Des Landes Noth und Jammer, des Krieges hart Geſchick.

Doch reich wird ihm belohnet ſein hehrer Edelmuth,
Ihm ſtrahlt ein Denkmal herrlich aus jener Kampfesgluth;
Im großen Zeitenbuche, da glänzt ſein wahrer Ruhm,
Der wenig Fürſten glänzet im ganzen Heldenthum.

Vierhundert treue Bürger, geprieſen jederzeit,
Sie haben ſich aus Liebe dem Heldentod geweiht,
Aus Liebe zu dem Fürſten, da ſtrahlt des Ruhmes Licht
Noch für die fernſten Zeiten, ſein Glanz erlöſchet nicht.

II.

Todeskampf der 400 Pforzheimer.

Der Hauptmann ward ergriffen ſo tief und wunderbar,
Als er der letzten Worte des Fürſten Zeuge war;
Er ſchwur in ſeinem Herzen, von treuer Liebe voll,
Daß keine Macht der Feinde den Muth erlöſchen ſoll.

Er trat vor ſeine Bürger, und hob die Stimme an:
„Was ehrenfeſte Männer mit Freuden ſtets gethan,
Laßt uns entſchloſſen kämpfen, und halten feſten Stand
Für unſern guten Fürſten, für unſer Vaterland.“

Die biedern Bürger fühlen erhöhte Heldenkraft,
Sie faſſen um ſo feſter den Hellebarden Schaft,
Sie zielen um ſo ſchärfer mit ihrem Feuerrohr,
Wo aus den hintern Reihen die Schützen ſchauen vor.

Sie steh'n nicht lange müßig, schon naht ein Reiterschwarm,
Corduba an der Spitze hebt hoch den straffen Arm,
Er folgt dem Herzog Bernhard so stürmisch hinten drein,
Als müßte dieser Tapf're wohl seine Beute seyn.

Schnell öffnen sich die Reihen der muth'gen Bürgerschaar,
Bis Weimar's edler Herzog hindurch gekommen war,
Bis auch der letzte Ritter in Sicherheit sich fand,
Dann schließen sich die Reihen zum raschen Widerstand.

Gleichwie vom Felsenstrande die Brandung rückwärts prallt,
Und weit im Fluthenstöhnen die hohle See noch hallt;
So prallt zurück Corduba, und neuer Waffenschall
Erbraust vom Eisenklange, ertost vom Büchsenknall.

Er selber sinket nieder, sein Zelter stürzet hin,
Schon zielen Hellebarden die Spitze gegen ihn;
Da kämpfen seine Reiter viel muth'ger für den Herrn,
Und führen ihn gerettet vom Kampfgetümmel fern.

Und bald entflieht zerstreuet Corduba's Reiterschwarm,
Weil nimmer vorwärts treibet des Feldherrn tapfrer Arm.
Da stehet hoch im Bügel, und schauet rings umher
Der muth'ge Bürgerhauptmann, der Feinde drohend Heer.

Schon rücket Tilly selber, auf vollen Sieg bedacht,
Der Straße immer näher mit großer Heeresmacht;
Schon dringen andre Schaaren in's öde Lager ein,
Die könnten bald im Rücken der Brücke Meister seyn.

Kein Zaudern darf vereiteln, wozu die weiße Schaar
Mit treuer Lieb im Herzen so fest entschlossen war.
Der Hauptmann ruft so heiter, als wär' es nur ein Spiel:
„Wohlan! ihr lieben Bürger, folgt jetzt zum letzten Ziel!"

Und wo die feste Straße die Wagenburg durchzieht,
Wo hie und da noch mancher zerstreute Krieger flieht,
Dort führet er so hastig, die Eile dränget ihn,
Die tapfern Bürger alle zur hohen Brücke hin.

Schnell ordnet Hauptmann Deimling die treue Bürgerschaar,
Nicht einer unter allen erzittert vor Gefahr;
Den Raum der Brücke nehmen die braven Schützen ein,
Und dicht von vornen starren der Hellebarden Reih'n.

Inmitten vor den Ersten steht jetzt der muth'ge Mann,
Daß jeder von den Bürgern sein Wort vernehmen kann;
D'rauf hebt er an die Rede in feierlichem Ton,
Doch kurz ist seine Rede, die Feinde drängen schon:

„Als wir dem Ruf gefolget aus unſ'rer Vaterſtadt,
Als uns die Kriegsdrommete zum Kampf erwecket hat,
Da ſchwuren wir ſo feurig, wie uns die Pflicht gebot,
Dem guten, lieben Fürſten die Treue bis zum Tod.

Nun gilt es, liebe Bürger, zu halten dieſes Wort,
Mit unſerm treuen Blute zu ſchützen dieſen Ort.
Will Einer uns verlaſſen, der trete jetzt heraus,
Und ziehe ſonder Fährde von uns hinweg nach Haus."

Er hält ein wenig ſtille, kein Fuß beweget ſich,
Sie drängen ſich nur feſter zuſammen brüderlich;
Und wieder redet Deimling: „Seht dort der Feinde Macht,
Sie nah't von allen Seiten, und winkt zur Todesſchlacht.

Wohlan! wir wollen ſtreiten mit wahrer Heldenluſt,
Dem trotz'gen Feinde bieten die treue Bürgerbruſt.
Wenn auch die letzte Stunde, ihr Brüder, jetzt erſcheint,
Wir bleiben treu im Leben und feſt im Tod vereint."

„Im Leben und im Tode" — ſo ruft die weiße Schaar,
Die ihrem edlen Fürſten ſo treu ergeben war.
Hei! ſelbſt die Lüfte zittern vor ſolchem großen Wort,
Und tragen es wie Geiſter in höh're Räume fort.

Da kommt ein Herold nahe, von Tilly abgeſandt,
Der iſt in ſtolzen Mienen und Worten viel gewandt:
„Graf Tilly läßt euch mahnen: ihr möget unverweilt
Dem Sieger euch ergeben, der Gnade euch ertheilt.“

„Genug“ — entgegnet Deimling — „geh nur zu deinem Herrn,
Und ſage ihm, wir kämpfen für unſern Fürſten gern;
Wir wollen keine Gnade, die uns mit Feſſeln droht,
Die unſerm lieben Fürſten noch bringet größ're Noth.“

Mit Hohngelächter kehret der Herold wieder um,
Sein Sinn kann nicht erfaſſen ſo großes Heldenthum.
Wie aber raſet Tilly, als er das Wort vernimmt,
Er ſchreitet raſch zum Sturme, in Zorneswuth ergrimmt:

„Ha! dieſes Kriegerhäuflein will hemmen meinen Fuß?
Will noch dem Sieger trotzen, dem Alles weichen muß?
Auf! werfet es zu Boden, ſo iſt der Wille mein,
Die Brücke muß erſtürmet, ſie muß gewonnen ſeyn.“

Viel anders redet Deimling in frommem Heldenſinn,
Er lenket ſeine Bürger auf höheren Gewinn:
Begebet eure Seele in Gottes Vaterhuld,
Der gnädig ſeinem Kinde verzeiht des Lebens Schuld.

Und liegen wir im Tode, dem wir geweihet sind,
Ist er der rechte Helfer, er sorgt für Weib und Kind;
Als feste Burg beschützet er jedes fromme Herz,
Er trocknet alle Thränen, er lindert allen Schmerz." —

Er steiget dann vom Pferde, hat seiner nicht mehr Noth,
Da er zum Feste ziehet im ew'gen Morgenroth.
Er stellt sich in die Reihe, sein Heldenschwert gezückt,
Der Feind ist vielgewaltig zum Brückensturm gerückt.

Zwei volle Banner brausen in schnellem Flug heran,
Vom Rossehuf erzittert des Erdreichs fester Plan.
Die Stunde hat geschlagen, schnell wird der Sieg vollbracht,
So hat in stolzem Sinne Graf Tilly es gedacht.

Wohl würde nicht getäuschet, worauf er sicher zählt,
Wenn feile Söldner stritten, zum letzten Kampf erwählt;
Doch Wunder soll er schauen, die nimmer er geglaubt,
Ihm wird vom Siegesruhme ein schöner Theil geraubt.

Denn fest im Sturmestosen, gleich Säulen von Granit,
Steh'n jene wackern Bürger, sie weichen keinen Schritt,
Sie streiten stolz und muthig, wie Helden Mann für Mann,
Die nur vom großen Kampfe der Tod entbinden kann.

Herr Eberhard, ein Ritter, genannt von Rappoltſtein,
Der dringt mit neuen Schaaren ſtracks auf die Brücke ein,
Er will in ſchnellem Sturme eröffnen ihre Bahn,
Er ſpornt die Seinen heftig zum friſchen Angriff an.

Schon hatte er geſprenget der Bürger erſte Reih'n,
Wie ſauſen ſeine Waffen, die blut'gen Tod verleih'n,
Doch ſtets mit gleichem Muthe beſteht die weiße Schaar
Den Rieſenkampf, und achtet nicht Hitze, nicht Gefahr.

Die Schützen ſpielen nimmer ihr ſcharfes Todtenlied,
Das manchen ſchon von Ferne entraffte aus dem Glied,
Die Kugeln ſind verſchoſſen, ſie greifen nach dem Schwert,
Sie wollen kämpfend ſterben, der lieben Brüder werth.

Und Tilly ſteht nicht ferne, ſein Auge ſchauet jetzt,
Was in die ſchönſten Zeiten der Reckenſchaft verſetzt;
Ein hohes Staunen ſänftigt den aufgeregten Zorn,
Der Heldenmuth entkräftet des Grimmes ſcharfen Dorn.

Er läßt vom Kampfe blaſen, verſuchet noch einmal,
Die Letzten doch zu retten vom kalten Todesſtrahl;
Er bietet zu dem Leben noch ſelbſt die Freiheit an
Nie hat dem tapfern Feinde ein Sieger mehr gethan.

Die Schwerter ruhen wieder, und Deimling ſchaut umher,
Auf ſeine Waffenbrüder, er zählt kaum achtzig mehr;
Die andern liegen ſtille auf ihrem Ehrenfeld,
Sie zahlten mit dem Leben ein ſchönes Löſegeld.

Da hebet er zum Himmel den frohen Blick empor,
Aus ſeinem Herzen quillet der reinſte Dank hervor:
„Du guter Gott! du ſtärkeſt mit Kraft die ſchwache Hand,
Die wir ſo treu geweihet dem theuern Vaterland!

Ihr Bürger! feſt entſchloſſen noch eine kurze Zeit
Laßt uns die Brücke halten, zum letzten Kampf bereit;
Wir folgen unſern Brüdern, vereint zur ew'gen Ruh',
Ein Grabeshügel decke die treuen Bürger zu."

Nun kommt der Herold wieder, und kündigt alſo an:
„Graf Tilly euch gewähret zum Abzug freie Bahn,
Nur möget ihr verlaſſen die Brücke alſofort,
Und euch von hinnen wenden nach einem fernen Ort."

Und ihm entgegnet Deimling: „Dein Wort iſt dankenswerth,
Nur können wir nicht leiſten, was Tilly ſonſt begehrt;
Denn nur die Brücke ſelber iſt unſ'res Kampfes Preis
Die keiner wird verlaſſen aus unſerm kleinen Kreis."

Kaum war das Wort gesprochen, begrüßt ein schlimmer Schall
Von zweien Halbkarthaunen den festen Männerwall;
Dann sprengen frische Schaaren von starker Reiterei,
In Reih' und Glied geschlossen, zum letzten Sturm herbei.

Der Feind muß viel entgelten des Kampfes letzte Wuth,
Manch Opfer färbt den Boden mit frischem Lebensblut;
Da mag manch Blümlein sprießen, mag steh'n in vollem Saft,
Genährt auf üpp'ge Weise von edler Menschenkraft.

Allmählich aber neiget zum Ende sich die Schlacht,
Die weiße Schaar erlieget der großen Uebermacht;
Nur wenig Männer heben noch ihre tapf're Hand,
Und streiten unverdrossen am vordern Brückenrand.

Es fällt der Fahnenträger, ihn traf ein scharfes Schwert,
Er hat sich wohl gebettet ein Lager ruhmeswerth;
Da faßt der muth'ge Deimling und schwingt in freier Luft
Die Fahne, welche Alle zur Todesfeier ruft.

Mit letzter Kraft erhebet er jetzt die treue Hand,
Sein letzter Ruf ertönet: „Für Gott und Vaterland."
Er stürzet auf die Feinde, er führt den harten Stahl,
So muthig, so gewaltig; erreicht ist seine Wahl: —

Zerhauen und zerbrochen ist seine Waffenzier,
Und Todeswunden stillen die edle Kampfbegier,
Er sinket auf die Kniee, hält noch die Fahne fest,
Und sieht mit Wonne sterben der Bürger kleinen Rest.

Schon droht ein Schwert zu spalten sein mattes Heldenhaupt,
Als schnell ein „Halt" das Eisen der Schwungeskraft beraubt;
Graf Tilly ruft es selber, er schaut den kühnen Mann,
Der auch in seinen Augen viel großen Ruhm gewann.

„Steh' auf, du tapf'rer Degen und wandle frei umher,
Ich achte deine Treue und deine Heldenwehr.
Was hat dich so ergriffen und deine Brüder hier,
Daß ihr so brav gestritten? woher entstammet ihr?"

Und Deimling hebt erschöpfet die matten Blicke auf,
Er fühlt das Ende nahen von seinem Lebenslauf:
„Mein Stündlein hat geschlagen, ein höh'res Leben winkt,
Wo nimmer unf're Fahne dem Feind zu Füßen sinkt.

Wir waren schlichte Bürger und unserm Fürsten treu,
Wir trugen unf're Liebe zum Tode sonder Scheu;
In Pforzheim ward geschlungen um uns der Liebe Band.
Gott schütze unsern Fürsten und unser Vaterland!"

So hatte er gesprochen, er legt die Fahne hin,
Die dunkeln Todesschatten umschließen plötzlich ihn;
Er sinkt auf seine Fahne, entschwunden ist sein Geist.
O stolze Fahne Badens, die solche Treue preist!

[1]) Diese zwei Balladen sind aus einem größeren Gedicht genommen, betitelt: „die Schlacht bei Wimpfen"; ein vaterländisches Heldenlied von Carl Fernand, evangelisch-protestantischem Pfarrer in Egringen (Carlsruhe 1838, Verlag des Artistischen Instituts).

Was das Historische zu diesem Gedichte betrifft, so bemerkt der Verfasser darüber Folgendes: „Aus vielen und auch beinahe gleichzeitigen Urkunden geht hervor, daß die Schlacht bei Wimpfen am 6. Mai 1622 (nach andern wegen der Verschiedenheit des alten und neuen Kalenders ungefähr am 26. April) geliefert worden, welche für den heldenmüthigen Markgrafen Georg Friederich einen unglücklichen Ausgang gehabt. Zwar wird von der Aufopferung der 400 Pforzheimer nichts Bestimmtes erwähnt, doch findet sich im Theatrum europaeum eine Andeutung, welche in dieser Beziehung von großer Wichtigkeit ist. Es wird daselbst von dem weißen Regimente erzählt, daß es bis auf den letzten Mann sich gewehret, hätte auch wohl die victoriam erlangt, wenn nur die Reiter Stand gehalten hätten. — Auch die spanischen Offiziere behaupteten, wenn sie im Anfange ihrer Ankunft solchen ernstlichen Widerstand gefunden, hätten sie so weit in Deutschland ihren Fuß nicht setzen können. Aus diesen geschichtlichen Behauptungen geht wenigstens so viel hervor, daß ein ausgezeichneter Heldenkampf bei einem Theile des Fußvolks stattgefunden. — Auch wird in einer lateinischen Urkunde (welche J. Ch. Sachs im 4. Theile seiner badischen Geschichte anführt), einer besonderen Begebenheit Erwähnung gethan, welche auf

die Explosion der Pulverwagen hindeutet, und von den Feinden als eine himmlische Erscheinung und zu ihren Gunsten ausgelegt wurde.

Was endlich den Kampfplatz selbst betrifft, so wird dieser in Crusius schwäbischer Chronik ausdrücklich auf die Gemarkung des Fleckens Obereisisheim verlegt.

So vieles und noch mehreres Andere wird durch geschichtliche Urkunden begründet.

Dazu kommt nun die mündliche Ueberlieferung von dem Heldentode der 400 Pforzheimer Bürger, welche mit ihrem edlen Fürsten in's Feld gezogen, und sämmtlich für dessen Rettung sich aufgeopfert. Diese Tradition wurde in Pforzheim, als an dem Orte, wo sie die höchste Bedeutung hatte, von Familie zu Familie aufbewahrt, bis sie endlich in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts an's Licht hervorgezogen wurde. —"

Der jetzt regierende Großherzog von Baden ließ den gefallenen Helden ein schönes Denkmal in der Kirche zu Pforzheim setzen. Adolph Bube, Eduard Brauer (in Pforzheim) Heinrich Schulz (in Carlsruhe) und viele andere lieferten poetische Bearbeitungen dieser Schlacht.

Der Herausgeber braucht sich wohl nicht zu entschuldigen dieser ächtdeutschen That Deimlings und seiner 400 Mitbürger, die in jeder Weise mit dem Heldentode des Leonidas und seiner Schaar bei Termopylä rivalisiren kann, einen größern Raum gewidmet zu haben, als es sonst die Grenzen dieses Bandes erlauben würden. Freilich Leonidas und seine Helden kämpften für ihr Vaterland, die Pforzheimer nur speziell für ihren Fürsten; aber mir scheint die That deßhalb um so größer, denn was würde nicht ein Volk für sich und sein Vaterland thun, das solcher Aufopferung für seinen Herrscher fähig ist. O, ihr Fürsten, was könntet ihr aus eurem Volke machen,

das ihr so oft mit Füßen getreten. Und wir deutsches Volk, was könnten wir für ein Volk seyn, wenn wir ernstlich wollten:

„Kein sel'ger Tod ist in der Welt,
Als wer vor'm Feind' erschlagen,
Auf grüner Haid' im freien Feld
Darf nicht hör'n groß Wehklagen,
Im engen Bett, da Ein'r allein
Muß an den Todesreihen,
Hie aber find't er Gesellschaft fein,
Fall'n mit, wie Kräuter im Mayen.
Ich sag' ohn' Spott,
Kein selig'r Tod
Ist in der Welt,
Als so man fällt,
Auf grüner Haid,
Ohn' Klag und Leid!
Mit Trommeln Klang
Und Pfeiffen G'sang
Wird man begraben,
Davon thut haben
Unsterblichen Ruhm.
Mancher Held fromm,
Hat zugesetzt Leib und Blute
Dem Vaterland zu gute."

Die Waſſernixe im See bei Wimpfen.

von

Heinrich Wenzel.

1.

Sieglinde, ach, Sieglinde,
Was ſtarrſt Du in den See?
Was ſchreiſt Du in die Winde
Für ein entſetzlich Weh?

„Die Nixen aus den Wogen,
Sie haben mit ſüßem Mund
Meinen Knaben hinabgezogen
In ihren kühlen Grund.

„Nun ſteh' ich hier und ſchreie,
Bis daß mein Sohn mich hört,
Und ſtarr hinab und ſchreie,
Bis daß er wiederkehrt."

2.

Der Knabe liegt wohl kühle
In dem kryſtallnen Haus;
Die Nixen in ſüßem Spiele
Sie tanzen ein und aus.

Es ruht auf ſchaukelndem Pfühle
Ein wunderſchönes Weib;
Die Locken in ſüßem Spiele
Sie tanzen um ihren Leib.

Ihr Buſen ſinkt und ſteiget,
Wie eine Lilie rein,
Wenn ſie dem Wind ſich neiget
Im dämmernden Mondenſchein.

„Komm her, Du ſchöner Knabe,
Komm in die Arme mein,
Und was ich bin und habe,
Das iſt nun Alles Dein!“

Sie ſchlang um ihn die Locken
Und drückt' ihn an die Bruſt,
Die Wände, wie tauſend Glocken,
Sie tönten in wilder Luſt.

Sie küßt' ihm das warme Leben
Wohl fort von ſeinem Mund,
Da ging ein tief Erdbeben
Wohl durch des Sees Grund!

3.

„Nun ſprich, mein ſüßes Leben,
Dem ich gehör' als Weib,
Was ſoll ich Dir nun geben
Für holden Zeitvertreib.

„Woll'n durch die klaren Wellen
Wir reiten auf ſchupp'gem Roß,
Zu jagen die Goldforellen
Im blau kryſtallnen Schloß?

„Willſt irren Du und wallen
Im dunkelrothen Wald
Von zackigen Korallen
Mit Perlen mannigfalt?

„Willſt Du tief unten ſchauen
Der Nixen Ringeltanz,
Willſt goldne Schlöſſer bauen
In Regenbogen Glanz?""

„„Laß reiten uns durch die Wellen
Auf ſchnellem Schuppenroß,
Zu jagen die Goldforellen
Im blau kryſtallnen Schloß.

„„Dann laß die Muſik erſchallen
Voll unnennbarer Luſt!
Dann laß in den grünen Hallen
Mich ruh'n an Deiner Bruſt!““

4.

„Was horchſt Du ſo, mein Leben,
Was blickeſt Du ſo bang?“ —
„„Ich höre wohl mit Beben
Seltſamen Ton und Klang.““

„Das iſt des Windes Wehen,
Der oben den See beſtreicht.“ —
„„Nicht iſt's des Windes Wehen,
Das hier herunter reicht.““

„Horch, wie in ſüßen Tönen
Die Luft erzitternd klingt.“ —
„„Ich hör' der Mutter Stöhnen,
Das mir in's Herze dringt!““

„So könnteſt Du mich fliehen,
Mein Leben und mein Glück?“ —
„„Hinweg und laß mich ziehen;
Zur Mutter muß ich zurück!““

Das Meerweib ſah mit Trauern
Ihn lange, lange an,
Bis daß in Schmerzensſchauern
Ihr ſüßes Bild zerrann.

Der Knabe ſank darnieder
In tauſendfachem Weh;
Der Mutter gab ihn wieder
Der ſanft bewegte See.

5.

„Mein Sohn, was blickſt Du ſo traurig
Stets in den See hinein?"
„„Ach, Mutter, wie kühl und ſchaurig
Mags jetzt da drunten ſeyn?""

„Mein Sohn, willſt Du nicht wallen
Mit mir in den grünen Wald?"
„„Ich ging wohl zwiſchen Korallen
Mit Perlen mannigfalt!""

„Mein Sohn, willſt Du nicht lauſchen
Der Mädchen Rundgeſang?"
„„Ach Mutter, ich hörte rauſchen
Viel wundervollen Klang!""

„Und willſt Du nimmer küſſen
Ein Weib, ſo lieb und traut?“ —
„„Ach Mutter, ich durfte küſſen
Die allerſchönſte Braut!““

„Was willſt Du dann erwerben,
Was Deinem Sinn gefällt?“ —
„„Nichts will ich mehr, als ſterben
Auf dieſer ſchwülen Welt!““

6.

In bleichem Mondenſcheine
Da ging mit ſeinem Weh
Der Knabe wohl alleine
Hinunter an den See.

Wie brachen da die Wellen
In ſchweren Klagen ſich!
Wie weinten da die Quellen
So heiß und bitterlich!

Da legt er ſich danieder
Wohl in die Blumen tief,
Und horcht auf die Schmerzenslieder,
Bis daß er ſtill entſchlief.

Wohl mocht' ihn dort umwehen
Im Tode seine Braut;
Rings sah man die Blumen stehen
Von Thränen reich bethaut*).

*) In der badischen Wochenschrift, Jahrg. 1807 S. 303 wird diese schöne Sage folgendermaßen erzählt:

„Zu Wimpfen ist ein See auf einem Berge, wovon folgende Sage erzählt wird.

Ein Knabe sah einmal auf dem See drei weiße Schwanen, er nahm ein Brett und fuhr ihnen nach. Als er eine Strecke weit vom Ufer entfernt war, schlug das unsichere Fahrzeug um, und der Knabe sank unter. Er wußte nicht wie ihm geschah, denn er sah sich in einem prächtigen Schlosse, vor ihm stunden drei wunderschöne Jungfrauen. Wie kamst Du hierher? sprachen sie zu dem Knaben. Ich wollte drei weiße Schwanen betrachten, entgegnete er, und ich weiß nicht, wie es mir weiter gegangen ist. Willst Du bei uns bleiben, sprach eine der Jungfrauen, so sey uns willkommen, doch darfst Du, sobald Du einmal drei Tage hier verweiltest, nie wieder in Deine Heimath zurückkehren, denn Du würdest alsdann Dich nicht mehr an die obere Luft gewöhnen können, und sterben müssen. Der Knabe willigte fröhlich ein. Doch nach Jahresfrist fühlte er eine unwiderstehliche Sehnsucht nach seiner Heimath, er wurde krank und härmte sich zusehends ab. Die Jungfrauen fragten ihn oft, was ihm fehle, allein er sagte ihnen nie den wahren Grund seiner Traurigkeit. Einmal war er in tiefes Nachsinnen verfallen, da trat eine häßliche alte Frau zu ihm hin, und sprach: Wenn Du mir gelobest mich zu heirathen, so führe ich Dich in Deine Heimath zurück. Nein, sprach der Knabe, lieber will ich sterben, ohne meine Heimath wieder zu sehen, als meine Gebieterinnen zu hintergehen und mich zu betrügen. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da

ſtanden die drei Schweſtern im Glanze ihrer Schönheit vor ihm. Weil Du ſo redlich biſt, ſprachen ſie, ſo magſt Du denn wiederkehren zu den Deinigen. Als er am folgenden Morgen erwachte, ſaß er am Ufer des See's, er erzählte ſeine Geſchichte, allein Niemand glaubte ſie ihm. Gern wäre er nun wieder zurückgekehrt zu den drei ſchönen Jungfrauen, denn ſie waren ihm unvergeßlich. Er hatte keine Ruhe, keinen Frieden, bekam das Heimweh nach dem unbekannten Gefilde, in welches er verſetzt geweſen war, ſo heftig, daß er nach wenigen Tagen ſtarb."

Im Munde des Volkes hat ſich noch ein ſehr ſchönes Lied, welches dieſe, noch aus heidniſch-deutſchem Volksglauben entſprungene Sage beſingt, erhalten; es verdient, da es noch wenig bekannt iſt, hier mitgetheilt zu werden:

„Dort oben auf dem Berge
Da iſt ein ſchwarzer See,
Und auf dem See da ſchwimmet
Ein Röslein, weiß wie Schnee.

Es kommt ein Hirtenknabe
Mit einem Haſelſtab:
Das Röslein muß ich haben,
Das Röslein brech ich ab!

Er zieht es mit dem Stabe
Wohl an den Binſenrand,
Doch aus dem Waſſer hebet
Sich eine weiße Hand.

Sie zieht das Röslein nieder
Tief in den dunklen Grund:
„Komm, lieber Knab', ich mache
Dir viel Geheimes kund.

„Im See, am Boden wurzelt
Das Röslein, das Du liebst,
Da will will ich Dir es brechen,
Wenn Du Dich mir ergiebst."

Den Knaben faßt ein Grauen,
Er eilt hinweg vom See,
Doch immer ist sein Sinnen
Das Röslein, weiß wie Schnee.

Er irret durch die Berge,
Der Gram das Herz ihm frißt,
Und Niemand weiß zu sagen,
Wo er geblieben ist."

Diese Sage, so wie die vom See bei Neuenkirchen und bei Epfenbach mitgetheilten sind wohl aus ein und derselben Quelle entstanden; welchem Orte sie jedoch ursprünglich angehören, habe ich nicht erfahren können.

Der Weißdorn

im Kreuzgewölbe der Stiftskirche zu Wimpfen im Thal.

Von

Ostertag.

„Ich habe geglaubt an deinen Eid,
„Nun willst du verlassen mich arme Maid!

„Dir hab' ich gelaſſen mich ganz und gar,
„Bis der Kranz in den Locken zerriſſen war;

„Es ſpielt der Wind mit dem letzten Blatt,
„Nun biſt du des Spiels mit dem Herzen ſatt;

„Mit dem letzten Röslein ſpielet der Wind,
„Und mein Herz ſich krümmet; darunter dein Kind!“

Und der Schäfer den Stab in die Erde ſtößt:
„„Du lügſt, nicht hab' ich dein Mieder gelös't,

„„Nie hab' ich getrunken an deinem Mund,
„„Geſchloſſen mit dir keinen Liebesbund,

„„Beim Stabe, der bleiben wird blätterlos,
„„Sey's geſchworen: Frei bin ich von deinem Schooß!““

Und die Dirne verläßt er, ſie ſtehet allein,
Am Stabe wühlten ſich Thränen ein;

Und Monde verſtreichen: Hat Gott ſich erbarmt?
Das Mark in dem Stabe iſt wieder erwarmt!

Bald ſpielt mit den Blättern des Stabes der Wind,
Und im Schatten ſpielt das verlaſſene Kind.

Längst hat befreit die Mutter von Noth
Und des Schäfers Kind der barmherzige Tod,

Doch heute noch lispelt von ihrer Qual
Der Weißdorn im Kreuzgang von Wimpfen im Thal [1]).

[1]) „In dem vom Kreuzgang umschlossenen Kirchhofe" — sagt Kaufmann in seiner Neckarfahrt pag. 16. — „steht ein schön grünender Weißdornbaum, der durch eine in dieser Gegend männiglich bekannte Sage berühmt geworden ist. Ein junger Hirte, der die Tochter des Stiftsmeßners verführt hatte, leugnete es ab, der Vater ihres Kindes zu seyn. Als nun einst sein Beichtiger bei dem hl. Sakramente ihn beschworen hatte zu bekennen, da lief der Verführer trotzig vom Beichtstuhle weg, und als der Beichtiger ihm folgte bis hinaus auf den freien Platz, wo eben viel Volk versammelt war, und nicht abließ mit Zureden und freundlichen Bitten, da vermaß der Bösewicht sich hoch mit fürchterlichem Schwur, stieß seinen Stab in die Erde, und rief: „So möge dieser Dorn Wurzel fassen und grüne Blätter treiben, wo ich das Mädchen je gekannt habe!" Kaum hatte er die frevelnden Worte geredet, als der Blitz ihn erschlug; der Stab aber — welch Wunder — fing an zu grünen und ward mit der Zeit zu dem stattlichen Baume, wie er noch jetzt zu sehen ist, allen Mädchenverführern zum warnenden Exempel."

Dem Herausgeber dieses wurde jedoch in Wimpfen behauptet, kein Hirte, sondern ein Stiftsherr aus dem Kloster sey der Verführer gewesen; „Auch", setzte der Erzähler hinzu, würde niemals ein Schäfer es gewagt haben, so frevelhaft den Zorn Gottes auf sich herabzurufen!"

Das Lied vom Hornberg,

von

J. K. D. P. Reimold.

Hier wohnte Götz![1]) Auf! ſingts im frohen Kreiſe,
Der edle deutſche Mann,
Der ſeiner Zeit des Heldenſinnes Preiſe
Zu Haufen abgewann.

Hier ſchlug es ihm für Recht und ſchlichte Sitte
In freier Bruſt empor;
Hier lieh der Held des Unterdrückten Bitte,
Der Wahrheit auch ſein Ohr.

Hier zog er ſiegreich aus mit ſeinem Herzen
Und ſeiner Eiſenhand;
Hier war ein Freund, — der ſtand in Luſt und Schmerzen,
Gleich dieſer Felſenwand.

Hier war's, wo ſeine kühnen Löwen ruhten
Zu neuem Siegesgang;
Hier wälzte ſich mit unſers Neckars Fluten
Triumpf und Hochgeſang.

Hier war's, wo Götz in ringsumſtürmten Tagen
Sich und die Treuen wog,
Dann aus der Nacht, drin ſchwache Seelen zogen,
Auf, wie der Falke, flog.

Hier trank der Knecht, der an des Führer's Seite
Das Schwert erklingen ließ;
Hier hob den Feind die Großmuth und die Freude
Tief aus dem Burgverlies.

So laßt denn hoch den goldnen Becher wandeln,
Gefüllt mit Neckarwein!
Es gilt, wie Götz als Biedermann zu handeln,
Und treu und wahr zu ſeyn.

Gleich ihm der Welt die große Schuld zu zahlen
Der alten Redlichkeit;
In Stürmen feſt zu ſtehn, wie in den Strahlen
Der ſanften Frühlingszeit.

Es gilt, ein unvergänglich Mahl den Ahnen
Im Herzen zu erbaun.
Es gilt, es gilt, der Vorwelt erſte Manen
In Herrlichkeit zu ſchaun.

Nichts ſoll den Glanz, in dem ſie leuchten, mindern;
Erlöſchen ſoll er nie.
Und glühend ruf' der Vater ſeinen Kindern;
Schaut hin, und ſeyd wie ſie!

[1]) Im Jahre 1516 kaufte Götz von Berlichingen die Burg Hornberg von dem Ritter Conz Schott von Schottenſtein.

Die Glocke von Wunnenſtein,

von

Guſtav Schwab.

Es ſteigt ein ſchöner Hügel,
Er ſteht voll Wald und Wein,
Dort weht der Lüfte Flügel
So kühlend und ſo rein.
Er trägt umſonſt von Wonne
Den alten Namen nicht,
Es glänzt ſein Haupt voll Sonne
Bis ſpät zum Abendlicht.

Und wenn ihr ſtehet droben
Und ſeht die goldne Flur,
Wenn es euch drängt zu loben
Die herrliche Natur;
Wollt ihr im Lied euch laben,
Durch drei der Lande hallt's:
Durch Franken und durch Schwaben
Und in die blaue Pfalz.

Wohl lauſchte heilgen Klängen
Die graue Vorzeit ſchon:
Eine Glocke ſah man hängen,
Die gab ſo hellen Ton.
Sie glänzte goldig im Blauen,
Wenn ſie geſchwungen ward,
Von frommen Kloſterfrauen
Geſchenk von ſeltner Art.

Wenn man ſie hörte nieden
Im Dorf und nahen Thal,
Da legten ſich im Frieden
Die Menſchen nach dem Mahl.
Sie ſchliefen bei dem Klange,
Nach heißem Sommertag,
Und ihnen war nicht bange
Vor Blitz und Wetterſchlag.

In ihrem Erz da lebte
So ſegenvolle Macht,
Als wenn ein Herz drin bebte
Laut ſchlüg' auf hoher Wacht.
Wenn die Gewitter dräuten,
Hört man aus hohem Sitz
Sie durch die Donner läuten,
Und ſah ſie glüh'n im Blitz.

Und auf die fromme Stimme
Horchte aller Wolken Schaar,
Daß ſie in ſcheuem Grimme
Zerſteubten wunderbar.
Da fuhren links die Wetter
Zum Alpgebirge bald,
Und rechts ab mit Geſchmetter
Zum fernen Odenwald.

Und weh den ſchönen Fluren,
Durch die ſie zogen hin,
Wo auf die grauſen Spuren
Die Morgenſonne ſchien!
Doch an des Berges Fuße
Das Dörflein ſicher lag,
Da ſchaute mit heiterm Gruße
Herein der junge Tag.

Die dichten Blumenlauben
Kein Blättlein war gekränkt,
Die Pfirschen hatte, die Trauben
Ein süßer Thau getränkt,
Es wogten froh die Aehren,
Und wie vom Regen die Flur,
So glänzte von Freudezähren
Der Menschen Antlitz nur.

Da sah mit stillem Neide
Heilbronn die reiche Stadt,
Daß solche Wetterscheide
Das arme Dörflein hat.
Es muß sie wohl gelüsten,
Der Klang tönt gar so hold;
Wozu liegt in den Kisten
Das Silber und das Gold?

Des Schatzes Augen lauern
Mit tückisch rothem Schein;
Sie bieten ihn den Bauern,
Er lacht aus off'nem Schrein,
Sie sind bereit zu legen
Ihr Gold den Weg entlang,
Sobald der Glocke Segen
Von ihrem Thurme klang.

Bald hat die ſchwachen Herzen
Der eitle Glanz bethört:
„Es läßt ſich ja verſchmerzen,
Daß man ſie nicht mehr hört!
Was kann ein Erz, das blinde?
Hell blickt des Goldes Strahl!
Auch haben wir Berg' und Winde,
Die ſchützen unſer Thal!“ —

Und unter dumpfem Dröhnen
Die Glocke ſteigt vom Thurm,
Es tönt wie banges Stöhnen,
Zerriß'ner Klang im Sturm.
Auf einen ſtolzen Wagen
Läd't ſie das Landvolk auf;
Er kann die Wucht kaum tragen,
Oft ſtockt der Roſſe Lauf.

Und wie ſie langſam führten
Durch's Thal den Trauerzug,
Die Wind' und Wolken ſich rührten,
Sich ſenkte der Vögel Flug;
Und brütend lag die Hitze
Auf Feld und Wald ringsum,
Es leckten ſcheue Blitze
Den Boden bleich und ſtumm.

Und als ſie vor den Thoren
Abluden ihren Hort,
Da ſprach in ihren Ohren
Der Donner ein zornig Wort;
Und als man hub die Glocken
Mit Eile den Thurm hinan,
Sie kam hinauf nicht trocken,
Zu traufen es begann.

Jetzt iſt es Zeit zu läuten;
Der Thürmer faßt den Strang.
Doch wehe, was will's bedeuten?
Die Glocke gibt keinen Klang!
Da draußen aber ſtürmet
Der Hagel und zuckt der Blitz,
Und Wolk auf Wolke thürmet
Des Himmels finſt'rer Sitz.

Wie bang ſie horchen Alle,
Zum Glockenthurm empor,
Nicht tönt von ander'm Schalle
Denn ſchwerem Donner das Ohr.
Es winkt des Himmels Feuern
Das glühende Metall,
Und Häuſer und volle Scheuern
Ergreift der Flammen Schwall.

Die Felder ſind zerſchlagen,
Die Bäume ſind zerſchellt,
Von Beten und von Klagen
Erſchallen Stadt und Feld:
„Die Luft läßt nicht vom Sturme,
Der Himmel hängt voll Nacht,
Seit wir nach unſ'rem Thurme
Den ſtummen Fluch gebracht!"

So löſen ſie mit Zittern
Die Glock' im hohen Haus,
Da hallt von den Gewittern
Der Donner mächtig aus.
Mit Macht und Müh' gehoben,
Steigt ſie zum Wagen empor;
Der blaue Himmel droben
Thut auf das ſchwarze Thor.

Zwölf ſtarke Roſſe ziehen
Am Wagen ſchnaubend fort;
Doch fehlt die Kraft den Knieen,
Sie kommen kaum vom Ort;
Eilt, eilet, ſeyd nicht träge,
Fort mit dem ſchlimmen Gaſt! —
Doch auf dem halben Wege
Erliegen ſie der Laſt.

Es hatten groß Betrüben
Die Bürger bei dem Zug;
Da kommt vom Dorfe drüben
Ein Bäuerlein am Pflug.
Wie der die Glock erblicket,
So weint er wie ein Kind,
Hat ſchnell ſich angeſchicket,
Löſ't ſeine Thier' geſchwind.

Er ſpannt ſie vor den Wagen
Und ſchickt die Roſſe fort,
Die Bürger ſteh'n und zagen —
Denn auf ſein Schmeichelwort
Ermannen ſich die Thiere,
Sie ziehen rüſtig, leicht,
Am Dorfe ſind die Thiere
Bevor der Tag erbleicht.

O, herzliches Willkommen
Mit Liedern und Gebet!
Wie, aller Angſt entnommen,
Das Dörflein auferſteht!
Denn auf den Knie'n gelegen
War es in Wettersnacht,
Weil draußen ſtand ſein Segen
Verwaiſ't und unbewacht.

Es ſtand der Berg im Flimmern
Des letzten Sonnenſtrahls,
Und wieder ſah man ſchimmern
Die Wächterin des Thals;
Und als des Abends Dunkel
Verhüllend niederſank,
Ertönt' im Sterngefunkel
Von ſelbſt der fromme Klang [1]).

[1]) Ueber die Entſtehung dieſer Glocke berichtet die Sage: Zur Zeit der Kreuzzüge griff auch der Ritter Stein von Wunnenſtein zum Schwert und zog in's heilige Land. Als die Kreuzfahrer nach vielen Mühen und Kämpfen ſo weit vorgedrungen waren, daß ſie die Zinnen von Jeruſalem vor ſich ſahen, da fielen ſie auf ihre Knie und baten Gott um Sieg in dem harten Kampfe, der ihnen noch bevorſtand; unſer Ritter Stein that das fromme Gelübde, eine Kirche auf ſeiner Burg zu erbauen, wofern ſie Jeruſalem erobern, und er ſeinen heimathlichen Boden wiederſehen würde.

Der Kampf begann und die Fahnen der Kreuzfahrer wehten bald auf den Zinnen Jeruſalems. Nach Jahren kehrte auch Ritter Stein auf ſeine Burg zurück, und erbaute, ſeinem Verſprechen getreu, eine Kirche, die dem heil. Michael geweiht wurde. Eine geweihte Glocke von ungeheurer Größe hing auf dem Thurm, die jedes Ungewitter von der Gemarkung Wunnenſtein's verſcheuchte. Das Weitere erzählt das Gedicht.

Karl der Große und der Siebenrohr-Brunnen.

Kein Volkslied.

I.

Horch! schrilles Jagdhornrufen
Dringt laut zum Himmel auf;
Das Wild, verfolgt von Rüden,
Entflieht in schnellem Lauf.

Der Kaiser hoch zu Rosse,
Den Schranzen all voran,
Folgt einem flinken Hirsche
Ohn' Rast zum fernen Tann.

Durch Schluchten, über Berge
Folgt er der blutgen Spur,
Erschöpfet endlich stürzet
Das Thier auf grüner Flur.

Der Kaiser steigt vom Rosse
Erfreut ob seinem Fang.
Es rufet die Genossen
Des Hüfthorns heller Klang.

In bergumgränztem Thale,
Auf einem kühlen Plan,
Springt ſprudelnd eine Quelle
Hinmurmelnd ihre Bahn.

Da lagern ſich die Müden
Zum frohen Mittagsſchmaus;
Die dichtbelaubte Eiche
Wölbt drüber ſich zum Haus.

Ermüdet von dem Ritte
Der Kaiſer ſinkt in's Gras,
Und trinkt in durſtigen Zügen
Vom ſtrahlendhellen Naß.

Zu Weine wird das Waſſer,
Das Hüfthorn zum Pokal.
Nur Eines ſtört die Freude
Des Kaiſers bei dem Mahl:

Am Springquell ſteht geweihet
Dem Odin ein Altar,
Dort bringen Alemannen
Noch ihre Opfer dar.

Das macht ihm große Sorgen:
Der alte deutſche Gott
Der haſſet ja die Knechte,
Will Freiheit oder Tod.

Doch Chriſti Prieſter lehren:
„Laßt ab vom ird'ſchen Reich,
Wir Prieſter und der Kaiſer,
Wir ſorgen ſchon für euch!

„Laßt uns die Herrſcherſorgen,
Thut Buße und ſeyd gut,
Zum Heile eurer Seelen,
Gebt uns nur Hab und Gut.

„Dann geht ihr ein zum Himmel
Entblößt vom ird'ſchen Tand,
Dort kommt ihr zu den Schafen,
Zu Gottes rechter Hand!"

Drum lobt, zum Wohl der Heiden,
Zu Chriſti Preis und Ehr,
Der Kaiſer hier zu bauen
Ein Münſter hoch und hehr.

II.

Die Thäler und die Auen
Von Blüthen ſind beſchneit,
Es prangen weit die Gauen,
In grünem Frühlingskleid.

Der Wolken dichte Fülle
Durchbricht der Sonne Strahl
Und malt mit roſigen Farben
Feld, Wälder, Berg und Thal.

Das iſt ein Treiben und Schaffen
Ringsum im grünen Wald:
Zum hellen Sang der Vögel
Der Aexte Klang erſchallt.

Und ſieh! der Hain wird lichter,
Und wo der Altar ſtand,
Da ſchaut ein heilig Münſter
Mit Pracht weit in das Land.

Die deutſchen Götter ſtürzten,
Es ſiegt der Chriſten Gott;
Vergeſſen ſind die Alten,
Vergeſſen — doch nicht todt!

Ein leises Rauschen stöhnet
Noch aus des Altars Grund,
Dort sitzen sie gebannet,
Die Götter noch zur Stund.

Doch wenn dem deutschen Reiche
Gefahren drohn und Nacht,
Da wächst das leise Rauschen
Zu grauser Stürme Macht.

Und naht dereinst dem Reiche
Der erste Freiheitstag,
Dann werden die alten Götter
Von ihrem Schlummer wach.

Sie brechen ihre Bande,
Und wandeln frei einher,
Thor schwinget seinen Hammer
Und Odin hoch den Speer.

Sie schmettern die Tyrannen
Tief in des Abgrund's Schooß,
Und frei wird nochmals Deutschland
Frei, einig, stark und groß [1])!

[1]) Wie dieses Gedicht, lautet ursprünglich die Sage. Sie hatte aber das Schicksal, wie fast alle deutsche Götterſagen, wir erinnern nur an die Sage von Friedrich Rothbart im Kiffhäuser, von Karl im Untersberg und Desenberg, vom Ritter Rodenstein u. s. w., sämmtlich Sagen von Odin, an dessen Stelle später die christlichen Helden gesetzt wurden — von christlichen Priestern verstümmelt zu werden. Von der in dieser Sage besungenen Quelle hat Heilbronn seinen Namen. Ob es nun früher Heilbronnen, Heiligbronnen oder Heldbrunnen geheißen, wollen wir nicht entscheiden.

Das Grab der letzten Dynasten von Hirschhorn

in der St. Kiliankirche zu Heilbronn,

von

E. Schuler.

I.

Zwietracht.

1600.

Zu Heidelberg am Schlosse, das jugendlich noch stand,
Verſehrt nicht von der Menschen und nicht von Gottes Hand,
Da lachten alle Zinnen mit abendlichem Roth,
Als könnt' es nimmer trauern, als stürb' es keinen Tod.

Und drinnen in den Hallen ging eine laute Luſt,
Die Becher ſtrömten über, die Herzen aus der Bruſt;
Jed' Aug' ſah in die Lüfte und fand ein golden Schloß,
Drin bei der ſchönſten Jungfrau ein ew'ger Frühling floß.

Der Pfälzer Churfürſt Friedrich mit ſeiner Liebſten hold
Saß oben an der Tafel mit vollen Bechers Gold.
Von Lüneburg der Herzog, Johann von Brandenburg,
Von Heſſen Landgraf Moriz und Philipp von der Murg;

Die ſaßen zwiſchen Frauen, wie zwiſchen Blumenlicht
Sich Dunkelgrün der Blätter mit goldnem Thaue flicht.
Bei einem ſüßen Fräulein, die ſchönſte Blum' im Kranz,
Saß mild Friedrich von Hirſchhorn und ſtolz der Junker Hans.

Von Handſchuchsheim der Junker wohl noch ein Knabe war,
Drum trug er auch ſo trutzig um's Kinn das krauſe Haar;
Er drohte ferne Thaten, die er einmal noch thät',
Ging aus geträumten Schlachten, wie man als Sieger geht.

Drum fordert er auch Ehre von jedem Frauenbild,
Als hätte tauſend Wunden ſein träumeriſcher Schild;
Drum flammten eiferſüchtig die Aeuglein ihm aus Brau'n,
Daß ſeiner künft'gen Thaten nicht achteten die Frau'n.

Der Erbtruchseß *) von Hirschhorn, der frommen Mutter Sohn,
Pflegt' in bescheid'nem Herzen getreu der Religion;
Doch wie des Thales Früchte zum wilden Forste mild,
So stieg zum wilden Muthe des Jünglings lieblich Bild:

Denn auf der Heimath Bergen bezähmt er manches Roß,
In Forsten sank manch' Wildschwein von seinem Jagdgeschoß;
Er schlug mit Neckar's Stürmen, mit Blitzen eine Schlacht,
Ihn mochte nur bezwingen der Schöpfung stille Pracht.

So wuchs er wie die Eiche in lachender Natur,
Das weiche Haar umwallte sein kräftig Antlitz nur;
Drum liebte manche Jungfrau ihn sehnsuchtsvollen Traums,
Möcht' schmücken ihre Locken mit Blättern dieses Baums.

---

*) Das Erbtruchseßamt (Truchseß, dapifer, gleich Seneschall, der die Oberaufsicht über Küche und Oeconomie der kaiserl. Hofhaltung führte und bei dem feierlichen Gastmahle, welches der Krönung des deutschen Kaisers folgte, vier silberne Schüsseln mit Rindfleisch auf die Tafel zu setzen hatte; — von Trug, das Essen) war am deutschen Kaiserhofe eine der höchsten erblichen Würden des Reichs, gehörte seit frühester Zeit zu Bayern, 1356—1623 dem Churfürsten von der Pfalz, und von da bis zur Auflösung des deutschen Reichs fast ununterbrochen zu Bayern.

Drum wandte Hildegarde zu ihm ihr Angeſicht;
Drum aus des Junkers Seele des Zorns Gedanke bricht:
„Mein gnädig Fräulein, drehet Euch ganz zum Hirſchhorn um,
Das Hälschen, fürcht' ich, wachſe Euch ſonſt gar häßlich krumm."

Blaß bebet Hildegarde, wie an der Gluth die Roſ',
Und kehrt die ſchönen Augen hernieder auf den Schoos.
Doch Friederich der Truchſeß, ein flammend Augenpaar,
Wie wenn der Blitz in Söller herabgefahren war:

„„Herr Junker! — feiger Knabe, was ſchimpfeſt Du ſo kühn?
Die Jungfrau macht die Galle dir im Geſichte glühn?
Bei Gott! hör ich — und räche nicht — Unglimpf deutſcher Frau'n,
So werd' aus deinem Schlunde die Zunge nicht gehau'n!""

„Sieh da, der ſanfte Koſer, wie wird er ritterlich,
So ſüße bei den Frauen, den Männern bitterlich!
Wie ſeinen Rindern will er die Zungen aus uns hau'n,
Verſtehet umzugehen mit Rindern und mit Frau'n" —

„„Herr Churfürſt, weiſet gnädig den frechen Hohn zu Recht,
Erlaubet meinem Degen, jetzt trifft er mir nicht ſchlecht!""

— Noch wehte ſanft die Freude in der Verſammlung Kreis,
Wie ſanfte Lüftchen wehen im Blüthenwald des Mai's:

Da aus der Zwietracht Wolke fuhr lichter Blitze Loh',
Daß aus dem Kreis die Freude mit ihrem Witze floh.
Da ward es plötzlich ſtille, wie in Gewittern ſtill,
Und horchte man zum Donner, was ſeine Stimme will.

Doch jene ſtürmen eilig ſelbander aus dem Saal,
Die Mitternacht erwartend im ſchönen Neckarthal;
Denn ernſt verwies der Churfürſt des Zornes freveln Streit
Und dieſes Streites Schlichtung zur eignen Tapferkeit. —

II.

Fluch der Mutter.

Des Mitternachts im Markte liegt Hans von Handſchuchsheim;
Er lieget wol im Blute; die Mutter ſchläft daheim;
Er lieget wol ſo friedlich, wie in dem letzten Schlaf;
Der Truchſeß mit dem Degen ihn durch die Lunge traf.

Jetzt iſt aus ſeinem Buſen der laute Haß geflohn;
Die Mutter ſchläft zu Hauſe; im Blut der einz'ge Sohn.
Er lächelt wie ein Kindlein, als wär' er ohne Fehl';
Der Liebe Weſen lernet jetzt kennen ſeine Seel'.

Sie tragen über'n Neckar ihn ſtumm nach Handſchuchsheim,
Den einz'gen Sohn der Wittwe; die Mutter ſchläft daheim.
Sie tragen ihn zum Schloſſe, ſie pochen an der Thür',
Da tritt mit einer Lampe vom Schlaf die Mutter für.

Da ſieht ſie auf die Leiche und ſiehet ſtarr ſie an,
Und bleibet lange ſtehen und ſiehet ſtarr ſie an.
Jetzt ſtellen ſie ihn nieder, ſie ſtürzt auf ihn herab,
Ihr wird ſo leicht im Wahnſinn, wie bei dem Sohn im Grab.

Jetzt wacht ſie auf ſo bleiche, wie bleich der einz'ge Sohn,
Und will ſich aufwärts raffen, wie aller Welt zum Hohn.
„Wer hat dies Blut vergoſſen, vergoſſen wer dies Blut?"
So rufet ſie im Hohne und lächelt in der Wuth.

Und „„Friederich von Hirſchhorn!"" durchmurrt der Träger Chor. —
„Der Friederich von Hirſchhorn!" ruft ſie entſetzlich vor.
„Der Friederich von Hirſchhorn! — Gibt es noch einen Fluch,
„Den noch die ganze Erde ſeit Ewigkeit nicht trug?

„Der Friederich von Hirſchhorn! Gott müſſ' ihm nie verzeihn,
„Gott müſſ' ihm nie verzeihen, ihm nie barmherzig ſein!
„Der Friederich von Hirſchhorn! Ich ſchwöre dir's, mein Kind,
„Die Rache ſoll die Seele ihm ſtreuen in den Wind!

„Der Friederich von Hirſchhorn, der einzige Dynaſt,
„Soll nimmer auf der Erde gehaben Ruh' und Raſt!
„Und wie mit dir, mein Leben, des Vaters Stamm erliſcht,
„Sei auch der Name Hirſchhorn im Lebensbuch verwiſcht!"

Sie hören Alle ſchaudernd der Mutter grauſen Fluch,
Als müßt' auch Hanſens Leichnam aufſchrecken aus dem Tuch.
Sein Antlitz lächelt ruhig, als wollt' es ſagen laut:
„Doch vor dem Gott im Himmel die Seele nimmer graut!"

III.

Unheil.

Der Pfälzer Churfürſt baute die Friedrichsburg am Rhein
Und zog im heitern Mannheim in ſeine Burg hinein.
Sein Seneſchall*), der Hirſchhorn, begleitet ihn ſo gern;
Zu Heidelberg vom Markte möcht' er wohl noch ſo fern.

Ach, wo an allen Enden hätt eine Seele Raſt,
Auf die ein mahnend Antlitz erglänzt mit blut'gem Glaſt!
Die Burg der Heimath ſcheuchet ſie, wie ein Burgverließ,
Ihr iſt verſperrt auf Erden das traute Paradies.

Da will der Truchſeß gründen ein neues Heimathland,
Um Urſula von Helmſtädt ſchlingt er der Ehe Band;
Das Alte will er tilgen und ſich die Welt erneu'n,
Glückſeliger Erinn'rung hat er ſich nicht zu freu'n.

Doch düſterte ſein Leben, ausliſcht des Irrlichts Schein,
Es lag die ſchöne Freyin bald todt in ihrem Schrein.
Es zogen ſchwarze Nächte ſich um ſein einſam Herz;
Kein Sternlein wollt' ihm leuchten in dieſem neuen Schmerz.

---

*) Seneſchall, vom altgermaniſchen Sente, d. i. Heerde, Vieh (noch erhalten in Senne, Viehhütte) und Schalk, Knecht, ſo v. w. Aufſeher über das Hausweſen, und an Höfen namentlich (wo dem, der die Tafel beſorgte, auch die Sorge für die Heerden oblag) ſo v. w. Hofmarſchall (Truchſeß, dapifer.) —

Er war der letzte Hirschhorn, kein Söhnlein tröstet' ihn;
Am Neckar zu den Burgen zog er nur traurig hin.
Nicht hört' er wol der Mutter Fluch in der Mitternacht,
Doch über seinem Haupte der Fluch der Mutter wacht.

Und Corduba und Tilly verwüsteten die Pfalz,
Die Heidelberger Thürme versanken tiefen Falls;
Und jene zogen blutig wol aus der Wimpf'ner Schlacht,
Drum sank auf ihrem Wege wol auch der Schlösser Pracht.

Die Schwerter der Barbaren die hieben Felsen durch,
Mit Thürmen stürzten Wälle von mancher stolzen Burg,
Im Flusse lag die Neuburg, das hohe Lindenberg,
Und Thurm und Schieferhaube nur blieb auf Zwingenberg.

Ach, auch dein Schloß der Jugend, o Hirschhorn, sah so kahl,
Als ob sie wollten nehmen dir Alles auf einmal.
Die Fenster sahen trübe, der Himmel Gottes drein,
Du, Truchseß, siehst so trübe, mußt gottverlassen seyn!

Es starben alle Freunde dir in der welschen Schlacht,
Du kämpftest, um zu sterben, hast's nicht zum Tod gebracht:
Du standest in der Mitte der mörderischen Pest
Und klammertest am Tode dich ungemordet fest!

IV.

Caſimir.

Die Liebe reichte tröſtend noch einmal ihm die Hand,
Warf einen Freudenſchleier um ſein verheertes Land.
So rufet aus den Trümmern des ganzen ganzen Glücks
Gott immer einen Engel, der heilet zarten Blicks.

Am Buſen ſeiner Agnes wollt' ruhn der Seneſchall,
Sein Herz hat ſo gelitten, vergaß der Schulden all;
Er bat ſie all geſühnet; er gab ja Alles hin;
Es muß ihm Gott verzeihen, will er zur Liebe flieh'n.

Und eines Morgens reicht ſie ihm einen Sohn ans Herz,
Agnes von Helmſtädt weinet vor Freud' in ihrem Schmerz;
Er hebet ihn gen Himmel und opfert ihn dem Herrn
Und weinet Freudenthränen, möcht' rufen nah' und fern:

„Es hat ſich Gott erbarmet, Er iſt mir wieder hold,
Er hat mir den gegeben, genommen Land und Gold!"
Er hebet ihn gen Himmel, an einem Sohne reich;
Was iſt des Vaters Jubel bei dieſem Sohne gleich!

Jetzt können ſie zermalmen die Burgen Stein vor Stein,
Das Gold ihm alle ſenken die Neckarfluth hinein!
Sie können Schlachten halten! — Er und ſein Caſimir
Zieh'n mit der zarten Mutter ins friedliche Revier.

V.

Der letzte Hirschhorn.

1632.

An deinem weiten Herzen, in deiner Herrlichkeit
Wird der Betrübten ängstlich Gemüthe wieder weit,
Heilbronn! es ziehet sehnlich an deinen holden Strand,
Wer für sein Herz, wie Friedrich, der Liebe Rasten fand.

Da kann der Nachen ruhen im grünen Strandgehäg,
Die Liebe mit der Liebe sich rudern im Gespräch;
Da kann ein Geist erforschen der Schöpfung Herrlichkeit,
Ein Herz dem andern klagen des Leids Vergangenheit. —

Doch eines Sommerabends der Truchseß sonder Reu'
Weilt' in dem Sulmer Thale beim Freund auf „Weibertreu" *),
Wo sich der lichten Ferne rundum sein Aug' erfreut,
Er möcht' aus Hirschhorn hören einladend ein Gelaut';

Daß nach der Kindheit Heimath, nach seinem trauten Fluß,
Nach allen frommen Stellen er sendet' einen Kuß.
So leicht fühlt er den Busen, als hab' ihm Gott verzieh'n,
Nach Hirschhorn zog's ihn mächtig, mit Weib und Sohn zu ziehn.

*) Weibertreu, d. i. die Weinsperger Burg.

Er drückt' dem treuen Freunde Oehringen still die Hand
Und kehrte heim nach Heilbronn, wo er Agnesen fand;
Doch Wehe! welche Tücke schwärzt seiner Freude Roth,
Sie saß in dunklem Kleide vor ihrem Sohn — der todt.

Und Friederich aus Nächten, die seine Seel' umfloh'n,
Hört' eine Stimme rufen über dem todten Sohn;
„Es sei der Name Hirschhorn verwischt im Lebensbuch!
Dies ist bei Gott beschlossen, ist einer Mutter Fluch!" —

Der arme Truchseß konnte nicht weinen lebenslang,
Der Fluch der Mutter tödtlich auch ihm das Herz durchdrang;
Das liebe todte Antlitz ihm stumm, zu kommen, rief;
Ach, auch der arme Truchseß den letzten Schlummer schlief!

Es liegen blanke Särge bei Kilians Altar *),
Drin schlafen Sohn und Vater; und Gott barmherzig war.
Denn um die heil'gen Särge die Ruhe singend schwebt:
„O freuet euch! — Ich weiß es, daß mein Erlöser lebt!"

Die Zeitschrift Charis Jahrg. 1822 Nro. 55. theilt über die letzten Dynasten von Hirschhorn folgendes mit:

Anmerkung Weipprechts von Gemmingen zu Hornberg zum Hirschhorn'schen Stammbaum.

---

*) In der Kilianskirche zu Heilbronn. Die Worte des letzten Verses sind auf den Särgen geschrieben.

Notate, Posteri! Gott der Allmächtige läßt mit sich nicht scherzen. Friedrich von Hirschhorn, ultimus familiae, hat ohne Ursach mit Johann von Handschuchsheim, dem ultimo familiae, eine Querelle angefangen, welchen Princeps Elector wehrhaft gemacht und einen Degen sammt Wehrgehenk verehrt. Diesen hat der von Hirschhorn kurtzumb sogleich haben wollen, weil ihm diese Ehre als Erbtruchseß gebühre, welches der andere billig abgeschlagen, und zwar mit gebührender Remonstration, welche aber nicht verfangen wollen, und hat der von Hirschhorn seinen Aerger fortgesetzt, und also alsobalden in Duello zusammengekommen, da der von Hirschhorn dene von Handschuchsheim todt gestoßen. Als es aber die Frau Mutter erfahren, hatte sie gewünscht, daß der von Hirschhorn auch, als der letzte seines Stammes und Namens sterben möge, und seine Kinder überlebe, welches denn auch geschehen. Gott hat ihme mit beeden Weibern viel Kinder gezeigt, aber alle vor der Zeit wieder hinweggenommen.

Ein Exempel, daran man sich zu spiegeln, und darff man offt nicht fragen, warumb die Geschlechter ausgehen.

Scripsi den 18. December 1661.

Weipprecht von Gemmingen.

Friedrich von Hirschhorn verheirathete sich zum erstenmahl mit Ursula von Sternenfels, mit welcher er mehrere Kinder erzeugte, die alle frühzeitig verstarben, und nach dem Tode dieser seiner ersten Hausfrau A: 1629 verheirathete er sich mit Agnes Margaretha v. Holmstätt.

Die Kriegs-Ereignisse in der Pfalz nöthigten ihn, seinen Aufenthalt zu Heilbronn zu nehmen, wo sein einziger Sohn Johann Casimir den 3. Aug. 1632 verstarb, dem er den 22. Sept. 1632 nachfolgte. Beide wurden zu Heilbronn

in der Hauptkirche in zinnernen Särgen in einem Grabgewölbe beygesetzt, welches man im J. 1738 öffnete und folgende Inschriften auf den Särgen fand, welche die Deduction der Zwingenberg'schen Erbs-Interessenten ꝛc. des Grafen v. Wieser Beil. Lit. U. angiebt.

Auf dem kleinen Sarge:

Friderici ab Hirschhorn Domini
in Hirschhorn et Zwingenberg;
Agnetis Margarethae ab Helmstatt
Conjugum moestissimorum filius unicus
charissimus Joh. Casimirus natus 11. Septembr.
A: 1631 sequenti anno 1632. d: 3. Aug:
Heilbronnae denatus, hac urna tegitur
exanguis, anima in manu Dei
beata aevo sempiterno perfruente.

Auf dem großen Sarge:

Nobilissimi et vere Germani pectoris
exanime corpus Friderici ab Hirschhorn
Domini in Hirschhorn et Zwingenberg
Electoralis Palatinatus Dapiferi hereditarii
hujus familiae et gentis postremi novissimique
nati anno 1580 Mens: Maj: 25 die, denati
anno 1632 d. 22 Sept: hoc conditorio sompositum continetur, anima beata aevo
sempiterno perfruitur.

Der Zweikampf fiel zu Heidelberg vor, am Hoflager des Kurfürsten Friedrich IV., am 11. Decbr. 1600. Johann von Handschuchsheim starb an den Folgen des Zweikampfes den 31. Decbr. 1600, als der letzte dieses Geschlechtes. Seine Mutter war Ammel Beusserin von und zu Ingelheim.

Nach diesen Notizen bearbeitete Haug seinen „Zweikampfs in Heidelberg." Schuler benutzte eine andere Version, nach

welcher der Streit um Agnes, die Tochter des Kurfürsten entstand, die auch Stollberg zur Grundlage seiner „Romanze“ machte:

„In der Väter Hallen ruhte
Ritter Rudolphs Heldenarm,
Rudolphs, den die Schlacht erfreute,
Rudolphs, welchen Frankreich scheute
Und der Sarazenen Schwarm ꝛc.

Stollberg hat jedoch Namen und Facta mit größter Freiheit behandelt; Albrecht (Handschuchsheim) fällt nämlich; Agnes sieht es, fällt und stirbt ebenfalls; Horst (Hirschhorn) stürzt sich bei diesem Jammer in sein Schwert, und Agnesen's Vater

„Rudolph nahm die kalte Tochter
In den väterlichen Arm,
Hielt sie so zwei lange Tage,
Thränenlos und ohne Klage,
Und verschied im stummen Harm.“

Der Graf und die Königstochter.

O daß ich könnt von Herzen
Singen eine Tageweiß,
Von Lieb' und bittern Schmerzen!
Merkt auf, merkt auf mit Fleiß,
Wie's einer Königstochter ging
Mit einem jungen Grafen!
Nun hört groß Wunderding!

An ihres Vaters Tafel
Saß mancher Ritter werth,
Doch liebte sie den Grafen
Vor Allem, was auf Erd',
Was Gott durch seine Weisheit schuf;
Aus heimlichen, bangen Herzen
Thät sie so manchen Ruf.

„Herr Gott, send' mir das Glücke,
„Daß er mein Herz erkenn'!
„Lös mir auf Band und Stricke
„Der edlen Venusin!"
Und was ihr in dem Herzen lag,
Das lag wohl auch dem Grafen
Im Sinn bei Nacht und Tag.

Keins klagt dem andern offen,
Was ihm am Herzen lag;
Ein jeder thäte hoffen
Einen guten Freudentag,
Der doch zuletzt mit Jammer kam,
Sie schrieben sich Liebesbriefelein,
Ganz frei und ohne Scham.

Darin ſie ſich gemeldet
Von einem Brunnen kalt,
Der lag ſo weit im Felde,
Vor einem grünen Wald,
Wer ehe käm' zu des Brunnens Fluß,
Der ſollte des andern warten;
Alſo war ihr Beſchluß.

Die Jungfrau thät ſich zieren
In einen Mantel weiß,
Ihre Brüſt' thät ſie einſchnüren,
Vermacht mit allem Fleiß.
Auch ſprach die edle Jungfrau ſchon:
„Kein Mann ſoll mir's aufreißen,
Denn eines Grafen Sohn!"

Sie kam wohl zu dem Brunnen,
Sie fand viel Luſt und Freud',
Sie dacht: „ich hab' gewonnen;
„Mein Trauern iſt zerſtreut,
„Aus aller Noth bin ich erlös't,
„O daß ich ſäh' hertreten
„Mein' Hoffnung und mein Troſt!"

Zur Hand lief aus dem Walde,
Eine grimme Löwin her,
Die Jungfrau ſah ſie balde,
Sie lief von dannen fern,
Und kam nicht wieder denſelben Tag;
Ihren Mantel ließ ſie liegen,
Daraus kam Noth und Klag'.

Die Löwin warf ihre Jungen
Wohl auf den Mantel gut,
Der Mantel ward durchdrungen
Von Schweiß und rothem Blut.
Darnach die Löwin wieder ging
Zu Walde mit ihren Jungen,
Da kam der Jüngeling.

Wie er den Mantel gefunden,
Beſprengt mit Blute ſo roth,
Da ſchrie er laut zur Stunden:
„O weh! meine Liebe iſt todt,
„Wie ſie mich nicht gefunden hat,
„Hat ſie ſich ſelbſt getödtet.
O weh, der großen Noth!

„Nun mag es Gott erbarmen!“
Thät' er ſo manchen Ruf.
„O weh, o weh mir Armen
„Seither, daß Gott mich ſchuf!“
Sein Schwert, das zog er aus der Scheid'.
„Nun kömmts mit mir zu Ende,
Heilig Dreifaltigkeit!

„Wie haſt du meiner vergeſſen,
„Wo iſt das edle Weib?
„Sie haben die Thiere gefreſſen,
„So gilt's auch meinem Leib!
„Sie iſt durch mich geſtorben, hie
„Will ich ihren Leib bezahlen.“
Er fiel auf beide Kniee.

„Gott ſegne dich, Mond und Sonne,
„Desgleichen Laub und Gras!
„Gott geſegne dich, Freud' und Wonne,
„Und was der Himmel beſchloß!“
Sein Schwert, das ſtach er durch ſein Herz.
„Es ſoll kein Frauenbilde
„Durch mich mehr leiden Schmerz.“

Die Sonne ſank zum Abend,
Die Jungfrau wieder kam
Wohl zu dem Brunnen gelaufen,
Ein tödtlich Herz vernahm,
So bitterliche Klage fürwahr;
Sie rang ihre ſchneeweiße Hände,
Rauft aus ihr gelbes Haar.

Die Jungfrau thät ſich neigen
Wohl auf den Grafen ſchön:
„Gott geſegne dich, Erb' und Eigen
„Und dich königlich Kron!
„Desgleichen Feuer, Waſſer, Luft und Erd!"
Indem thät ſie aufſpringen,
Und zog aus ihm ſein Schwert.

„Haſt du durch mich aufgeben
„Land, Leute, Ehr' und Gut,
„Verloren hie dein Leben,
„Vergoſſen auch dein Blut,
„Weil du gemeint, ich ſey ermordt,
„So will ich bei dir bleiben
„Ewiglich hier und dort."

Das Schwert, das thät sie stechen
Durch ihr betrübtes Herz.
Gott wollt' nicht an ihr rächen
Den Tod mit ew'gem Schmerz!
Denn es wahrlich am Tage liegt,
Die Lieb' überwindet alle Dinge
In dieser betrübten Zeit [1]).

[1]) Der Stoff zu dieser schönen und rührenden Erzählung soll sich in einer geschriebenen Chronik erhalten haben, die sich früher in Heilbronn befand. Der Siebenröhr-Brunnen in Heilbronn scheint schon lange ein gefeyter und geweihter Brunnen für die nahen und fernen Umwohner gewesen zu seyn. Münsterus läßt dort sogar den Siegfried erschlagen werden, und glaubt: Heilbrunnen habe ursprünglich Heldbrunnen geheißen. (Siehe die Note zu „Siegfried's Tod.") Die hier mitgetheilte Sage von dem Grafen und der Königstochter hat viel Aehnlichkeit mit der alten Fabel von Pyramus und Thisbe, was mehre Schriftsteller verleitet hat, sie für eine Nachahmung derselben zu erklären. Wir wollen aber diese schöne Sage der Stadt Heilbronn nicht streitig machen, denn daß ihre Töchter der Aufopferung fähig sind, wissen wir aus der Geschichte der Kätchen von Heilbronn.

Kätchen von Heilbronn.

Frisch Liedlein.

Ein Ritter vor der Schmiede hielt
Zu Heilbronn in der Stadt:
„He Schmied! he Schmied! flink meinen Schild,
Mein Rößlein beschlag,
Mach blank den Speer
Und meine Wehr,
Daß ich mag fürder traben.

Der Ritter in die Stub' eintrat,
Nicht saß er lang allein;
Des Schmied's schön Töchterlein sich naht
Sie brachte kühlen Wein —
Was wirst Du roth,
Was wirst Du bleich,
Was wirst Du Ros' und Lilien gleich?

Das Mägdlein krank zusammenbrach,
Der Wein er floß zur Erden,
Dem Ritter sie zu Füßen lag,
Als wolle schier sie sterben.
Zu Roß stieg er
Das Herz gar schwer,
Wußt' nicht, wie ihm geschehen.

Das Mägdlein an der Zinnen ſtand,
Hub kläglich an zu weinen:
„Gedenk an mich Du edler Knab,
„Laß mich nicht lang alleine,
„Kehr wieder bald
„Dein lieb Geſtalt
„Löſ't mich aus ſchweren Träumen!"

Der Ritter über die Brücke ritt,
Sein Rößlein warf er umme:
„Ich denke Dein, Schmiedstöchterlein,
„Ich darf nicht wiederkommen,"
Viel Scherz, viel Schmerz
Brach ihr das Herz —
Sie ſtürzte von der Zinnen*).

*) „Das angebliche Haus des Kätchens von Heilbronn, unweit des im halbdoriſchen Styl gebauten Schlachthauſes, bewohnt jetzt noch ein Schmied von eben ſo viel Geſchicklichkeit als Humor, der ſchon ſeiner kräftigen Geſtalt nach, aus jener guten Zeit übrig geblieben ſeyn muß." (Kaufmann die Neckarfahrt S. 4.). Uebrigens kam Kätchen nicht ſo tragiſch um's Leben, wie es nach dem vorſtehenden Liede ſcheint, durch den Sturz hatte ſie nur die Lenden gebrochen. Doch hören wir die ganze Geſchichte, wie ſie Börne in ſeinen dramaturgiſchen Blättern S. 124 ffg. nach dem Schauſpiele „das Kätchen von Heilbronn" von Heinrich v. Kleiſt erzählt:

Graf Wetter von Strahl, reich, im Lande angeſehen, edelſtolz, voll des Muthes und der Kraft ſeines jugendlichen

Alters und jener alten Zeit, ein an Seele wie an Leib geharnischter Ritter — und Kätchen, Tochter eines Bürgers von Heilbronn, ein süßes, wunderschönes Mädchen, werden sie, die sich nie gesehen, von einer geheimnißvollen Macht einander im Traume angetraut. Dem todtkrank darniederliegenden Grafen erscheint im Wahnsinne des Fiebers ein glänzender Cherub, führt ihn weit weg in die Kammer eines schönen Kindes, und zeigt es ihm als die für ihn bestimmte Braut, sagend, es sey die Tochter des Kaisers. Dieselbe Nacht sieht Kätchen im gesunden Traume (das gesunde Weib erhebt sich zum kranken Manne, wie das wache zum schlafenden) einen schimmernden Ritter eintreten, der sie als seine Braut begrüßt. So sich angelobt, bringt später ein Zufall den Grafen in Kätchens Vaterhaus. Diese, ihn erblickend, erkennt alsogleich die Traumgestalt. Da stürzt plötzlich ihres Körpers und ihrer Seele Bau und eigene Haltung zusammen, sie fliegt ihrem Pole zu und bleibt ohne Willen und Bewegung an ihm hangen. (Als nun der Ritter fortreitet, stürzt sie sich dreißig Fuß hoch auf das Pflaster der Straße nieder. Kaum hat sie sich von dem schweren Falle erholt, so schnürt sie ihr Bündel und folgt dem Grafen von Strahl). Vergebens wird sie vom Ritter weggerissen, von diesem selbst mit Füßen zurückgestoßen, wie ein Thier, wie eine Sache behandelt, sie ist immer wieder da, und folget ihm auf allen seinen Zügen. Wohl lernt er das Bürgermädchen lieben, aber werther bleibt ihm sein Ritteradel. Endlich bis in den Grund des Herzens gerührt, forscht er Kätchens Inneres aus, da sie einst im magnetischen Schlummer sich befand, wo die Seele, zwischen der Nacht der Erde und dem Tage des Himmels in der dämmernden Mitte schwebend, mit einem Blicke beide umfaßt, und da ward ihm kund, was er im Geräusche eines thatenvollen Lebens nicht früher erhorchen konnte, daß sie die Verheißene sey, die ihm im Traume gezeigt worden. Später tritt

auch der Kaiſer auf, gibt ſich als Kätchens natürlichen Vater zu erkennen und dieſe, nachdem er ſie zur Fürſtin erhoben, dem Grafen zum Weibe.

Kloſter Maulbronn,

von

Magenau.

Sieh, Wandrer! hier am Thurm in Stein
Abkonterfeit ein Eſelein,
Es ſoll die Nachwelt noch belehren,
Was hier geſchah zu Gottes Ehren.

Der Väter Andacht hat vertraut
Dem frommen Thier und hier erbaut
Ein Kloſter und aus treuen Händen
Es wohlbegabt mit reichen Spenden.

Zwar ſeiner Zierde längſt beraubt,
Ragt doch noch ſtolz ſein graues Haupt
Aus tiefem Grund mit ſeinen Thürmen
Und ſeiner Mauern feſten Schirmen.

Zum frommen Biſchof Günther trat
Der Mönche Botſchaft einſt und bat,
Der hartbedrängten Zeiten wegen,
Um ſeinen Schutz und ſeinen Segen.

Herr! ſprachen ſie, der edle Greis
Von Lomersheim hat Gott zum Preis
Ein Haus, zum Heil auch frommer Seelen,
Uns zwar erbaut in ſeinen Pfählen;

Doch ach! auf eitel Sumpf erbaut,
Iſt es von Wäldern rings umgraut,
In welchen ſchlimme Vögel niſten,
Die nur auf Mord und Raub ſich rüſten.

Frei brechen ſie mit kühnem Muth
In's Klöſterlein; das heil'ge Gut
Iſt ſelber in des Tempels Hallen
Geſichert kaum vor ihren Krallen.

Sie ſchirmt des Dickichts düſtre Nacht,
Und ſchwach, o Herr! iſt unſre Macht,
Drum flehen wir: Verleiht uns Armen
Ein mild'res Plätzlein aus Erbarmen!

Und tief gerührt von ihrer Noth
Thät Günther, was ſein Herz gebot,
Er ſprach: Von meinen Gütern allen
Wählt Euch ein Plätzlein nach Gefallen!

Erfreut verließ der Mönche Chor
Den Biſchof; — nun, ſprach der Prior,
Soll uns der Himmel ſelbſt verkünden,
Wo wir das Kloſter mögen gründen.

Oft wird durch ſchlechter Thiere Mund
Den Menſchen Gottes Wille kund,
Wie ſchon vor vielen hundert Jahren
Dort der Prophet an ſich erfahren.

Und drum, ihr Brüder! wählen wir
Zum Führer ein prophet'ſches Thier,
Den Eſel, uns, den grauen Rücken
Soll ihm der heil'ge Chryſam ſchmücken!

Nach dieſer heil'gen Weih' Empfang
Zieh er hinaus, wohin der Drang
Des innern Lichtes ihn wird mahnen,
Wir folgen ihm mit Kreuz und Fahnen.

Und wo er nach des Weges Laſt
Sich niederlegt zu ſüßer Raſt,
Da will der Herr durch ihn verkünden,
Daß wir das neue Kloſter gründen.

Und freudig trat die Kleriſei
Des Priors weiſem Ausſpruch bei,
Bald ſah man aus den vor'gen Hallen
Die Eſels-Ambaſſade wallen.

Doch langſam ſchritt nach freier Wahl
Das träge Thier durch Wald und Thal,
Und ſchlecht bekam den Herrn das Faſten,
Der Führer wollte nirgends raſten.

Ach! ſeufzten ſie: Wie freundlich blickt
Die Rebenflur, ſo reich geſchmückt
Mit gold'ner Frucht, zu uns von drüben!
Möcht' es dem Eſel dort belieben!

Und kaum, daß ſie die Götterkoſt
Geſchmeckt, der Trauben ſüßen Moſt,
Werth, mit Elfingerwein ihn zu lecken
Begann der Eſel ſich zu ſtrecken.

Ein lärmend gratias erſcholl!
An einem Born, der kühlend quoll,
Warf er, die Glieder zu erquicken,
In's Grüne ſich von freien Stücken.

Und plötzlich neigt ein jedes Knie
Sich um ihn her voll Sympathie;
Es ward von den entzückten Zungen
Sein Lob geſtammelt und geſungen.

Und hier, wo er Sieſte hielt,
Und ſich am Brunnen hat gekühlt,
Im ſtillen Thal voll gold'ner Reben,
Sah man das Kloſter ſich erheben.

Und zu des Eſels ew'gem Ruhm
Ward drauf das neue Heiligthum
Maulbronn genannt; das Bild des Grauen
Iſt, wie gemeldt, am Thurm zu ſchauen.

Wie baß im neuen Canaan
Die frommen Väter ſich gethan,
Bis Herzog Ulrich ſie vertrieben,
Steht in der Chronika geſchrieben.

Maulbronn ein berühmtes Cistercienser Kloster, welches Walther von Lammersheim und Günther, Bischof zu Speier und Graf zu Leiningen, 1148 gestiftet. Es blieb dasselbe so lange bei der Pfalz, bis 1404 Herzog Ulrich von Würtemberg dem Churfürsten der Pfalz auf Befehl Maximilian's I. mit 21,000 Mann ins Land fiel, und dieses Kloster nebst andern Plätzen wegnahm. Hans Glaser von Auern hat uns in einem alten Gedicht von diesem Mord-, Brand- und Raubzug: „Ain hübscher Spruch vonn dem württembergischen Krieg. Wie Herczog Ulrich von wirttenberg mit seinem hör bekriegt hat Herzog philippen pfallzgrafen bei Rein, vnd ihm abgewunnen stett, schlösser vnd dörffer, nämlich hienach volgendt: Maulbrunnen, Knittlingen, Bretthaym, Bäsiskam, Löwenstein, Neverstett, Weinsperg, Widern, Mekmülen, Ingerßen, Großgart vnd vil dörffer vnd das gantz kröchgew (Kraichgau) ꝛc." folgende Reime über die Einnahme von Maulbronn hinterlassen:

„ . . . . . .
Da gesahe man nye hübscheres hör
geriſt mit harnasch vnd mit wör.
Dreyssig tausent meld ich fürwar.
in diesem obgemelten jar
Nun merckend das ich nit leug
auch hat er ein grossen raisigen zeug
Das darff ich für ein wahrheit sagen.
Die erst wagenpurg ward geschlagen
Vor Fayhingen hoch auff einem rain
da nam man das erst lezen ein
Ist manchem mann wol bekannt.
vil dörffer hat man da verprannt.
Darnach wolt man thun ain sturm
Man ruckt für ainen vesten thurm
Acht ich auff dreytausent man.

mit geſchütz want man den thurn an
Die wagenpurg that man rucken für
dem abbt von maulprunn für die thür
Bald ſchoß man ab die erſten gewör.
dö ruckt man fürbas mit dem hör
Mit den büchſen hinder die mauren.
da was man ſchieſſen on alles trauren
Schlangen Carthonen richt man an
an die obern wör ließ man ſy gan.
Auß dem bolwerck ſchoß man mit mut
der pfallʒgraf hat verpawen groß gut
Vnd maint er wölt ſein wol genieſſen
ain fürſt müſt ſich arm dran ſchieſſen
Ee er zu dem bolwerck käm
ich wil gſchwaigen, das er das Kloſter gewän
Sie ſchuſſen heraus mit abenteur
auß dem bolwerck mit prinnendem Feuer
Ain hauptſtuck ließ man zu in gan
da mochten ſy kein ru nit han
Das hat got der herr erkennt,
das daz bolwerck ward verprennt
Daraus theten ſy nit mehr ſchaden.
die Haubtſtuck that man alle laden
Vnd ließ ſy wider die mauren gan.
ſy klopfften gar vntugentlich an
Maurfell*) hat den erſten gethan
hinnach ließ man die Roſen**) gan.
Das Kloſter was ſo wohl gebawen,
das einem noch darob möcht grawen,
Wenn er ain ſturm da ſölt than.

*) Name der Kanonen.
**) Name der Kanonen.

herczog Vlrich ſach das an
Kainen koſten wolt er da ſparren.
mit den ſtucken theten ſy faren.
Die vlmerin*) was jm land ain gaſt
durch die mauren trang ſie vaſt
Nürnbergerin**) war die vierdt,
ſy hand mit dem abbt disputirt
Daß er ſelber hat verſchworn
das er das Kloſter hat verlorn
Ich will es für ain wahrheyt ſagen.
es ward gewunnen in ſyben tagen,
Da ließ man ſich kein koſten taurn.
man wolt ſie muſtern die kölblins pauren
Das ſy im Kloſter nit hetten gemach.
man zerſchoß baſtey vnd alle tach
Vnd thet ſy von den weren treiben.
das jr keiner mocht ſicher bleiben
Er wär wagner oder ſchmid
die münich hetten ſelbs kein frid
Die büchſſen wurden hart geladen.
das pracht den thürn vnd mauren ſchaden.
Das ſy vielen oben ein
jr keiner trauwet ſicher ſeyn.
Ain büchs die hat ein ſchuß gethan
das ſol man für ein wunder han.
Hinter dem fron altar das iſt war
ain Pfoſten traff ſy gantz vnd gar
Das das Glas alles zerprach
Vnd dem altar kain laid beſchach
Noch ließ man aine nach jr gan,
ſy haben baid kain ſchaden than."

*) Name der Kanonen.
**) Name der Kanonen.

Als sich später der Kaiser mit dem Pfalzgrafen verglich, behielt der Herzog Ulrich das Kloster Maulbronnen; seit der Zeit ist es beständig bei Würtemberg verblieben.

Auf den um das Kloster gelegenen Bergen wächst der sogenannte Elf-Finger-Wein, welcher so gut schmecken soll, daß man nicht nur alle zehn, sondern gar elf Finger darnach lecken möchte.

Die Weiber von Weinsberg,

von

G. Bürger.

Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?
Soll seyn ein wackres Städtchen,
Soll haben, fromm und klug gewiegt,
Viel Weiberchen und Mädchen.
Kommt mir einmal das Freien ein,
So werd' ich eins aus Weinsberg freyn.

Einsmals der Kaiser Konrad war
Dem guten Städtlein böse
Und rückt' heran mit Kriegesschaar
Und Reisigengetöse,
Umlagert es, mit Roß und Mann,
Und schoß und rannte drauf und dran.

Und als das Städtlein widerſtand,
Trotz allen ſeinen Nöthen,
Da ließ er hoch von Grimm entbrannt,
Den Herold 'nein trompeten:
Ihr Schurken, komm' ich 'nein, ſo, wißt,
Soll hängen, was die Wand bepißt.

Drob, als er den Avis alſo
Hinein trompeten laſſen,
Gab's lautes Zetermordio
Zu Haus und auf den Gaſſen.
Das Brod war theuer in der Stadt;
Doch theurer noch war guter Rath.

„O weh, mir armen Korydon!
O weh mir!" Die Paſtores
Schrien: „Kyrie Eleyſon!
Wir gehn, wir gehn kapores!
O weh, mir armen Korydon!
Es juckt mir an der Kehle ſchon."

Doch wann's Mathä am letzten iſt,
Trotz Rathen, Thun und Beten,
So rettet oft noch Weiberliſt
Aus Aengſten und aus Nöthen.
Denn Pfaffentrug und Weiberliſt
Geht über Alles, wie ihr wißt.

Ein junges Weibchen Lobeſan,
Seit geſtern erſt getrauet,
Gibt einen klugen Einfall an,
Der alles Volk erbauet;
Den ihr, ſofern ihr anders wollt,
Belachen und beklatſchen ſollt.

Zur Zeit der ſtillen Mitternacht,
Die ſchönſte Ambaſſade
Von Weibern ſich in's Lager macht,
Und bettelt dort um Gnade.
Sie bettelt ſanft, ſie bettelt ſüß,
Erhält doch aber nichts, als dieß:

„Die Weiber ſollen Abzug han,
Mit ihren beſten Schätzen,
Was übrig bliebe, wollte man
Zerhauen und zerfetzen.“
Mit der Capitulation
Schleicht die Geſandtſchaft trüb' davon.

Drauf, als der Morgen bricht hervor,
Gebt Achtung! was geſchiehet?
Es öffnet ſich das nächſte Thor,
Und jedes Weibchen ziehet,
Mit ihrem Männchen ſchwer im Sack,
So wahr ich lebe! Huckepack. —

Manch Hofschranz suchte zwar sofort
Das Kniffchen zu vereiteln;
Doch Konrad sprach: „Ein Kaiserwort
Soll man nicht drehn noch deuteln.
Ha bravo!“ rief er, „bravo so!
Meynt unsre Frau es auch nur so!“

Er gab Pardon und ein Bankett,
Den Schönen zu Gefallen.
Da ward gegeigt, da ward trompet't
Und durchgetanzt mit Allen,
Wie mit der Bürgermeisterin,
So mit der Besenbinderin.

Ey! sagt mir doch, wo Weinsberg liegt?
Ist gar ein wackres Städtchen.
Hat, treu und fromm und klug gewiegt,
Viel Weiberchen und Mädchen.
Ich muß, kommt mir das Freien ein,
Fürwahr! muß eins aus Weinsberg frey'n [1]).

[1]) Das Geschichtliche dieses etwas zu stark in's niedrig-komische gezogenen Gedichtes findet sich in der Chronik des heil. Pantaleon zu Cöln, welcher zur Zeit dieser Begebenheit lebte. Es heißt darin, daß der Hohenstaufe Konrad III. im Spätjahre 1140 vor Weinsberg der Burg des Herzog Welf zog und sie belagerte. Nachdem die Belagerung schon an die fünf Wochen gedauert hatte, griff Welf den König an, um

die Burg zu entsetzen; Welf wurde aber völlig geschlagen und die Meisten aus seinem Heere wurden getödtet, gefangen oder ertranken im Neckar. Da nun für die Belagerten alle Hoffnung auf Entsatz verschwunden war, so kapitulirten sie unmittelbar darauf, „unde do de stat gewunnen was, do gaf de Kuninch orloyf al den jungfrowen unde den vrowen, de dar waren, dat sy mughten myth yn nemen, wat sy utz der stadt gedragen kunden, unde do worden de Vrowen des zo rade, das sy alle ander dynch bewenden lysen, nam eren Mann oph synen rughe unde, de geyn man ne hatten, de namen ere vrynt unde droghen sy den bergh neder, unde do dat sach Hertzoghe Frederich, her wolde das keren, nur der Kuninch sprach: alleyne yn de Wyf betroghen hetten, vth en wer nyth reden, noch erlichen, dat ein Kuninch synen wort nyth stete yn hilte. Unde aldus behilden de wyf alle de manne von der stat." (Vergl. Leonhards Fremdenbuch ꝛc.) Ein Bild, welches diese Begebenheit darstellt, befindet sich in der Kirche zu Weinsberg.

Die Sage von der Männertreu.

Volkslied.

Ein munt'rer Ritter ging einmal
An seines Liebchens Hand
Durch Weinsberg's schönes Wiesenthal,
Im Lenzmond über Land.
Dem Ritter war dabei so süß,
Als wandelt' er im Paradies.

Auf einmal blieb er ſtill im Lauf
Mit ſeinem Liebchen ſtehn:
Schau', Liebchen, ſchau' den Berg hinauf
Eh' wir von dannen geh'n;
Sieh oben in der Wüſtenei
Das Denkmal von der Weibertreu.

Bei dieſen Trümmern ſchwöre mir,
Bei dieſem heil'gen Stein,
Mir einſt, wie dieſe Weiber hier,
Getreu und hold zu ſeyn;
Bei dieſen Trümmern der — verzeih' —
Faſt ganz verfallnen Weibertreu.

Ich ſchwöre, traun! ich ſchwöre dir —
Fiel ihm ſein Liebchen ein —
Wenn du von Männertreue mir,
Nur zeigeſt einen Stein;
Nur einen Stein der, o verzeih',
Noch nie beſtandnen Männertreu.

Der muntre Ritter ſprach kein Wort
Von Schwur zum Liebchen mehr;
Er ging und ſuchte fort und fort
Die Kreuz und in die Quer,
Und ſoll bis heut' mit dieſem Stein
Noch nicht zurück gekommen ſeyn.

Der luftige Geiger.

Von

Juſtinus Kerner.

Es war ein Spielmann zu Weinsberg,
Der luftige Peter genannt,
Er ſpielte die Geige, das Hackbrett,
Und hinkte benebelt durch's Land.

Es war in der Faſtnacht zu Weinsberg,
Da trank er das Haupt ſich gar roth,
Da fand man wohl neben der Geige
Den luftigen Geiger todt.

Laßt ehrlich den Luft'gen begraben!
Sing' hell ihm, du Schülerchor!
Tönt laut ihm, ihr Glocken! Die Bahre
Laßt tragen ſechs Männer in Flor!

Dumpf rufen die Glocken, zum Kirchhof
Mit traurigem Sange man zieht,
Doch hinter dem Sarge geigt's immer,
Man ſieht nichts, ein luſtiges Lied.

Das geiget der luftige Spielmann,
Nun gänzlich ein Luftgebild,
Hell geigend folgt er der Bahre,
Bis daß die Erd' sie verhüllt.

Die heilige Regiswind von Laufen.

Von

Justinus Kerner.

Herr Ritter Ernst, der war ergrimmt zu einer bösen Stund',
Er schlug die falsche Dienerin mit seinen Fäusten wund;
Er schlug die falsche Dienerin, er stieß sie mit dem Fuß:
„Herr Ritter Ernst! o wißt fürwahr, daß euch dies reuen muß!"

Es war die falsche Dienerin, die eilte durch den Saal,
Sie eilte durch den weiten Hof, hinab in's grüne Thal.
Da saß Herrn Ernst's sein Töchterlein, ein Fräulein fromm und zart,
Es spielt mit bunten Blümelein nach andrer Kinder Art.

Da pflückt die falſche Dienerin drei Röslein auf dem Plan,
Zu locken dieſes ſtille Kind zum wilden Strom hinan:
„Komm, liebes Kind! komm, ſüßes Kind! da blühen Röslein rund!“
Sie faßt es an dem goldnen Haar, ſie ſchleudert's in den Grund.

Eine Weil' das Kind die Tiefe barg, eine Weil' es oben ſchwamm,
Auflacht die falſche Dienerin, doch bald ihr' Reue kam.
Sie flieht von dem unſel'gen Strom, flieht über Berg und Thal,
Sie irrt ſo viele hundert Jahr, kann ruh'n kein einzigmal.

Es ſah Herr Ernſt von hoher Burg, ſah in den grünen Grund!
Sie brachten todt ſein ſüßes Kind, auf Roſen man es fund.
Es blüht wie eine Roſe roth, wie eine Lilie weiß;
Er legt's in einen goldnen Sarg, beſtattet es mit Fleiß.

Manch' Mutter kniet' mit ihrem Kind auf Regiswindens Gruft,
Doch wenn Herr Ernſt, der Vater, kam, entſtieg ihr Roſenduft.

Seitdem erſcheint zur Todesnacht gar manchem frommen Kind,
Bekränzt mit duft'gen Röslein roth, die heil'ge Regiswind.
Auch liegt ſeitdem manch' frommes Kind, das Nachts erlitt den Tod,
Am Morgen in der Wieg' umkränzt mit jungen Röslein roth [1]).

[1]) Die Ermordung der kleinen Regiswindis geſchah unter Kaiſer Ludwig dem Frommen, der den Hof in Lauffen dem Ritter Ernſt zu Lehen gegeben hatte. In der Kirche zu Lauffen befinden ſich noch Gemälde, welche ſich auf die Geſchichte der Heiligen beziehen und an dem Altar iſt folgende Inſchrift zu leſen:

En cubat insigni celebris Virguncula tumba
Regiswindis in hac Martyr et eximia,
Quam fera primaevo nutrix in flore juventae
Insortem oppressit, acta furore gravi.
Urna per aeternum summo dilecta tonanti
Ossa verenda tenet, spiritus astra colit.

Der Riese von Marbach.

Von

Gustav Schwab.

Seht ihr, wie freundlich sich die Stadt
Im Neckarfluß beschauet?
Wie sie sich ihre Berge hat
Mit Reben wohl bebauet?
Dort, wie die alte Chronik spricht,
Hat vor viel Jahren dumpf und dicht
Ein Tannenwald gegrauet.

Gelegen hat ein Riese drin,
Ein furchtbar alter Heide,
Er bracht' in seinem wilden Sinn
Das Schwert nicht in die Scheide,
Er zog auf Mord und Raub hinaus,
Und baute hier sein finstres Haus
Dem ganzen Gau zu Leide.

Die Steine zu dem Rieſenhaus,
Ganz ſchwarz und unbehauen,
Grub er ſich mit den Händen aus,
Fing eilig an zu bauen;
Er warf ſie auf die Erde nur,
Daß einer auf den andern fuhr,
Bis fertig war das Grauen.

Es ſey der Rieſe, ſagt das Buch,
Aus Aſia gekommen,
Ein Heidengötz', ein alter Fluch,
Zum Schrecken aller Frommen:
Mars oder Bachus ſey das Wort,
Davon Marbach, der Schreckensort,
Den Namen angenommen.

Die Steine längſt verſchwunden ſind,
Der Wald iſt ausgereutet,
Ein Mährchen ward's für Kindeskind,
Das wenig mehr bedeutet;
Doch horchet wohl auf meinen Sang,
Der nicht umſonſt mit ſeinem Klang
Es jetzt zurück euch läutet.

Denn ob des Schloſſes Felſengrund
Verſunken iſt in Schweigen,
Wird man doch d'rauf zu dieſer Stund'
Euch noch ein Hüttlein zeigen,
Und keine ſechzig Jahr' es ſind,
Daß drin geboren ward ein Kind,
Dem Wundergaben eigen.

Von gutem Vater war's ein Kind,
Von einem frommen Weibe;
Auf wuchs es und gedieh geſchwind,
Kein Rieſe zwar von Leibe:
Von Geiſt ein Rieſe wunderſam,
Als ob der alte Heidenſtamm
Ein junges Reiß noch treibe.

Und als er groß gewachſen war,
Da ſang er wilden Muthes
Von Räubern und von Mohren gar
Viel Args und wenig Gutes;
Von Trug und Mord und Lügenſpiel
Und von den Griechengöttern viel,
Als wär' er ihres Blutes.

Auf einmal ward er ſtiller jetzt,
Begann ſein ernſtes Dichten,
Er las, in fremdes Land verſetzt,
Tiefſinnige Geſchichten,
Doch ward in des Gedankens Schooß
Er noch des Heidenthums nicht los,
Laut pries er's in Gedichten.

Im Geiſte d'rauf in's ſpanſche Land
Hat er den Weg gefunden,
Davon geſungen allerhand
In gar großmächt'gen Kunden;
Nur den geweihten Glaubensmuth,
Des heißen Landes fromme Gluth
Hätt' er noch nicht empfunden.

Da jauchzt' ihm wohl die Menge zu
Auf ſeinen irren Zügen,
Er aber hatte keine Ruh',
Es mocht ihm nicht genügen,
Es ſaß der edle Rieſengeiſt,
In ſich gekehret als verwaiſ't,
Und ſeine Lieder ſchwiegen.

Da plötzlich ſieh! erhebt er ſich
Verklärt ganz und erneuet,
Der alte ſtolze Wahn entwich,
Vom jungen Licht zerſtreuet.
Es zieht vor uns ſein Wallenſtein
In's Leben, in den Tod hinein,
Daß es das Herz erfreuet.

Es feiert die Friedländerin
Ein göttlich Liebesſterben,
Maria wirft ſich büßend hin,
Den Himmel zu erwerben,
Und hoch im ew'gen Glanze ſteht,
Die Frankenjungfrau fromm erhöht
Bei allen Himmelserben.

Und ach, da kommt der freie Tell
Mit ſeinen Eidgenoſſen:
Ihm folgt der gute Sänger ſchnell,
Er hat den Zug beſchloſſen,
Er ſingt im Himmel fort und fort,
Er denkt an dich, du Heimathsort,
Aus dem die Rieſen ſproſſen [1]).

[1]) Der Ursprung Marbach's fällt in die Römerzeit. Im sechszehnten Jahrhundert und später entdeckte man in der Umgegend der Stadt Mauern, Wasserleitungen, Cisternen, Altäre, Inschriften und andere Denkmale, deren römischer Ursprung nicht zu verkennen, und eine bedeutende Niederlassung dieses Volkes an diesem Orte anzeigen. Nach einem aufgefundenen Grenzsteine der Quiriten lag hier die XXIV. Cohorte, und aus einer andern Inschrift war zu erkennen, daß die Bewohner von Marbach dem Vulkan opferten. Schwab hat die Sage von dem alten grimmen Riesen sehr sinnig an Schiller, der, „kein Riese zwar von Leibe," doch „von Geist ein Riese wundersam, als ob der alte Heidenstamm ein junges Reis noch treibe," angeknüpft. Die Anspielungen auf Schillers verschiedene Productionen brauche ich wohl nicht einzeln zu erklären, jeder wird sie sich selbst deuten können. Das kleine, unansehnliche Häuschen, worin Schiller geboren wurde, liegt nahe an dem unteren Thore, welches nach Bottwar führt. Eine vom Besitzer daran ausgehängte Tafel besagt dem Vorübergehenden, daß hier Friedrich Schiller das Lebenslicht erblickte. Marbach ist auch der Geburtsort des berühmten Astronomen Tobias Mayer.

Der Klopferle zu Sachsenheim.

Zu Sachsenheim im alten Schlosse
Wohnt' einst ein Geist vor alter Zeit,
Bekannt durch manche lust'ge Posse
Im Schwabenlande weit und breit.

Weil er des Nachts mit derbem Schlage
An Fäſſern pochte, ward der Fant
Vom Volk gewöhnlich, laut der Sage,
Der Meiſter Klopferle genannt.

Doch war er nicht nach Geiſterſitte
Ein Murrkopf, diente jedem gern,
Ja es bedurft' oft keiner Bitte,
Vernahm er nur den Wunſch von fern.

Wie wohl ihn nie ein Aug' erſchaute,
So zeigte ſich's doch ſonnenklar,
Daß Köchin Suſe die Vertraute
Des unſichtbaren Fremdlings war.

Denn wenn er in des Kellers Zwinger
Manchmal zu ungeſtüm verfuhr,
Bedurft' von ihrem Zeigefinger
Es eines ernſten Winkes nur.

Und wie ein Lämmchen kroch der Scheue
Zum Kreuz, ſo wild er auch begann,
Und blies, zum Zeichen ſeiner Reue,
Mit mildem Zephyrs-Hauch ſie an.

Er war bereit zu ihrem Dienſte;
Fehlt' es an Holz im Küchenſchrein,
So ſchob von ſelbſt durch ſeine Künſte,
Ein Bündel ſchwebend ſich herein.

Des Morgens früh, wenn ſie erwachte,
War längſt für ſie des Dienſtes Frohn
Von ihm erfüllt, hochlodernd krachte
Das Feu'r in allen Oefen ſchon.

Gebrach es ihr zu einem Feſte
An Wein, an Wildprett — ohne Geld
Ward ſtracks der Küchenſchrank auf's Beſte
Mit Spenden aller Art beſtellt.

Die alte Herrſchaft ſelbſt erkannte
Des dienſtluſtigen Geiſtes Müh',
Und der Verdienſte Werth, und ſandte
Ihm manchen gnäd'gen Gruß durch ſie.

Oft kam ein Haufen luſt'ger Gäſte,
Und oft ein unwillkomm'ner Brief,
Der Herrn und Frau zum Hochzeitfeſte
Aufs Schloß des fernen Freundes rief.

Bald ſollt' der Herr mit ſeinen Knappen
Auf ein Turnier von hinnen zieh'n,
Des tapfern Sachſenheimer's Wappen
Mußt' friſcher Lorbeer ſtets umblüh'n.

Da pflegt' es denn um ſeine Kaſſe
Gar oft bedenklich auszuſeh'n,
Frau Suſe mußte vor dem Faſſe
Sodann den Geiſt um Hülfe fleh'n.

In ſolchem Fall thät er das Beſte,
Er lieferte, nicht ungalant,
Der gnäd'gen Frau zum nahen Feſte
Die feinſten Spitzen aus Brabant.

Sie fand ſie morgens in dem Schranke;
Den gnäd'gen Herrn begrüßt im Stall
Mit Zaum und Sattel an der Planke
Ein Hengſt, ſtolz, wie der Bucephal.

Und nebenher fand er im Schreine
Ein Röllchen von Dukaten ſchwer
Und Flaſchen vom Extract der Weine —
Wo lebte je ein Geiſt, wie der!

Dafür war er denn auch im Hauſe,
— Und ſolcher Achtung war er werth, —
Von Herrn und Frau bei jedem Schmauſe
Mit Leckerbiſſen reich beehrt.

Frau Suſe ſtellte ſie im Keller
Ihm am gewohnten Plätzchen auf,
Geleert fand Abends ſie den Teller,
Zum Lohn ein gold'nes Füchschen drauf.

So freundlich war es manches Jährchen
Im Sachſenheimer Schloß beſtellt;
Doch endlich ſchied das alte Pärchen
Von Herrſchaft ſelig aus der Welt.

Der junge Herr, ein luſt'ger Praſſer,
War nicht des alten Geiſtes Freund,
Und lang zu bitten, war, den Spaſſer,
Als Herr vom Schloß er nicht gemeint.

In fröhlicher Geſellen Mitte
Saß er einſt bei der Flaſche Wein,
Man ſcherzt' und ſoff nach Ritter-Sitte
Bis in die ſpäte Nacht hinein.

Bald gab beim Glas ein Wort das andre:
„Zeigt mir der Gnome nicht den Ort,
Wo er den Schatz verwahrt, ſo wandre
Er ſtracks aus meinen Mauern fort!“

So ſprach der Herr; und mit dem Gruße
Stieg in des Kellers dunkles Grab
Laut weinend drauf die alte Suſe
Auf des Gebieters Wort hinab.

„Weh ihm!!! verſetzt im tiefſten Baſſe,
Empor geſtört aus ſeiner Ruh,
Der Klopfer hinter einem Faſſe, —
„Ach, treue Suſe! warn' ihn Du!

„Wenn ich, „weh ihm!“ zum drittenmale
Ausſprechen muß, macht er mich toll,
So iſt für ihn und euch die Schaale
Des jammervollſten Unglücks voll!“

Vergebens bat die fromme Suſe
Den Ritter und den Kreis um ihn,
Man zwang ſie, mit dem alten Gruße
Zum zweitenmal hinabzuzieh'n.

„Weh ihm!“ begann mit banger Stimme
Der Geist, „zerstört er meine Ruh,
Erwacht in nie erhörtem Grimme
Die Rache, geh' und warn' ihn Du!!!

Zum drittenmal stieg drauf ein Pfaffe
Auf des ergrimmten Herrn Befehl
Hinab, bewehrt mit heil'ger Waffe,
Mit Weihrauch, Crucifix und Oel.

Die Ritter harrten in dem Saale
Indeß die Schwerter in der Hand;
„Weh ihm!“ erscholl's zum drittenmale,
Und krachend stand das Schloß in Brand.

In Stücke sprang die Flügelpforte
Des Saales, und ein Ungeheu'r
Erschien, treu dem gegeb'nen Worte,
Mehr Thier als Mensch, in blut'gem Feu'r.

Es hielt ein Eichenblatt im Munde,
Mit dreier Eicheln frischer Frucht;
Die Ritter fraß die Glut zur Stunde,
Versperrt war jeder Weg zur Flucht*).

*) Ueber das Wesen der Kobolde will ich hier mittheilen, was darüber in Prätorius Weltbeschreibung I. 315—320; Unterredungen vom Reich der Geister I. 503; Luthers Tischreden S. 103, und Brüder Grimm's deutsche Sagen I. S. 90—92 ꝛc. zu lesen ist:

An einigen Orten hat fast jeder Bauer, Weib, Söhne und Töchter, einen Kobold, der allerlei Hausarbeit verrichtet, in der Küche Wasser trägt, Holz spaltet, Bier holt, kocht, im Stall die Pferde striegelt, den Stall mistet u. dgl. Wo er ist, nimmt das Vieh zu und alles gedeiht und gelingt. Noch heute sagt man sprichwörtlich von einer Magd, der die Arbeit recht rasch von der Hand geht: „sie hat den Kobold.“ Wer ihn aber erzürnt, mag sich vorsehen.

Sie machen, ehe sie in die Häuser einziehen wollen, erst eine Probe. Bei Nachtzeit nämlich schleppen sie Sägespäne ins Haus, in die Milchgefäße aber bringen sie Koth von verschiedenem Vieh. Wenn nun der Hausvater genau achtet, daß die Späne nicht zerstreut, der Koth in den Gefäßen gelassen und daraus die Milch genossen wird, so bleibt der Kobold im Haus, so lange nur noch einer von den Hausbewohnern am Leben ist.

Hat die Köchin einen Kobold zu ihrem heimlichen Gehülfen angenommen, so muß sie täglich um eine gewisse Zeit und an einem besonderen Ort im Haus ihm sein zubereitetes Schüsselchen voll gutes Essen hinsetzen und ihren Weg wieder gehen. Thut sie das, so kann sie faullenzen, am Abend früh zu Bette gehen, und wird dennoch ihre Arbeit Morgens früh beschickt finden. Vergißt sie das einmal, so muß sie in Zukunft nicht nur ihre Arbeit selbst wieder thun, sondern sie hat nun auch eine unglückliche Hand, indem sie sich im heißen Wasser verbrennt, Töpfe und Geschirr zerbricht, das Essen umschüttet, also daß sie von ihrer Herrschaft nothwendig ausgescholten wird. Darüber hat man den Kobold öfters lachen und kichern gehört

Verändert ſich auch das Geſinde, ſo bleibt er doch, ja die abziehende Magd muß ihn ihrer Nachfolgerin anempfehlen, damit dieſe ſein auch warte. Will dieſe nicht, ſo hat ſie beſtändiges Unglück, bis ſie wieder abgeht.

Man glaubt, ſie ſeyen Weſen in Geſtalt kleiner Kinder, mit einem bunten Röcklein. Darzu etliche ſetzen, daß ſie theils Meſſer im Rücken hätten, theils noch anders und gar gräulich geſtaltet wären, je nachdem ſie ſo und ſo, mit dieſem oder jenem Inſtrumente vor Zeiten umgebracht wären; denn ſie halten ſie für die Seelen der vorweilen im Hauſe Ermordeten.

Zuweilen iſt die Magd lüſtern, ihr Knechtchen, Kurd, Chimgen oder Heinzchen, wie ſie den Kobold nennen, zu ſehen, und wenn ſie nicht nachläßt, nennt der Geiſt den Ort, wo ſie ihn ſehen ſolle, heißt ſie aber zugleich einen Eimer kalt Waſſer mitbringen. Da begibt ſich's denn, daß ſie ihn etwa auf dem Boden auf einem Kißchen nackt liegen ſieht, und ein großes Schlachtmeſſer ihm im Rücken ſteckt. Manche iſt ſo ſehr erſchrocken, daß ſie ohnmächtig niedergefallen, worauf der Kobold alsbald aufſprang und ſie mit dem kalten Waſſer über und über begoß, damit ſie wieder zu ſich ſelbſt kam. Darnach iſt ihr die Luſt vergangen, den Kobold zu ſehen.

Manche von dieſen Kobolden ſollen ſich auch gar nicht ſehen laſſen wollen, und wenn man nicht nachläßt, bis ſie es thun, ſo fahren ſie feurig durch den Rauchfang hinaus und ſetzen das ganze Haus in Feuer. Aus dieſem Grunde ſoll auch, wie viele alte Leute in Schwaben betheuern, das Schloß Sachſenheim abgebrannt ſeyn, und die oben mitgetheilte Sage, behaupten ſie, ſey nur einem böſen Junker zur Lehre gedichtet.

Die

Bergſtraße

und der

Odenwald.

Der Edle von Handſchuchsheim.

Schildſage.

Ein Ritter fromm, voll edlem Muth,
An Sitten hochgeehrt und gut,
Ging täglich in die Kirch zur Zeit,
Von ſeiner Burg nicht ſonder weit.
Und einmal trug es ſich da zu,
Daß er ſich niederſetzt in Ruh,
Entſchläft er betend vor'm Altar,
Der Sankt Kathrina heilig war.
Ein' Jungfrau ſah er vor ſich ſtehn,
Mit einer Krone blinkend ſchön,
Wie Spinngeweb voll Himmelsthau,
Wenn Morgenlicht auf Roſen ſchaut,
Von Demant ſchien es eine Laube,
Voll Strahlen ſchien hindurch der Glaube.
An ihrer Seite konnt' er ſchauen
Zwei ſchöne ſtehende Jungfrauen,
Doch wie viel ſchöner die Gekrönte
Aus tauſend bunten Vögeln tönte.

Der Jüngling fürcht ſich vor dem Wunder
Er neigt ſich, ſchlägt die Augen unter.
Sie ſprach: „Da du doch edel biſt,
„Wie zeigſt du dich unadelich,
„Wir kommen darum, wie wir ſollen,
„Daß wir dich jetzt anſehen wollen;
„So deckſt du deine Augen zu,
„In dieſer deiner müden Ruh,
„Willt du dir ein Gemahl gern freien,
„Hier unter uns erwähl' von dreien!"
Da er nun dieſe Wort gehört,
Aus ſeinem Schlaf geſchwind auffährt,
Erwacht mit himmliſcher Lieb durchgoſſen,
Seine Augen rannen von ihm erſchloſſen;
Ein' Jungfrau ſprach zu ihm da gnädig:
„Nimm die, ſo jetzt mit dir geredet,
„Dann wie ſie ſchöner iſt als wir,
„Kann ich jetzund verſprechen dir;
„Alſo iſt ſie vor Gott auch höher,
„Und deiner Bitt' Gewährung näher,
„Ihr Name iſt dir wohlbekannt,
„Sankt Katharina iſt ſie genannt."
Darauf der Jüngling ſie thät grüßen,
Und fiel der Jungfrau ſtill zu Füßen,
Hub an zu weinen inniglich,
Und bat die Heil'ge demüthlich,

Sie wolle seiner sich, des Armen,
Allzeiten über ihn erbarmen.
Sie setzt' ihm auf einen Rosenkranz,
Der gab von sich ein'n Sonnenglanz,
Und sprach: „Nimm diesen Kranz der Liebe
„Von mir, die du sollst stetig üben!"
Verschwand also vor seinen Augen,
Mit ihren zweien Beijungfrauen.

Da nun der Ritter jetzt erwacht,
Hat er des Rosenkranz gedacht,
Auf seinem Haupt thät er den finden,
Thät ihn mit Wohlgeruch umwinden.

Nachdem es aber sich begab,
Daß man dem Ritter sehr oblag,
Und wider Willen muß er freien,
Das ihm doch übel thät gereuen! —
Ihm ward in seinem jungen Leben
Ein' schöne, edle Jungfrau gegeben,
Ließ doch von der Gewohnheit nit
All' Tag er Katharinen bitt,
Daß sie darum ihn nicht woll' hassen,
In seinen Nöthen nicht verlassen.

Da nun sein' Hausfrau schwanger ging,
Sie einen Argwohn auch empfing;
Wenn er ging nach Katharinen Kirche,
Thät sie in ihrem Herzen fürchten,

Er möcht' vielleicht in diesen Tagen
Ein' lieber dann sie selber haben.
Einsmals bestellt sie eine Magd,
Zu der sie diese Worte sagt:
„Wo geht mein Herr all Morgen hin?" —
Die Magd sagt ihr aus bösem Sinn:
„„Ich weiß wohl, wo er hingegangen,
„„Hat nach des Pfaffen Schwester Verlangen.""
Die Frau ward ob dem Wort betrübt,
Weil sie den Ritter allein nur liebt.
Da nun der Herr zurücke kam,
Der Frauen Traurigkeit vernahm,
Fragt er, warum sie traurig wär'.
Sie sagt, sie hörte böse Mähr,
Wie er ging täglich umher buhlen,
Zu des Pfarrers Schwester in die Schulen.
Er sagt: „Du hast nicht recht gehört,
„Oder bist sonst worden bethört,
„Die ich lieb hab in meiner Pflicht,
„Die ist des Pfarrers Schwester nicht,
„Es ist ein' andere der Frist,
„Die tausendmal viel schöner ist."
Stand also auf von seinem Bett,
Als wenn er noch zu buhlen hätt',
Ging doch nur wieder von ihr hin',
Wie vor auch zu Sankt Katharin.

Ob dieſer Antwort das Gemüth
Der edlen Frau war tief betrübt,
Sie ſprang im Zorn vom Bett herab,
Und ſtach ſich ſelbſt die Kehle ab.
Der Ritter vom Gebet heimkam,
Die Trauerbotſchaft nun vernahm,
Sah ſein Gemahl des Tods verſchieden,
Und dort im Blut umwälzet liegen,
Erſchrack er ſehr, ſein Herz ward kühl,
Daß er in ein' Ohnmacht hinfiel.
Da er nun wieder zu ſich kam,
Hub bitterlich zu weinen an,
Klopft an ſein Herz, rauft aus ſein Haar,
Und ſprach zu ſich in der Gefahr:
„O heil'ge, heil'ge Katharin,
Sieh an, in welcher Noth ich bin,
„Ach, ich hab meine Treu verloren,
„Und bin meineidig an dir worden."
Mit dieſen Worten lief er hin
Zur Kirche der Sankt Katharin,
Mit Seufzen er ſein' Bitt vorbracht,
Bis um ihn her war dunkle Nacht,
Und traurig prächtig Stern bei Stern,
Durch's Kirchenfenſter ſah von fern.
Mit ihren Jungfrau'n da erſchien,
Die heil'ge Jungfrau Katharin,

Dem Ritter, der vor dem Altar
Da lag und halb entschlafen war.
Ging zu ihm hin, wischt seine Augen,
Mit ihren beiden Beijungfrauen.
Sie sprach zu ihm: „Hast unrecht gethan,
„Daß du mich so verlassen, Mann,
„Auf dich genommen andre Last,
„Dein Treu' an mir gebrochen hast,
„Doch hast du mich zierlicher maßen
„Geliebt und mich nicht gar verlassen.
„Steh' auf und geh mit Freuden heim,
„Dir soll diesmal geholfen seyn.
„Dein Hausfrau ist lebendig worden,
„Hat eine Tochter dir geboren.
„Die wird dir lange Zeit nachleben,
„Der sollst du meinen Namen geben.
„In ihrem Gebet wird sie sich üben,
„Daß Gott der Herr sie sehr wird lieben:
„Also, daß sie in einem Jahr,
„Den Großvater aus großer Gefahr
„Des Fegfeuers erlösen wird,
„Der immer noch im Feuer irrt."
Sie neigt sich ihm, wischt seine Augen,
Die Thränen ihre Händ einsaugen.
Doch wie der Birken weiße Rinde,
So wächst ein Handschuh davon geschwinde

Auf ihren Händen weiß wie Schnee,
Den ſtreift ſie ab, als ſie zur Höh;
Der fällt und weckt ihn am Altar,
Da er vor Kummer ſchlafen war.
Er findet einen Handſchuh weiß,
Wie niemand ihn zu weben weiß.
Ein Bote kam: „Herr kommt herüber,
„Denn euer Gemahl, die lebet wieder,
„Und hat in dieſe Welt geboren
„Ein' ſchöne Tochter auserkoren."
Ob dieſer fröhlichen Botſchaft
Erhielt er ſchnell zurück die Kraft,
Stand auf und dankte Katharin,
Den Handſchuh ſteckt zum Helme kühn,
Zog wiederum zu ſeiner Frauen,
Die er mit Freuden an thut ſchauen,
Und küßt das Kind, umfängt das Weib,
Drückt ſie zu ſich an ſeinen Leib,
Fing an zu weinen gleich dem Kind,
Bat um Verzeihung ſeiner Sünd.
Drauf ſprach die Frau: „Wir ſollen loben
„Sankt Katharin im Himmel droben,
„Denn da ich mich vor Leid getödtet,
„Und lag in allen meinen Nöthen,
„Zu mir ſchon kamen höll'ſche Knaben,
„Mein Seel' ſie wollten genommen haben,

„Da hat die heil'ge Katharin
„Für mich gebeten; Gott verziehn,
„Daß er den Leib der Seel noch ließe,
„Daß sie in ihm noch könnte büßen."
Die Frau ließ drum ein Kloster bauen,
Die Heil'ge im Gebet zu schauen [1]),
Der Ritter zog in's heil'ge Land,
Vom Handschuh große Kraft empfand;
Den Rosenkranz, den Handschuh weiß
In's Kloster gab nach seiner Reis';
Ein Dorf thät sich um's Kloster bauen,
Dort ist der Handschuh noch zu schauen [2]),
Und manch ein Lied und manch ein Reim
Preis't noch die Herrn von Handschuchsheim [3]).

[1]) „An der Westseite der Kirche im „Nonnen-Garten" trifft man Fundamente und Gewölbe des Frauenklosters, welches einst hier bestand und unter dem Namen der „Jungfrauen in der Klause", so wie der „Mutter und Schwestern in der Klause" in alten Weißthümern des XVI. Jahrhunderts und im Lorscher Judicial-Buche vorkommt."

(Leonhard Fremdenbuch S. 189.)

[2]) In der Kirche zu Handschuchsheim befinden sich viele Grabsteine, Monumente, Wappen ꝛc., welche sich auf die Edlen von Handschuchsheim beziehen, und durch das Familienwappen, einen silbernen Handschuh im blauen Felde kenntlich sind.

*) Ueber fünfhundert Jahre hindurch stand das uralte Geschlecht der Handschuchsheimer in Blüthe und großem Ansehen bis der letzte des Stammes, Johann von Hantschuchsheim, im Jahre **1600** von Friedrich von Hirschhorn in einem Duelle auf dem Marktplatz zu Heidelberg erstochen wurde. Ein Denkmal in der Handschuchsheimer Kirche, den letzten Herrn von Hantschuchsheim in voller Kriegsrüstung darstellend, mit dem Helme und einem Löwen zu Füßen, hat folgende, auf jene That sich beziehende Inschrift:

„Als man zählt **1583** Jahr.
In der Nacht den **25.** Juni zwar.
Ward geboren Hanns von Hentschuchsheim.
Auf Einen stunde der Adeliche stamm allein.
Von Churfürst Friedrichen Pfalzgrafen bei Rhein
Ward beschrieben gen hoffe zu reiten ein.
Zu Dienen stellt er sich gehorsamlich dar.
Seines Alters fünfzehn und ein halbes Jahr.
Zu Heidelberg auf dem Markt bei Nacht
Friedrich von Hirschhorn in hardt stach,
Den 14. decembris im sechszehnhundertsten Jahr.
Ueber siebenzehn Tag hernach sein lebe endet gahr.
Alles ist gegebe in des Herrn handt.
Er lösst keine Uebelthat ohn belandt.
Ob ich schon zeitlich werde gerücket hin.
Sterben ist meines Lebens gewin."

(Vergl. „das Grab der letzten Dynasten von Hirschhorn in der St. Kilianskirche zu Heilbronn.)

Das Burgfräulein von Windeck,

von

A. von Chamisso.

Halt an den ſchnaubenden Rappen,
Verblendeter Rittersmann.
Gen Windeck fleucht, dich verlockend,
Der luftige Hirſch hinan.

Und vor den mächtigen Thürmen,
Vom äußer'n verfallenen Thor,
Durchſchweifte ſein Auge die Trümmer
Worunter das Wild ſich verlor.

Da war es ſo einſam und ſtille,
Es brannte die Sonne ſo heiß,
Er trocknete tiefaufathmend
Von ſeiner Stirne den Schweiß.

„Wer brächte des köſtlichen Weines
Mir nur ein Trinkhorn voll,
Den hier der verſchüttete Keller
Verborgen noch hegen ſoll?

Kaum war das Wort beflügelt
Von ſeinen Lippen entfloh'n,
So bog um die Epheu-Mauer
Die ſorgende Schaffnerin ſchon.

Die zarte, die herrliche Jungfrau,
In blendend weißem Gewand,
Den Schlüſſelbund im Gürtel,
Das Trinkhorn hoch in der Hand.

Er ſchlürfte mit gierigem Munde
Den würzig köſtlichen Wein,
Er ſchlürfte verzehrende Flammen
In ſeinen Buſen hinein.

Des Auges klare Tiefe!
Der Locken flüſſiges Gold! —
Es falteten ſeine Hände
Sich flehend um Minneſold.

Sie ſah ihn an mitleidig
Und ernſt und wunderbar,
Und war ſo ſchnell verſchwunden,
Wie ſchnell ſie erſchienen war.

Er hat ſeit dieſer Stunde,
An Windeck's Trümmer gebannt,
Nicht Ruh', nicht Raſt gefunden,
Und keine Hoffnung gekannt.

Er ſchlich in wachem Traume,
Geſpenſtlich, ſiech und bleich,
Zu ſterben nicht vermögend,
Und keinem Lebendigen gleich.

Sie ſagen: ſie ſey ihm zum Andern
Erſchienen nach langer Zeit,
Und hab ihn geküßt auf die Lippen,
Und ſo ihn vom Leben befreit[1]).

[1]) Der Name der Stadt und der Burg, welche urſprünglich Winenheim (d. i. Weinheim) heißt, ſoll von dem im Berge verſchloſſenen Wein herrühren. In den rhein. Provinzial-Blättern Jahrg. 1838, März und Aprilheft, wird dieſe von Chamiſſo ſo ſchön bearbeitete Sage etwas verändert und ſehr breitgetreten erzählt; dem ungenannten Verfaſſer ſchwebte aber unleugbar Schreiber's Sage von Neuwindeck, „die todte Braut" bei der Bearbeitung vor, während unſere Sage eine Variation der Sage vom Kellermeiſter auf Arnsburg iſt (S. Stöber. elſäſſiſches Sagenbuch S. 384). Dem Volksglauben nach geht auch auf Windeck ein Koch oder Kellermeiſter herum, vorzüglich am Gründonnerſtag. „Da wird man geworfen oder ſonſt geneckt. Zum Belege dieſer Sage erzählt man, ein Pfälziſcher Kammerherr ſey auf dieſen Tag einmal mit großen

Schmerzen an den Füßen von da zurückgekommen." (Grimm, Vorzeit und Gegenwart S. 168.)

Nicht so romantisch, wie die Erzählung von der verführerischen Jungfrau ist die Sage von den beiden letzten Burgherren. Die zwei letzten Sprossen dieser Familie waren nämlich zwei Brüder, die sich aus Geiz nie verheiratheten, und auf alles, woran ein gewöhnliches Menschenkind Freude und Ergötzen hatte, verzichtet hatten. Nur eine Gesellschafterin half ihnen die leeren Hallen des Schlosses beleben, nämlich eine Meise, die sie täglich, ihrem Geize zum Trotz, mit einer Nuß regalirten. Allein eines Tages erwogen sie, welcher entsetzlichen Zahl von Nüssen sie in einem ganzen Jahre zum Unterhalte des kleinen Lieblings bedürften; der Schrecken über diese arge Verschwendung wirkte so stark auf ihr Gemüth, daß sie nicht allein das halbverhungerte Thierlein sofort zum Fenster hinaus fliegen ließen, sondern am folgenden Tage zum Jubel der benachbarten Stadt des blassen Todes verstarben.

Thassilo in Lorsch [1]).

Legende

von

A. L. Grimm.

Der große Heldenkaiser kam
Von weiten Fahrten hergezogen;
Nach Lorsch er seine Straße nahm,
Dem Kloster dort war er gewogen.
Im Münster hat er manche Nacht
Dort im Gebet einst zugebracht.

„Dich grüß ich ſtilles Gotteshaus!
„Gott grüß euch all, ihr frommen Brüder!
„Gern ruh ich wieder bei euch aus. —
„Von weiter Wegfahrt müd, doch müder
„Von vielen Sorgen, groß und klein,
„Sprech ich als Pilger bei euch ein.

„Da draußen ſtürmt es in der Welt,
„Da geht der Menſch ſich ſelbſt verloren.
„Die Kirche hier, die mir gefällt,
„Hab ich zur Andacht mir erkoren.
„Laßt hier mich bei der Lampe Schein
„Die Nacht mit mir und Gott allein.“

Der Abt und ſeiner Mönche Chor
Heißt ſeinen Kaiſer hochwillkommen.
Mit Ehrfurcht iſt er, wie zuvor,
So heut auch wieder aufgenommen,
Und alles iſt zur Dienſtbarkeit
Dem frommen Herrſcher gern bereit.

Doch als in ſtiller Mitternacht
Der Kaiſer ernſt und andachttrunken
Allein noch in der Kirche wacht,
Am Fuß des Altars hingeſunken,
Sein Herz, von Sorgen viel beſchwert,
Ganz ſeinem Gotte zugekehrt;

Da horch! da wird es plötzlich laut:
Die Halle tönt von Mannestritten;
Und wie der Kaiser um sich schaut,
Kommt dort ein Mönch herabgeschritten,
Unsicher durch den langen Gang
Zum Chore wandelt er entlang.

Und hehr im Lichtglanz, wunderbar,
Wer ist's, der mit ihm näher schreitet?
Ein Engel Gottes ist's fürwahr,
Der sanft des Alten Schritte leitet.
Karl sieht den Blinden an und spricht:
„Wo sah ich schon dies Angesicht?"

Und von Altären zu Altar
Die greisen Schritte sorgsam lenkend,
Stellt ihn der Engel Allen dar;
Und er, die fromme Pflicht bedenkend,
Spricht hier und dort ein still Gebet,
Und dann zurück zum Kloster geht.

Am Morgen aber kömmt zum Abt
Der Kaiser mit hochernsten Mienen.
„Sagt, welchen Heiligen Ihr habt,
„Dem hier schon Gottes Engel dienen?"
Der Abt versteht die Frage kaum:
„Euch täuscht, mein Kaiser, wohl ein Traum?"

„„Mich täuſcht kein Traum, ich ſah es klar;
„„Es war kein Bild erregter Sinnen:
„„Ein lichter Engel bracht ihn dar
„„Und führt ihn ſtill darauf von hinnen. —
„„Laßt uns in nächſter Nacht vereint
„„Sehn, ob er wieder dort erſcheint.““

Der Abt iſt ſeinem Herrn bereit,
Sie ſtehn im Münſter voll Verlangen;
Wie geſtern, um dieſelbe Zeit,
Kommt auch das Paar ſchon dort gegangen.
Der Engel, hehr im Lichtgewand,
Den blinden Greis an ſeiner Hand.

„Herr Abt, wer iſt der Gottesmann?“
„„Mein Kaiſer, Niemand will ihn kennen.
„„Als Laien nahm ich längſt ihn an,
„„Nie wollt er ſeinen Namen nennen.
„„Der Buße lebt er ganz allein
„„Mit Beten, Faſten und Kaſtei'n.““

Und von Altären zu Altar
Die greiſen Schritte ſorgſam lenkend,
Stellt ihn der Engel allen dar,
Und er, die fromme Pflicht bedenkend,
Spricht hier und dort ein ſtill Gebet,
Und dann zurück zum Kloſter geht

Der Kaiser neigt das Haupt und sinnt:
„Einst sah ich ihn an andrer Stelle,
„Noch war er aber da nicht blind.
„Auf, führe mich nach seiner Zelle,
„Daß er bei Christi Wunden frei
„Zu Gott bekenne, wer er sey.“

Sie treten zu dem Blinden ein.
„Freund,“ spricht der Abt, „laß mich erfragen
„Dein Vaterland, den Namen dein,
„Welch Schicksal dich hierher verschlagen;
„Nicht eitle Neugier ist's, die fragt;
„Antworte frei und unverzagt.“

„„Mein Vaterland war einst die Welt,
„„Jetzt liegt es mir in weiten Fernen.
„„Nur Eins ist, was mich hier noch hält,
„„Dann find' ich's wieder übern Sternen.
„„Noch heiß ich Sünder; ach und fast
„„Erdrücket mich der Sünden Last.““

„Nein, spricht der Kaiser, frommer Greis,
„Die Sünden sind dir längst vergeben.
„Versuch's, erhebe dich, ich weiß,
„Daß Gottes Engel dich umschweben.“
Da staunt der Mönch und ruft entzückt:
„„Du bist der Engel, den er schickt.

„„Längst neig ich mich dem Grabe zu;
„„Schuld gegen dich knüpft mich an's Leben.
„„Vergibst du sie, dann sind ich Ruh,
„„Durch dich wird Gott mir auch vergeben.
„„Vergib dem Sünder, wohlbekannt;
„„Thassilo ward ich einst genannt.““

Und Karl reicht ihm gerührt die Hand.
„Hier nimm es, der Versöhnung Zeichen.“
Thassilo küßt das theure Pfand.“
Da sieht man seine Lippen bleichen.
Gebrochen ist des Büßers Herz,
Die Seele schwingt sich himmelwärts.

Er lächelt selig noch im Tod,
Und staunend sehen die Betäubten,
Wie dort im ersten Morgenroth,
Auf ihn geneigt, zu seinen Häupten,
Der Engel still ihm winkend steht —
Und jeder neigt sich zum Gebet.

[1]) Schon zu Pipin's Zeiten, des Vaters Karl's des Großen, hatte Thassilo mehrfach seine Unabhängigkeit vom fränkischen Reich zu behaupten gesucht. Die Vermittelung des Pabstes und die Unruhen in Aquitanien hatten Pipin nur abgehalten, in sein Land einzufallen. Nach Pipin's Tode war es Karl's erste Sorge, Thassilo auf gütlichem Wege zu anderen Gesinnungen zu bewegen. Dies gelang ihm denn auch durch die Vermittelung des Fuldaischen Abtes Sturm,

und Karl's Mutter, der frommen Bertha. Allein das gute Verhältniß währte nicht sehr lange. Karl der Große hatte den Longobarden-König Desiderius, den Vater Liutbirgens, der Gemahlin Thassilo's, vom Throne gestoßen, das longobardische Reich vernichtet und mit der fränkischen Monarchie vereinigt, Liutbirgens Eltern aber verbannt und in ein Kloster stecken lassen. Auch Liutbirgens Schwester, welche die friedliebende Bertha ihrem Sohne Karl zur Gemahlin gewählt hatte, war von diesem einige Jahre zuvor, weil sie nicht Mutter wurde, verstoßen worden. Dieses alles hatte den Zorn Liutbirgens mächtig erregt, sie wußte Thassilo bald für ihre Pläne zu gewinnen, und während Karl in Spanien und Sachsen mit Kriegen beschäftigt war, regte Thassilo die Feinde und Widersacher Karl's in- und außerhalb des Landes auf, und bewog sie zu Einfällen in das fränkische Gebiet. Karl wandte sich an den Pabst. Dieser schickte Gesandte in die Residenzstadt Thassilo's, und ließ ihn an seine Eide und Versprechungen erinnern. Dies wirkte. Thassilo ging selbst zur Maiversammlung nach Worms, auf welcher alle Landsassen und abhängige Fürsten erscheinen mußten, und verbürgte daselbst sein künftiges, pflichtmäßiges Benehmen mit zwölf Geißeln und außerdem mit vielen Geschenken. Aber Liutbirge ruhte nicht. Es währte daher wieder nur einige Jahre, und es brachen nicht nur in Austrasien, dem Vaterland der Agilolfinger, neue Unruhen aus, sondern es wurden auch von Seiten Bayerns offenbare Gewaltthätigkeiten gegen die fränkisch-longobardischen Gränzgrafen verübt. Der Pabst suchte auf Karl's Klagen wiederum zu vermitteln, aber erst, als der Kaiser bis Augsburg mit seinem Heere vordrang, eilte Thassilo, sich durch Geißeln, unter welchen selbst sein Sohn Theodo war, und durch eine neue Unterwerfung mit Karl auszusöhnen. Solchergestalt schien die Oberherrschaft und die Ordnung der Dinge in Bayern wieder hergestellt zu seyn.

Der König und der Herzog schieden ausgesöhnt von einander. Allein Liutbirgens Busen schwoll desto stärker von Groll und von Zorne. Auf Rache sinnend, bot sie, als der Monarch kaum den Rücken gewandt hatte, in den Stämmen der Hunnen, am Hof zu Konstantinopel, bei ihrer Schwester Adelberg, der Wittwe des Herzogs von Benevent, und bei allen Grenzvölkern alles auf, ihr und ihrem eingekerkerten Vater, und dem gedemüthigten Gemahl zu Hülfe zu kommen. Auf allen Gränzen sollten, gleichwie auch erfolgte, feindliche Schaaren in die Vorländer des fränkischen Reichs einfallen. Diese Politik der Liutbirge, obwohl sie von Gefühlen der kindlichen Zärtlichkeit geleitet worden war, schlug zu eignem Verderben aus. Thassilo erschien mit verstellten Gesinnungen und vielleicht von den verderblichen Planen seiner Gemahlin nicht einmal vollkommen unterrichtet, in der nach Ingelheim allgemein ausgeschriebenen Versammlung, indessen die geheimen Anschläge seiner Gemahlin bereits entdeckt waren. Ebenso zum Scheine gut war daher auch der Empfang seiner Person; aber insgeheim waren unverweilt Abgeordnete abgeschickt worden, welche Thassilo's Gemahlin und die gesammte zahlreiche Familie desselben einladen mußten, zum Könige zu kommen. Die verständige Liutbirge sah ohne Zweifel sogleich, in welches Labyrinth sie gerathen, und noch weniger blieb sie in Hinsicht ihres künftigen Schicksals ungewiß, als sie zu Mainz ankam. Denn da war ihr Gemahl bereits seiner Freiheit beraubt, und stand im feierlichen Verhör. Alle die geheimen Einverständnisse mit den Griechen, mit den Hunnen und Slaven, und insbesondere mit Adalgis, dem longobardischen Thronprätendenten, ihrem Bruder, waren entdeckt, und weil die Ankläger ihre Aussagen auch sogleich mit Zeugen erhärten konnten, von Thassilo eingestanden. Die eigenen Unterthanen, die Bayern, beschuldigten selbst ihren Herzog der härtesten Verbrechen, und wurden an ihm die ersten

Verräther. Alles, was ihm seit dem Anfang seiner Regierung zur Last gelegt werden konnte, wurde hervorgesucht, um ihn zu stürzen. Die heimliche Entweichung vom Heer im Jahre 763 — schrien sie wüste durcheinander, — sey eine förmliche Desertion (Harislitz); der Eidbrüchige habe sein Leben verwirkt. Ferner zeugten sie wider ihn: er habe Feinde in's Land gerufen, und die Hunnen, die Griechen und andere Ausländer zum Krieg gegen seinen Herrn und König gereizt; er habe gesagt: „und wenn er zwölf Söhne hätte, so wollte er sie lieber alle verlieren, als in dem Zustand verbleiben; es sey weit zuträglicher sterben als lebend den Zweck verfehlen, um den wir von Tag zu Tag harrend hier verweilen.“ Carl der Große, nicht sowohl rachsüchtigen als herrschsüchtigen Gemüths, wollte jedoch mit dem Blut seines Anverwandten die Hände nicht beflecken, sondern war zufrieden gestellt, wenn nur einmal die stolzen ehrgeizigen Agilolfinger vom Thron und aus dem Land entfernt wären. Man gab daher dem unglücklichen Herzog Thassilo an die Hand sich glücklich zu preisen, wenn er in ein Kloster gesteckt würde, und seine übrige Lebenszeit Gott widmen könnte, so ungerne er in der That den Glanz des Hofs mit der finstern einsamen Klosterzelle vertauschen mochte. Allein er konnte einem härtern Schicksal und der Todesgefahr anders nicht entgehen. Es war veranstaltet, daß er vor dem Thron sein langes Haar, den Schmuck seines Haupts, die Zierde und das Ehrenzeichen der Abkömmlinge des alten merowingischen Königstamms ablegen, und zum Mönch geschoren werden sollte. Diese Demüthigung empfand er schwer, und flehte unmuthsvoll, man möchte ihn nicht durch die Reihen spottender und hartherziger Höflinge mit geschorenem Haupte durchführen. Der Monarch ließ ihn hierauf in das Kloster Lauresheim bringen, und daselbst das Haar abscheeren. Seine beiden erwachsenen Prinzen Theodo und Theodebert wurden, jeder in ein anderes

Kloster gesteckt und ebenfalls geschoren. Dasselbe Loos hatte auch die edelmüthige, aber unkluge, Liutbirge mit zwei Prinzessinnen betroffen. Einige minderjährige Prinzen Thassilo's, glaubt man, wären ihrem Schicksal überlassen worden."

(Vergl. Gemeiner, Bayern unter königlich fränkischer Oberherrschaft. S. 86 sqq.

Die Sage läßt übrigens Thassilo nicht so gut davon kommen; nach ihr ließ Karl den unglücklichen Herzog so lange auf glühendes Eisen sehen, bis er erblindete; dann ihn in's Kloster Lauresheim (Lorsch) stoßen. Dahin kam einst lange nachher der Kaiser. In der Kirche sah er mit Schaudern einen blinden Greis von Engeln zum Altar hingeleitet und zurückkehren. Auf seine Frage nach dem Namen des ehrwürdigen Blinden, nannte man den Namen — Thassilo. Diese Sage wurde zuerst in einer Chronik von Wessobrunn aufbehalten, und Udalrich Fürter benutzte sie bei der seinigen, die sich im königl. Bücherschatz zu München befindet.

Außer dieser Sage bürgt für den Aufenthalt und den Tod Thassilo's in Lorsch auch die Erzählung von Helwig und Zeiler, nach welchen sich im 17. Jahrhundert noch der Grabstein Thassilo's in Lorsch befunden haben soll, mit der Inschrift:

Thassilo Dux primum, post Rex Monachus sed ad imum.
Idibus in ternis decesserat iste Decembris.
Conditus hac fovea, quem pie Christe bea.

Heerwiſch.

Von

Auguſt Kopiſch.

Ich ſchrie einmal in den Sumpf hinein:
„Heerwiſch, ho, ho,
Brennſt wie Haberſtroh,
Schlag mich blitzeblo!“
Da kam das Irrlicht hinterdrein
Und flatterte und peitſchte mich
Mit rothen Flügeln fürchterlich:
„Wer Gottes Strafe leiden thut,
Den höhn' du nicht in Uebermuth!“

Ich ſchrie und lief zum Dorfe jach,
Da lief mir's in die Schenke nach,
Und fuhr da mitten in den Tanz,
Und flackert' um den Erndtekranz
Mit hoher Loh' und großem Schall, —
Da ſtoben ſie auseinander All! —
Und in dem ganzen Saale ging's
Und peitſchte mit den Flügeln rings,
Und war, als brennte das ganze Haus!
Und praſſelnd fuhr's zum Schornſtein aus:
Die Nacht ließ man das Tanzen ſeyn!
Ein Jeder dachte der Sünden ſein [1]).

[1]) An der Bergstraße zu Hänlein und in der Gegend von Lorsch, nennt man die Irrlichter: Heerwische; sie sollen nur in der Adventszeit erscheinen, und man hat einen Spottreim auf sie: „Heerwisch, ho, ho, brennst wie Haberstroh, schlag mich blitzeblo!“ Vor länger als dreißig Jahren, wird erzählt, sah ein Mädchen Abends einen Heerwisch und rief ihm den Spottreim entgegen. Aber er lief auf das Mädchen gerade zu und als es in das Haus zu seinen Eltern flüchtete, folgte er ihr auf der Ferse nach, trat mit ihr zugleich in's Zimmer hinein und schlug alle Leute, die darin waren, mit seinen feurigen Flügeln, daß ihnen Hören und Sehen verging.

Die Sage vom Melibokus.

Auf dem Berge saß Ritter Theobald
Und starrt' in das Thal in die Ferne,
Ob die Sonne ihm über dem Haupte strahlt,
Ob blinken die freundlichen Sterne,
Er gewahrte nimmer, was um ihn geschah,
Weil er unverwandt nur nach dem Thale sah.

Und wie er so starrte stets fort und fort,
Ergriff ihn ein namenlos Sehnen;
Er seufzte: „O wär' ich im Thale dort,
Dann fänd' ich das Ziel meiner Thränen!“
Es deucht ihm, als bilde sich über dem Wald
Aus Nebel ein Wesen von Himmelsgestalt.

Und fragte der Vater um Theobald, —
Den Geliebten vermißt er nicht gerne; —
So hieß es: „Er ſitzt auf dem Berg' am Wald'
Und ſtarrt in das Thal in die Ferne." —
Und ob des Sohnes ſeltſamer Luſt
Wälzt ein Berg ſich ſchwer auf des Vaters Bruſt.

Und Bankette ordnet' er, Feſte an,
Lud die Ritter all' in der Runde,
Die trefflichſten Sänger kamen heran,
Und die Freude entfloß ihrem Munde,
Der Blick ſchöner Weiber, und Tanz und Wein,
Sie ſollten die Aerzte des Sohnes ſeyn.

Doch je heller flammte das Kerzenlicht,
Je düſtrer ward Theobald's Seele;
Zufriedenheit glänzte auf jedem Geſicht',
Er fühlte, daß Alles ihm fehle!
Stumm ſtand er mitten im Lärm' und Gebraus,
Und freudenleer mitten im Freudenhaus.

Nur, wenn er an's gothiſche Fenſter ſich ſtahl,
Und ſah in die neblichte Ferne,
Und ſah hinüber in's liebe Thal,
Wo blinkten die freundlichen Sterne,
Ueberflog eine Röthe ſein blaſſes Geſicht,
Und die Freude hinter ihm ſtörte ihn nicht.

Und der Vater rief den Geliebten ſein,
Da Nichts mehr ihm frommte zum Glücke,
Einſt des Abends in's heimliche Kämmerlein,
Und ſprach mit Thränen im Blicke:
„Mein Theobald! weißt wohl, ich liebe dich ſehr;
„Drum rede, was drückt dir das Herz ſo ſchwer?"

„„Ach Vater, mein Vater,"" d'rauf Theobald:
„„Laß ziehen mich hin in die Ferne,
„„Laß ziehen in's Thal mich dort über dem Wald,
„„Entgegen dem glücklichſten Sterne!
„„Dort ſuch' ich, dort find' ich all das, was mir fehlt,
„„Das Leben, die Freude, die Liebe, die Welt!""

Erwiedert der Vater: „Mein Theobald!
„Zieh immer hin in die Ferne,
„Zieh hin in das Thal dort über dem Wald,
„Entgegen dem glücklichſten Sterne!
„Es ſchmelze ſein Strahl jeden Gram, der dich quält,
„Magſt finden, was ich jetzt verliere — die Welt!"

Wer ſchildert des Jünglings Freude ſo groß,
Auf einmal wird er ganz munter,
Er eilt in den Stall, zäumt ſich ſelber ein Roß,
Und reitet den Schloßberg hinunter; —
Und reitet, und reitet, ſieht nimmer zurück,
Nur vorwärts zum Thale hin ſtarret ſein Blick.

Und vor ihm zieht der Nebelſtreif hin,
Wird immer kleiner und heller,
Und das Weſen, das dort auf dem Berg' ihm erſchien,
Sieht er wieder — D'rob reitet er ſchneller,
Und endlich verſchwindet der Nebel ganz ſchmal,
Und der Junker hält in dem Dörfchen im Thal.

Und horch! Grabgeläute ihn ſchaurig umhallt,
Sein Herz klopft in hörbaren Schlägen,
Es wird ihm ſo ſehnig — ein Leichenzug wallt
Ihm feierlich langſam entgegen.
Es zierten Roſen und Lilien den Sarg,
Der die ſchönſte aller Roſen verbarg.

Der Junker zu einem Mütterchen trat,
Das nachwankt dem Zuge am Stabe,
Und freundlich die Alte um Kunde bat,
Wen man da beſtatte zum Grabe.
„Herr Ritter," verſetzt ſie, das Auge naß,
„Ach, gar ein ſeltſam Mährlein iſt das!"

„Was je die Erde Schönes gebar,
„Wird der Erde jetzt wieder gegeben:
„Ein Mädchen mit blondem Lockenhaar,
„Und ſchlanker geſtaltet, als Reben.
„Ihr Aeuglein des Himmels Bläue ſtahl —
„Ach, ſolch' ein Mädchen gibts nimmer im Thal!"

„Der Böſe hat ihr den Sinn verrückt;
„Wo die Burg dort ſteht in der Ferne,
„Auf den Berg hat ſie immer hinaufgeblickt,
„Bei Tag' und wann blinkten die Sterne;
„Sie gewahrte nimmer, was um ſie geſchah,
„Weil ſie unverwandt nur nach dem Berge ſah."

„Und wie ſie ſo ſtarrte ſtets fort und fort,
„Ergriff ſie ein namenlos Sehnen;
„Sie ſeufzte: Wär' ich auf dem Berge dort,
„Dann fänd' ich das Ziel meiner Thränen!
„Sie träumte, als bilde ſich über dem Wald
„Aus Nebel ein Weſen von Himmelsgeſtalt."

„D'rob grämte ſich Vater und Mutter ſehr,
„Und möchten die Tochter gern heilen,
„Doch die Sehnſucht drückte ſie allzuſchwer,
„Die konnte im Leben nicht weilen —
„Und geſtern Abend man endlich ſie fand,
„Entſeelt, das Geſicht nach dem Berge gewandt."

Der Junker vernimmt es, und ſprenget fort,
Dem Zuge nach, daß Funken rings ſtoben;
Sie ſtanden ſchon alle am Grabe dort,
Vom Sarg war der Deckel gehoben,
Vor dem der Prieſter ehrfürchtig ſteht,
Zum Himmel ſprechend ein kräftig Gebet.

Und Theobald sieht nun die Leiche kaum,
So hält er schon fest sie umfangen.
„Sie ist es!“ schreit er, „mein Bild, mein Traum!“
Und drückt einen Kuß auf die Wangen.
„Wohl mir, daß mit dir vereinet ich bin!“
Und leblos stürzt' er am Sarge dahin.

[1]) Die Sage erzählt: ein junger Graf von Katzenellnbogen liebte die Tochter eines Dienstmannes seines Vaters. Sie wohnte in dem Dörfchen, welches noch jetzt ihrem Namen zu Ehren „Malchen“ heißt. Der alte Graf wollte aber nichts von der Liebe seines hochgebornen Sohnes zu der Tochter eines niedriggebornen Menschen wissen, und befahl seinem Sohne auf das strengste, ohne seine Begleitung den Bezirk des Melibokus, auf dessen Abhang das Schloß Auerberg steht, nicht zu verlassen. Einige Erleichterung seiner Sehnsucht fand der unglücklich Liebende darin, daß er von der höchsten Spitze des Melibokus nach der Wohnung seiner Geliebten hinüber schaute. Das schöne Mädchen ihrerseits konnte nicht unterlassen, tage- und nächtelang nach dem Berge, dem Aufenthalte ihres Geliebten, zu starren, bis der Gram ihr das Herz brach; das Ende ihres Geliebten erzählt nun das Gedicht.

Wir sehen, die Sage hat viele Aehnlichkeit mit der Sage vom Rolandseck und vom Ritter Toggenburg.

(Vergl. Ritter von Toggenburg von Schiller; Rolandseck und Nonnenwerth von A. Kopisch, und Roland der treue Paladin von Adelheid von Stolterfoth in ihren Rheinischen Sagen.)

Walther von Birbach,

von

K. Simrock.

Walther von Birbach, der kühne Mann,
Dienet Marien!
Sein Sinn auf neue Siege ſann.
Alle Himmel bieten ihr Ehre.

Zu Darmſtadt iſt ein Feſtturnier[1]),
Dienet u. ſ. w.
Drum ſprengt er durch das Waldrevier.
Alle Himmel u. ſ. w.

Was begegnet ihm auf der Haide?
Maria im weißen Kleide.

„Maria Himmelskönigin!
Heut gieb mir Sieg, du Siegerin!“

Sein Herz in Freuden ſchwimmt und ſchwebt
Wenn er den Blick zur Jungfrau hebt.

Wohin iſt ihm der Geiſt entrückt?
In Andacht kniet er wie verzückt.

Das nimmt die Benedeite wahr,
Da ſteigt ſie nieder vom Altar.

Hebt ihm den Helm vom Haupte ſacht;
Schon deckt er goldner Locken Pracht.

Den Panzer löſ't ſie leis und ſchlau
Und ſchnallt ihn an, die ſchöne Frau.

Sie nimmt ihm Halsberg, Schwert und Schild
Und ſpornt ſein Roß durchs Korngefild.

Nicht lange währts, ſie iſt zurück,
Gibt Alles wieder Stück für Stück.

Sie rührt ihn mit dem Finger kaum,
Da kehrt ſein Geiſt aus ſel'gem Traum.

Noch einmal neigt er ſich dem Bild
Und ſpornt ſein Roß durchs Korngefild.

„Herr Ritter, wollt ihr zum Turnei?
Zu ſpät, zu ſpät, ſchon iſt's vorbei."

Und wer iſts, der den Sieg gewann?
„Walther von Birbach, der kühne Mann."

Walther von Birbach? ſpottet nicht,
Sonſt fühlt ihr ſeines Arms Gewicht!

Doch wie er ritt zum Thor hinein,
Ihm neigen alle Fähnelein.

Und wie er lauscht, thut jeder Mund
Mit Preisen seinen Namen kund.

Drei Ritter kommen vom Turnei:
„Ach, edler Sieger, gib uns frei!

„Wir bieten hohes Lösegeld,
Dein starker Arm hat uns gefällt."

Da sagt es in des Ritters Sinn:
„Maria war die Siegerin." —

„Nicht meine Kraft hat das gethan
Kein Lösegeld darf ich empfahn.

Ihr müsset dienen lebenslang,
Dienen Marien!
Der lieben Frau, die euch bezwang,
Alle Himmel bieten ihr Ehre."

[1]) Im Jahre 1403 wurde in Darmstadt ein berühmtes und in der Zahl das 23. Turnier gehalten, wobei sich 2 Fürsten, 18 Grafen, 17 Freiherren, 52 Ritter und 288 Edele befanden.

„Kurz vor diesem Turniere hatten sich aber einige hessische und fränkische Ritter in Werthheim beim Weine entzweit. Die Franken hatten den Hessen vorgeworfen, sie nährten sich

aus dem Stegreife. Dagegen hatten diese die Franken beschuldigt, sie entehrten den Adel durch Krämerei. Ein Wort gab das andere, und beide Partheien gingen in großer Erbitterung auseinander. Der erlittene Unglimpf ward den Landsleuten mitgetheilt, die Landsmannschaften fühlten sich gegenseitig schwer beleidigt, man nahm sich vor, die Schmach auf dem bevorstehenden Turniere zu rächen.

„In Darmstadt selbst fehlte es an einem Platze, der zu einem Turniere geräumig genug gewesen wäre. Man errichtete darum die Schranken außerhalb der Stadt, und hier sammelten sich 120 Franken und die Hessen mit 144 Helmen.

„Da man indessen von der Spannung der beiden Landsmannschaften unterrichtet war und Unheil fürchtete, hatte man die best[illegible] Vorkehrungen zu Verhütung einer ernstlichen Fehde getroffen. Dennoch artete das fröhliche Spiel in blutigen Kampf aus. Von beiden Partheien blieben einige Todte. Winkelmann bewahrt uns davon noch den alten Reim:

„Zu Darmstadt in den Schranken
„Blieben neun Hessen und siebzehn Franken."

Die Urheber des Streites ritten zwar sogleich hinweg, und man suchte das Turnier fortzusetzen. Die Lust war aber einmal gestört, — und man ging noch an demselben Tag wieder auseinander." (Grimm, Vorzeit ꝛc. S. 14, 15.)

Georg von Frankenstein.

Volkslied.

In einem Moor sehr groß und tief,
Ein böser Drach sich sehen ließ.

Dem ganzen Land viel Schrecken bringt,
Viel Menſchen und viel Vieh verſchlingt.

Und mit des Rachens böſem Duft
Vergiftet er ringsum die Luft.

Daß er nicht dringe zu der Stadt,
Beſchloß man im gemeinen Rath,

Zwei Schaaf zu geben alle Tag,
Um abzuwenden dieſe Plag.

Und da die Schaafe ſchier alle dahin,
Erdachten ſie noch andren Sinn,

Zu geben einen Menſchen dar,
Der durch das Loos gewählet war.

Das Loos ging um ſo lang und viel,
Bis es auf's Königs Tochter fiel.

Der König ſprach zu'n Bürgern gleich:
„Nehmt hin mein halbes Königreich!

„Ich gebe auch an Gut und Gold,
Von Silber und Geld ſo viel ihr wollt,

Auf daß mein Tochter, die einig Erb,
Noch lebe, nicht ſo bös verderb."

Das Volk ein groß Geſchrei beginnt:
„„Einem andern iſt auch lieb ſein Kind!

„„Hältſt Du mit Deiner Tochter nicht
„„Den Schluß, den du ſelbſt aufgericht,

„„So brennen wir dich zu der Stund
„„Sammt deinem Pallaſt auf den Grund.

„„Du glaubſt wohl, deine Tochter gut,
„„Wär beſſer als arm Bauern Blut!““

Da nun der König Ernſt erſach,
Ganz leidig er zu ihnen ſprach:

„So gebet mir doch nur acht Tag,
Daß ich der Tochter Leid beklag.“

Darnach ſprach er zur Tochter ſein:
„Ach Tochter, liebſte Tochter mein!

„So muß ich dich jetzt ſterben ſehn,
„Und all mein Tag in Trauern ſtehn.“

Da nun die Zeit verſchwunden war,
Lauft bald das Volk zum Pallaſt dar,

Und drohet ihm mit Schwert und Feuer,
Sie ſchrien hinauf gar ungeheuer:

„„Haben wir nicht geopfert Gut und Blut,
Jetzt willst du zögern mit deinem Gut,

Willst du um deiner Tochter Leben
Dein ganzes Volk dem Drachen geben?““

Da es nicht anders mochte seyn,
Gab er zuletzt den Willen drein.

Er kleidet sie in königlich Wat,
Mit Weinen und Klagen er sie umfaht.

Er sprach: „Ach weh mir armen Mann!
„Was soll ich jetzund fangen an?

„Die Hochzeit dein war ich bedacht
„Zu halten bald mit herrlicher Pracht,

„Mit Trommeln und mit Saitenspiel,
„Zu haben Lust und Freuden viel.

„So muß ich mich nun dein verwegen,
„Und dich dem grausen Drachen geben.

„Ach Gott, daß ich vor dir wär todt,
„Daß ich nicht seh dein Blut so roth.“

Er gab ihr weinend manchen Kuß,
Sein Töchterlein fiel ihm zu Fuß:

„„Lebt wohl, lebt wohl, Herr Vater mein!
„„Gern ſterb ich um des Volkes Pein.““

Der König ſchied in Gram und Graus,
Man führte ſie vor die Stadt hinaus.

Sie kniete wohl betend auf einem Stein,
Da kam der Ritter von Frankenſtein.

„O Jungfrau zart! gieb mir Beſcheid,
Warum ſtehſt Du in ſolchem Leid?“

Die Jungfrau ſprach: „„Flieh bald von hier!
„„Daß du nicht ſterben mußt mit mir.““

Er ſprach: „O Jungfrau fürcht' dich nicht,
„Vielmehr mit Kurzem mich bericht,

„Was deut's, daß ihr allein da weint,
„Ein großes Volk herum erſcheint?“

Die Jungfrau ſprach: „„„Ich merk' ohn' Scherz,
„„„Ihr habt ein mannlich's Ritterherz;

„„„Was wollt ihr hier verderben
„„„Und mit mir ſchändlich ſterben.““““

Dann ſagt ſie ihm, wie hart und ſchwer,
Wie alle Sach' ergangen wär.

Da ſprach der edle Ritter gut:
„Getröſtet ſeyd, habt freien Muth!

„Ich will durch Hülf von Gottes Sohn
„Euch ritterlichen Beiſtand thun.“

Er bleibet feſt, ſie warnt ihn ſehr,
Da kam der gräuliche Drach daher.

„„Flieht Ritter! ſchont das junge Leben,
„„Ihr müßt ſonſt euren Leib drum geben.““

Der Ritter ſitzt geſchwind zu Roß,
Und eilet zu dem Drachen groß.

Das heil'ge Kreuz macht er vor ſich
Gar chriſtenlich und ritterlich,

Dann rennt er an mit ſeinem Spieß,
Den er tief in den Drachen ſtieß;

Daß gähling er zur Erden ſank
Und ſaget Gott dem Herren Dank.

Dann zog er aus ſein breites Schwerdt,
Und ſchlug den Drachen zu der Erd.

Er ſchwang ſie vor ſich auf ſein Roß
Und ritt wohl vor des Königs Schloß;

Und als er vor das Schloß gekommen was
Der König in dem Winkel saß.

Die Königin sah zum Fenster hinaus;
„Wer bringt uns unser lieb' Kind in's Haus?"

„„Ich bin der Ritter von Frankenstein,
„„Ich hab gerettet das Leben sein.""

„Was sollen wir wohl dem Ritter geben,
„Der unserm Kinde gerettet das Leben?

„Geben wir ihm das halbe Königreich
„Dazu das Töchterlein nehm er auch."

„„Das halbe Königreich mag ich nicht,
„„Dazu das Töchterlein nehm ich nicht.

„„Ich scheide noch zu dieser Stund,
„„Der gräulich Drach hat mich verwundt.

„„Gewendet hab ich des Volkes Noth,
„„So sterb' ich ehrlichen Ritters Tod.

„„Laßt mir ein kleines Kirchlein baun
„„Dazu ein schönes Mariabild 'nein.""

Der König ließ eine Kirche bauen
Darin der Ritter annoch zu schauen.

Sein Grabstein ragt noch heut empor
Zu Nieder-Beerbach am Kirchenthor [1]).

[1]) Zur Zeit als Tribur, das einst zwei deutsche Meilen im Umfange hatte, noch in seiner Blüthe stand, und Rom mit seinem Glanze fast verdunkelte, soll sich in den Sümpfen und Mooren, womit ein großer Theil der jetzigen lachenden Rheinebene damals überdeckt war, ein ungeheurer Drache aufgehalten haben, der die ganze Umgegend mit solchem Schrecken erfüllte, daß die Dorf- und Landbewohner in Haufen nach dem nicht fernen Tribur entflohen, um hinter den wohlbefestigten Mauern der Stadt ihr Leben zu fristen. Allein auch diese wurde bald bedroht, und wenn die Einwohner nicht wie Belagerte leben oder gar Hungers sterben wollten, so waren sie genöthigt so zu verfahren, wie die vorstehende alte Ballade erzählt. Mit dem weiteren Verlauf der Geschichte, bis auf die Aussetzung des Königstöchterlein stimmen die sowohl an der Bergstraße, wie auch in anderen Gegenden Deutschlands verbreiteten mündlichen Sagen überein; nur in der Rettung der Jungfrau weichen sie verschiedentlich von einander ab. Nach Einigen warf sie dem Drachen ein Kreuz, das sie von ihrer Mutter, die Christin geworden, zum Geschenke erhalten, und am Halse trug, in den Rachen, worauf dieser sie unberührt, und sich von ihr in die Stadt führen ließ, wo er dann von Georg von Frankenstein erschlagen wurde. Als das noch heidnische Volk dieses Wunder gesehen hatte, ließ es sich haufenweis taufen. Nach Andern war die Jungfrau die Geliebte des Ritters Georg, nach der wundervollen Rettung ging sie jedoch, statt sich mit ihm zu vermählen, in ein Kloster, um Gott, so lange sie lebe, durch ein heiliges Leben zu danken und zu dienen. Der Ritter Georg baute sich dann eine Klause auf dem Melibokus, um die Zelle seiner Geliebten stets vor Augen zu haben. Allein dies sind wohl nur Widerklänge der Sagen vom Drachenfels am Rhein, in der Schweiz, in

Rheinbayern ꝛc. (Vergl. Vogt's rhein. Geſchichten und Sagen III. S. 261., Schiller's und Kopiſch's Kampf mit dem Drachen, auch Wunderhorn I. 151. Erlach Volkslieder IV. 258 ꝛc.)

Der Baum im Odenwald [1]).

Volkslied.

I.

Es ſteht ein Baum im Odenwald,
Der hat viel grüne Aeſt,
Da bin ich ſchon viel tauſendmal
Mit meinem Schatz geweſt.

Da ſitzt ein ſchöner Vogel drauf,
Der pfeift gar wunderſchön;
Ich und mein Schätzlein lauern auf,
Wenn wir mit'nander gehn.

Der Vogel ſitzt in ſeiner Ruh
Wohl auf dem höchſten Zweig;
Und ſchauen wir dem Vogel zu,
So pfeift er alſogleich.

Der Vogel ſitzt in ſeinem Neſt,
Wohl auf dem grünen Baum;
Ach! Schatz, bin ich bei dir geweſt,
Oder iſt es nur ein Traum?

Denn jüngſt in meinem Morgentraum
Hat mich ein Bild erſchreckt,
Verdorben ſah ich Blatt und Baum
Das Vöglein hingeſtreckt.

Umſchürzt mit einem goldnen Band
Stand, die mir Treue ſchwur,
Mit einem Andern Hand in Hand, —
Ach! war's ein Traumbild nur?

Der Baum, der ſteht im Odenwald
Und ich bin in der Schweiz,
Der Schnee, der liegt ſo kalt, ſo kalt,
Mein Herz es mir zerreißt.

II.

Es ſteht ein Baum im Odenwald,
Ging mir nicht aus dem Sinn.
„Gott grüß dich, ſchönes Jungfräulein;
Wo bind' ich mein Rößlein hin?“ —

„Nimm du es, dein Rößlein, am Zügel, am Zaum,
Bind es an den Lindenbaum,
Und ſetz' dich ein' kleine Weil' nieder,
Und mach' mir 'ne kleine Kurzweil.“ —

„Ich kann es und mag es nicht ſitzen,
Mag auch nicht luſtig ſeyn;
Mein Herz iſt mir betrübet,
Feins Lieb von wegen dein.“

Was zog er aus der Taſchen?
Ein Meſſer war ſcharf und ſpitz.
Er ſtieß es ſeiner Liebe in's Herze;
Das rothe Blut gegen ihn ſpritzt.

Und da er's wieder heraußer zog,
Von Blut war es ſo roth:
„Ach reicher Vater im Himmel,
Wie bitter iſt der Tod!“ —

Was zog er ihr abe vom Finger?
Ein schönes Goldringelein;
Er warf es in's flüssige Wasser;
Es gab einen hellen Schein.

„Schwimm hin, schwimm her, Goldringelein!
Bis an die tiefe See.
Mein feines Lieb ist mir gestorben,
Nun hab' ich kein feins Lieb mehr." —

So geht's, wenn ein Mädel zwei Knaben lieb hat!
Thut wunder selten gut.
Das haben diese beide erfahren,
Was falsche Liebe thut.

[1]) Oestlich von dem Dorfe Groß-Ellenbach gegen Gütersbach und Olfen hin, befindet sich noch auf Groß-Ellenbacher Gemarkung ein Walddistrikt, der nach einem alten Saalbuche des Oberamtes Lindenfels der Speßhart genannt wird. Auch in einer Urkunde von 1430 kommt er unter diesem Namen vor. Vielleicht war er ehedem größer; jetzt aber hat er nur noch zwei Stunden im Umfange. In diesem Reviere findet sich eine lautere Bergquelle, und siebzigjährige Greise erinnern sich, daß vor Zeiten eine uralte Eiche dabei gestanden; auch sollen sich in der Vorzeit zwei Männer daselbst ermordet haben. Ein einfaches niederes Kreuz bezeichnete einst diese Stelle; jetzt liegt der Stein herausgerissen da, ohne Spur einer Jahreszahl oder Inschrift."

(Grimm Vorzeit und Gegenwart, S. 378.)

Vergangenen Herbst besuchte ich diesen Brunnen. Einige junge Odenwälderinnen hatten sich umher gelagert, und verzehrten dort ihr frugales Frühstück. Auf meine Frage nach der Bedeutung des Kreuzes, sangen sie mir statt jeder andern Antwort vorstehende Ballade. Ich war nicht wenig überrascht, zwei Volkslieder, die fast in ganz Deutschland bekannt sind, von denen aber jedes, als für sich bestehend gesungen wird, auf einmal in ihrem Zusammenhange wieder hergestellt zu sehen. Aehnliche Zerstückelungen haben fast alle unsere alten Sagen erlitten, und nur selten möchte es gelingen, die einzelnen Bruchstücke so glücklich wieder zusammen zu finden.

An der Riesensäule im Odenwalde [1]).

Von

Friedrich Ernst.

Durch Jahrtausend' ausgestreckt
Auf der Schlummerstätte,
Hat dich keine Zeit geweckt,
Schreitend zu dem Bette.

Kaum geboren schliefst du ein.
Wann wirst du, zu leben,
Wieder rühren dein Gebein,
Und das Haupt erheben?

Blickſt du niemals auf das Land
Hoch und ſtolz hernieder?
Löſ't der Himmel nie das Band
Deiner Rieſen-Glieder?

Jüngſt erſtand wohl eine Zeit,
Sieges Donner hallte,
Zu erwecken dich bereit,
Nahend deinem Walde.

Und die Eiche neigte ſchon
Froh die grünen Reiſer,
Um zu ſchmücken deine Kron';
Doch es hallte leiſer; —

Jener Donner rollte fort,
Ohne dich zu wecken,
Und die treue Eiche dorrt
Ueber ihrem Recken.

Rieſe, hebſt du nie dein Haupt?
Wirſt du nie erwachen?
Ach, die Eiche ſteht entlaubt!
Keine Donner krachen!

[1]) Die Rieſenſäule liegt unweit des Dorfes Reichenbach. Ihre Länge beträgt 31 Fuß 8 Zoll; der Durchmeſſer am

oberen Ende 3 Fuß 10 Zoll, jener am unteren Ende 4 Fuß 6 Zoll. Einer Volkssage gemäß, war die Säule 11 Fuß länger; das abgesprengte Stück soll sich im Dorfe Bedenkirchen am Fuße des Felsberges befinden. Das Gewicht der Säule schätzt man 61,440 Pfund. Ueber den Ursprung der aus schönem Syenit gehauenen Riesensäule läßt sich nichts Sicheres ermitteln. Wahrscheinlich ist sie wohl ein Werk der Römer, das als Zeichen ihrer Besiegung der Deutschen in irgend einer römischen Stadt (Mainz) errichtet werden sollte; doch auch ebenso wahrscheinlich ein Werk Karls des Großen. An der Säule befinden sich einige Säge-Einschnitte, von welchen Schneider erzählt: „Nach der Leute Bericht solle ein Pfalzgraf diese Säule einstmals nach Heidelberg, sie daselbst aufzurichten, vermittelst ettlicher hierzu gemachter Werkzeuge und hundert vorgespannter Pferde bringen zu lassen sich unterstanden haben, hätte sie aber wegen der schweren Last nicht einmal bewegen können; darauf er sich vorgenommen, die Säule stückweise hinführen zu lassen. Weil es aber wegen der Härte eine geraume Mühe erfordert, bis sie nur den geringen, noch für Augen stehenden Anfang gemacht, als seye es verblieben.“ Kotzebue regte den Vorschlag an, die Riesensäule als Denkmal der Völkerschlacht auf dem Schlachtfelde bei Leipzig zu errichten, und hierauf bezieht sich das vorstehende Gedicht.

Der falsche Eid.

Zu Schönau steht der Bauer vor Gericht:
„Ist deinen Mündeln der Acker nicht?“
Sein Schwur ist falsch!

„Laß ab die Hand von fremdem Gut,
Denn fremdes Gut gedeiht nicht gut!“
Sein Schwur iſt falſch!

„Dich rührt nicht das Wimmern der Kindlein klein?
Der Acker iſt ihnen, er iſt nicht dein!“
Sein Schwur iſt falſch!

„O heb' nicht zum Schwur empor die Hand,
O ſchwöre nicht falſch um ein klein Stück Land!“
Sein Schwur iſt falſch!

„Zu Füßen öffnet ſich dir der Grund,
Und du verſinkſt in den klaffenden Schlund!“
Sein Schwur iſt falſch!

Ihn rührt nicht das Wimmern der Kindlein klein,
Er ſchwöret zu Gott: „der Acker iſt mein!“
Sein Schwur iſt falſch!

Da klafft die Erde und ſchlingt ihn hinab,
Nur oben blieben die Schuh und der Stab.
Sein Schwur iſt falſch [1])!

[1]) Im Odenwald beim Kloſter Schönau liegt ein Ort genannt zum falſchen Eid. Da hat auf eine Zeit ein Bauer geſchworen, der Acker gehöre ſein, alsbald öffnete ſich der

Erdboden unter seinen Füßen und er versank, daß nichts übrig blieb, als sein Stab und zwei Schuhe. Davon hat die Stelle den Namen erhalten.

Sonst weiß man auch von Meineidigen, daß ihnen die aufgerichteten Finger erstarren und nicht mehr gebogen werden mögen, oder daß sie verschwarzen; auch daß sie nach dem Tod der Leute zum Grab herauswachsen.

(Vergl. Grimm Sagen I. 160.)

Eginhard und Emma.

Von

O. F. Gruppe.

Die Fackeln sind erloschen in Kaiser Karls Pallast,
Die Müden alle schlafen nach Tages Lust und Last,
Die Stunden gehn so stille und leise fällt der Schnee,
Doch leiser geht die Liebe auf leichtgehobenem Zeh.

Eginhard und Emma, liebeselig Paar!
Habt ihr nun einander? nehmt der Stunden wahr!
Sie lehnten Wang' an Wange und flüsterten so sacht,
Und küßten sich unterweilen wohl in der stillen Nacht.

Da sprang sie aus den Armen des Geliebten auf,
An das Fenster trat sie mit behendem Lauf,
Ach sie sah mit Schrecken dämmern schon den Tag,
Und daß in dem Hofe Schnee gefallen lag.

Ihre ſchönen Augen wurden thränennaß,
Kaiſer Karls Tochter, die ſich ſo vergaß,
Bin ich nicht unſelig und ein Unglückskind?
Geh, Guter, laß uns ſcheiden, eh' die Zeit verrinnt.

„Warum alſo weinen? Morgen in der Nacht,
Wenn ſie alle ſchlafen, komm' ich ja wieder ſacht.“ —
Nein geh', und nimmer wieder! Soll ich weinen nicht?
Erbarme dich des Mägdleins, der das Herze bricht.

„Ja gerne will ich gehen, aber ſchau doch nur,
Der Schnee im Hof verriethe meiner Füße Spur.“ —
O laß mich Arme ſterben, lieber Gott:
Kaiſer Karls Tochter wird aller Welt zum Spott.

Helle Thränen floßen nieder in ihren Schooß,
In der Dämmerſtunde ward ihr Schluchzen groß.
Da ſprang ſie auf und Freude ſprüht' aus den Thränen hervor,
Sie ſprach: ich trage dich ſelber durch den Hof an das Thor.

Auf den ſchlanken Rücken nahm ſie Herrn Eginhard,
Auf ihren ſchönen Hüften ſaß er nach Reiterart:
So lief ſie mit zarten Zehen durch den dünnen Schnee,
Trug ihn ſtark und ſprang dann zurück ſo leicht wie ein Reh.

Und warf alsbald ſich nieder vor der Himmelsmagd,
Ach, mit pochendem Herzen hat ſie Gebete geſagt,
Alle, die ſie wußte und aus dem Herzen noch mehr,
Daß die heilige Jungfrau ihr geſchenket Kraft und Ehr.

Kaiſer Karl nun aber lag wach in ſelber Nacht,
Er dachte ſeines Reiches und dacht an Krieg und Schlacht;
Doch wie er denn ſah fallen draußen den lichten Schnee,
Dacht er: Nun, das iſt Spurſchnee, zu jagen Hirſch und Reh!

Er trat an's Fenſter: was ſah er? er ſah ein Mägdelein;
Drauf ſaß als wie zu Roſſe rittlings ein Ritter fein;
Das Mägdlein war ſein Töchterlein, der Ritter war Eginhard:
Da faßte Kaiſer Karl ſich gar ſeltſam in den Bart.

In der Morgenſtunde zu Aachen vor dem Schloß
Ließ der Jägermeiſter zäumen Zelter und Roß,
Und die Hunde koppeln, denn er dachte ſich
Kaiſer Karl heut würde jagen luſtiglich.

Im lockern Schnee ſcharrten die Roſſe ſonder Ruh,
An den Koppeln zerrten die Hund' und bellten dazu;
Doch im Schloß die Fräulein ſuchten die Pelz im Schrank,
Und die Ritter nahmen Armbruſt und Bolzen blank.

Nur Kaiser Karl gedachte nicht der Jägerluſt,
Hohen Rath zu halten gedacht' er in der Bruſt.
Allen ſeinen Helden er alſogleich befahl
Zu Gericht zu ſitzen im hohen Kaiſerſaal.

Und ſie ſitzen im Kreiſe zum hochernſten Gericht
Und auf dem Thron der Kaiſer, ſiehe der Kaiſer ſpricht:
Ihr meines Reiches Räthe, rathet mir ohne Hehl:
Eine Königstochter beging einen ſchweren Fehl.

In ihre Kammer nahm ſie zu Nacht einen Schreiber ein,
Wer weiß, was ſie gebriefet? das aber ſah man fein,
Daß, als der Morgen tagte und Schnee gefallen lag,
Das Königskind den Schreiber trug rittlings, Huckepack!

Da ſcholl ein helles Lachen den Saal wohl auf und ab,
Nur Kaiſer Karl ſaß ernſt da, bis man ſich deß begab.
Er ſprach: Ihr meine Räthe, wir ſitzen zu Gericht;
Was nun verwirkt die beiden, das ſagt und hehlt mir's nicht.

Und ferner ſprach der Kaiſer: Gebt mir zum erſten Rath,
Was wohl die Königstochter verdient um ſolche That.
Sie riethen wohl verſchieden, doch alle ſtimmten ein,
Daß in den Sachen der Minne am beſten wäre: verzeihn!

Da schüttelte der Kaiser sein würdig Lockenhaupt:
Erwägt, es ist die Sache wohl ernster, als ihr glaubt.
Nun aber gebet alle mir zum andern Rath,
Was wiederum der Schreiber verdient um solche That.

Sie riethen wohl verschieden, doch alle stimmten ein,
Daß in Sachen der Minne am besten wär: verzeihn!
Nur der Räthe Jüngster, der ward wohl bleich und roth,
Nun kam an ihn die Reihe, er sprach: Er verdient den Tod!

„Den Tod nicht," sprach der Kaiser, das wäre wohl zu hart,
Den Tod nicht, weil die Liebe ihn zwang, Herr Eginhard!
Nein nimmermehr, es falle die Schuld auf beide gleich,
So dünkt es mich; nun redet ihr Herrn, wie dünkt es euch?"

Da priesen alle Räthe Kaiser Karls Gerechtigkeit
Und seine große Milde jetzt und allezeit.
Dann aber fragten Manche Kaiser Karl ihren Herrn,
Wer die Königstochter wäre, sie meinten, er sag es gern.

Er sprach: „Ja, wie ich sagte, sie ist eines Königs Kind,
Doch jetzt eines Kaisers Tochter — ich sah's, o wär ich blind!
Doch wer der Mann gewesen, erkannt ich nicht so recht,
Und weiß es nur einer, wohlan ihr Herrn, so sprecht.

Da ſahen wohl die Räthe verwundert einander an,
Doch der da ſaß zu unterſt im Rath der jüngſte Mann
Der ſprach: mein Herr und Kaiſer, ihr wißt und ich leugne nicht,
Ich wars, nun laſſet halten über mich Gericht.

Da war ein großes Staunen wohl auf der Räthe Bank,
Da ging ein Murmeln und Raunen wohl den Saal entlang.
Dann aber fragten Manche Kaiſer Karl ihren Herrn,
Wer die Kaiſers Tochter wäre, ſie meinten, er ſag es gern.

Er ſprach: ich bin der Kaiſer: wer iſt an Macht ſo reich,
Und Emma iſt meine Tochter, wer iſt an Schmerz mir gleich?
Da deckt' er mit den Händen, ach, ſein Angeſicht,
Helle Thränen floſſen, er bezwang ſie nicht.

Da war im Saal ein Schrecken und ein tiefer Schmerz,
Alle Räthe ſchwiegen, und Einer ſchlug ſich an's Herz;
Er warf ſich auf die Erde, er weinte bitterlich,
Er dachte den Schmerz des Kaiſers, er dachte nicht an ſich.

Da ſprach der Kaiſer ſtrenge: Wo bliebe Zucht im Land,
Wenn an des Kaiſers Tochter ſolches wird erkannt!
Ich ſage los von ihr mich, fort beide von Hof und Haus!
Sey euch der Himmel gnädig, ich aber ſtoß euch aus!

Da hob ſich von der Erde und ging Herr Eginhard;
Doch als des Kaiſers Tochter der Spruch gemeldet ward,
Da legte ſie vor Schmerzen die Hand an ihre Bruſt:
Gnade Gott mir, ſprach ſie, ich hab es wohl gewußt.

Nun ging in ihre Kammer die kummervolle Maid,
Da zog ſie aus wohl eilig ihr goldgewirktes Kleid,
Und löſt' aus ihren Haaren den Kranz von Edelſtein,
Das nahm ſie und verſchloß es jedes in ſeinen Schrein.

Ein graues Kleid der Trauer zog ſie dafür an
Und auf den Tiſch die Schlüſſel legte ſie ſorgſam dann,
Und ſprach zu ſich beſinnlich: That ich auch Alles ab?
Vom Vaterhauſe geht es, ach, wie vom Leben ins Grab.

Noch einmal kam ſie wieder, ſie hatt' ein Täubchen zahm,
Das aus ihrem Munde ſeine Speiſe nahm.
Sie küßte die weiße Taube, Thränen brachen ihr aus:
Wir müſſen beide nun ſcheiden, ſuche dir ein ander Haus!

Herr Eginhard nun aber, ſo wie er ging und ſtand,
Nahm er den Weg zum Thore und ins beſchneite Land.
Er mußte die Spur ſich treten, der Mann mit düſterm Sinn:
Er ging neben der Straße, doch wußt' er nicht, wohin.

Oft stand er voll Gedanken; da kam die schöne Maid
Des Weges auch gegangen in ihrem grauen Kleid.
Sie gingen geschiedene Stege, der Weg dazwischen lag,
Sie sprachen nicht miteinander und sagten nicht guten Tag.

So pilgerten sie beide den Tag und auch die Nacht,
Wohl übern Rhein und weiter. Wer hätte wohl gedacht,
Daß das die Füße vermöchten! Ohne Speis' und Trank
Pilgerten sie drei Tage und drei Mondnächte lang.

Und an dem vierten Abend, es ging der Wind so kalt,
Da sahen sie ein Feuer in einem schwarzen Wald.
Es saßen Waldleut in einer Felsenkluft,
Die brieten gutes Wildbrät, das war zu spüren am Duft.

Nun kamen die Müden beide und baten um Verlaub
Sich ans Feuer zu setzen. Die Leute häuften Laub
Und machten ihnen Lager, warm, weich und breit,
Zwei besondre Betten, doch von einander nicht weit.

Sie ließen drauf sich nieder und schliefen ein gar bald;
Es rauscht über ihnen so sanft der Tannenwald.
Sie schliefen bis zum Mittag: wie gönnt ihnen mein Herz
Ihren tiefen Schlummer ohne Traum und Schmerz!

Und doch als Emma erwachte, ſchien ihr Alles Traum,
Wie ſie hierher gekommen in dieſen Waldesraum.
Ach, bald mit wachen Augen ward ihr wohl wieder klar,
Daß ſie fern vom Hauſe, verwaiſt, verſtoßen war.

Auch die Waldleut waren alle fort,
Zur Arbeit ausgegangen und leer war der Ort.
Doch Eginhard der ſchnarchte. Wie ſie ihn hört' und ſah,
Klopft ihr das Herz im Buſen, wie wohl ward ihr da!

Sie ſetzte ſich zu ihm nieder, doch ließ ſie ihm ſeine Ruh,
Mit Laub die ſchönen Glieder deckte ſie ihm zu;
Dann ließ ſie ihre Augen rundum ſpähend gehn:
Da hat ſie an dem Feuer etwas braten geſehen,

Und auch den Duft gerochen, den das Wildbrät gab:
Wie gern für den Geliebten ſchnitte ſie etwas ab.
Und ſiehe da, ein Meſſer — zwei Meſſer! lagen hier,
Und Brod zwei gute Schnitte, und ſtanden zwei Krüge Bier.

Da leuchtete dem Mädchen gar bald klärlich ein,
Zur Labung ihnen Beiden ſolle dieſes ſeyn.
Mit raſchem Sprunge ſprang ſie zu Herrn Eginhard,
Mit ſüßem Ton ihn weckend und mit ſüßtrauter Art.

Wie der die Augen aufſchlug und ihren Ton vernahm
Und ihr Geſicht ſah lächeln, wie wohl ihm das bekam!
Sie aber kam geſprungen und bracht ihm Fleiſch und Brot,
Zugleich auch in der Linken ſie ihm zu trinken bot.

Er trank zuerſt, dann aß er und ſie nicht minder trank,
Den guten Waldleuten ſagten ſie vielmal Dank,
Und wollten nun ſie ſuchen, doch finden war ſchwer,
Sie ſuchten immer weiter und kamen ab je mehr und mehr.

Sie kamen nun in Lande, da war kein Schnee zu ſehn,
Doch an des Berges Fuße ſahn ſie den Mainſtrom gehn.
Auch trat die Sonn aus Wolken und ſchien ſo licht und warm,
Sie ſprachen liebe Worte und waren ohne Harm.

Er ſprach: Dich anzureden hatt' ich nicht den Muth,
Weil du um mich gelitten; du aber biſt ſo gut.
Vergib mir und vergiß mir, was ich dir gethan:
Du biſt des Kaiſers Tochter, mir ziemte nicht dir zu nahn.

Sie ſprach: Willſt du mich mahnen, daß ich verſtoßen bin
Von Vaters Haus und Herzen? Was bleibt mir noch Gewinn?
Und willſt Du mir nicht bleiben, da Alles mich verläßt —
Hier hielt ſie ſchluchzend inne und ſchlang um ihn ſich feſt.

Er trocknet ihre Thränen und ſah ſie freundlich an,
Da war Herr Eginhard wohl ein hochbeglückter Mann.
Er fühlte Herz an Herzen ihr hochwogend Blut:
Gern hätt' er ſie geküſſet, doch hatt' er nicht den Muth.

Sie ſahn die Sonne ſinken. Da zog er ſein Schwert heraus,
Und hieb vom Baum die Zweige und baute davon ein Haus;
Er hieb die Aeſt und Zweige, ſie ſammelte und trug,
Und ſieh, ein Dach war fertig, für zweie groß genug.

Nun ſahn ſie's an mit Freuden, doch ernſter wurden ſie:
Sollen wir mitſammen beide wohnen hie?
Und haben doch den Segen ſelbſt des Himmels nicht —
Da rollten wieder Thränen über ihr ſchönes Geſicht.

Er aber macht aus Scheiten ein Kreuz und ſtellt' es hin,
Da knieten vor dem Kreuze die beiden mit frommem Sinn:
Lieber Gott im Himmel, geſcheh der Wille dein,
Gib uns deinen Segen und laß uns ehlich ſeyn.

Wir haben nicht verdienet, daß du uns gnädig biſt,
Doch nimm uns an zu Gnaden, gib uns zur Reue Friſt.
Um deines Sohnes willen, der hingab ſeinen Leib,
Gib deinen heiligen Segen und laß uns ſeyn Mann und Weib.

Da schien die Sonn aus Wolken mit rothgoldnem Strahl,
Verklärt in sel'gem Glanze lagen Berg und Thal.
Dann hörten sie ein Flattern, das hoch vom Himmel kam,
Das war eine Taube, die Sitz auf dem Kreuze nahm.

Sie knieten lang, dann standen sie auf, so frohbewußt,
Da gab es ein Umarmen, ein Pressen Brust an Brust,
Da gab es ein langes Küssen, Niemand hats gezählt:
So wurde Fräulein Emma Herrn Eginhart vermählt.

Und wie sie so sich küßten, flatternd drängte sich
Zwischen ihre Küsse die Taube wunderlich.
Sie wehte mit sanften Flügeln beider Wangen an
Und drängte sich mit dem Schnabel zwischen Emma und ihren Mann;

Denn das war Emma's Taube, die nachgeflogen kam,
Die sonst aus ihrem Munde ihre Speise nahm.
Wie Emma sie erkannte, vergaß sie aller Noth
Und kos't ihr und gab ihr von der Waldleute Brod.

Nun kam des Abends Dunkel; sie traten unter Dach
Und ruhten bei einander im niedern Brautgemach.
Sie flüsterten und küßten und schliefen ein gar bald
Und süß zu ihren Träumen rauschte der Buchenwald.

Und nun am andern Morgen, als sie so frisch erwacht,
Wie lag zu Berges Füßen das Land in sonniger Pracht.
Es sprang in ihren Adern neugeschaffen Blut,
Ihr Herz war voller Frieden, die Welt war schön und gut.

Wie Adam einst mit Eva eintrat in's Paradies;
Nicht anders schauten Beide was rings sich schauen ließ.
Sie mochten gern erspähen, wo sie gebaut ihr Dach,
Und siehe da, dicht neben floß über Felsen ein Bach.

Sie folgten nun dem Wasser durch's sonnige Frühlingsgrün
Und sahn in einem Grunde viel weiße Blüthen blühn,
Im Wald versteckt, betreten von keines Menschen Fuß:
Da boten sie dem Grunde freundlich ihren Gruß.

Sie gingen bald nach Hause, Herr Eginhard rief aus:
Nun muß ich mir auch schaffen gut Geräth ins Haus!
Zuerst aus seinem Helme macht er in Seelenruh
Eine Schal und schnitzte auch zwei Löffel dazu.

Und schnitt sich einen Bogen aus eines Baumes Ast
Mit seinem Schwert und drehte die Sehn aus starkem Bast.
Dann hat er seinem Weibe „Behüt dich Gott" gesagt,
„Gesegne Gott das Waidwerk und gebe mir gute Jagd."

Er ging am kühlen Bache bergab und thalentlang,
Da sah er, wie am Wasser ein junges Hirschlein sprang.
Rasch spannt' er seinen Bogen mit aller seiner Kraft,
Er schoß — das Hirschlein stürzte, durchbohrt von des Pfeiles Schaft.

Froh mit der schweren Beute bergauf an Baches Rand
Zu seinem Weibe lief er, die er sitzend fand
Eine Hirschkuh melkend in den Helm: die Kuh
Mit den frommen Augen sah ihr selber zu.

So lebten nun die Beiden nach schönem Waldesbrauch:
Wie sehr muß ich sie neiden, wie gerne thät ich's auch!
Nun laßt uns aber schauen nach Kaiser Karl zurück.
Dem war wohl entflohen seiner Tage Glanz und Glück!

Trüb war sein Blick, sein Gang schwer, die Krone drückt' ihn fast,
Was sonst ihm Lust gewährte, war ihm alles Last.
Der Becher, den er leerte, mundete ihm nicht,
Er that nichts recht aus Freude, er that es nur aus Pflicht.

So lebt' er fünf Jahre, das war lange Zeit:
Am Tisch und in dem Hause fehlt' ihm seine Maid.
Er sprach: Ich habe Kummer und sie hat Leid und Noth;
Vergebens war mein Suchen, ach, sie ist wohl schon todt.

Und ſelbſt das frohe Jagen, das ſonſt war ſeine Luſt,
Erlabte nicht wie ehmals Kaiſer Karls Bruſt.
Er ließ die Hunde jagen, weit ab durch den Tann,
Er ſelbſt ging trüb und einſam, der kaiſerliche Mann.

So hatt' er auch verloren ſich einſt im Odenwald,
Er ließ ins Moos ſich nieder, Schlaf beſchlich ihn bald.
Da träumt' ihm, Räuber kämen und nähmen ihm ſein Schwert,
Und als er erwachte, fand er ſich unbewehrt.

Da ſah er wohl ein Wunder, nicht Räuber waren da,
Ein kleines blondes Knäbchen war Alles, was er ſah.
Das Knäblein trug ein Röcklein von Pelzwerk bunt und werth,
Und hielt in kleinen Händchen des Kaiſers großes Schwert.

Da ſprach der Kaiſer lachend: Ei da, du kleiner Fant,
Wo will das Schwert mit dir hin? gib mir's in meine Hand.
Das Knäblein ſprach: Ich geb's nicht, iſt dir auch nicht Noth,
Unſre Hirſch und Rehe willſt du ſtechen todt.

Da ſprach der Kaiſer lachend: „Du ſprichſt in einem Ton,
Du kleiner Waldgeſelle, als wärſt du Königsſohn."
Das Knäblein ſprach: Und willſt du, Mann, nicht hören mir,
So geh ich gleich zur Mutter, wart, ich ſag es ihr!

Der Kaiser sprach: „Ja rufe deine Mutter her,
Sag ihr, ich wär der Kaiser, und hätt' ihrer Begehr."
Da sprach das kleine Knäblein, sein Besinnen war nicht groß:
Mutter kann nicht kommen, sie hat das Kind auf dem Schooß.

Der Kaiser sprach mit Lachen: „So muß ich mich bemühn!"
Das Knäblein mit dem Schwerte lief voran durch das Grün.
Er lief und rief zur Mutter: Mutter, nimm das Schwert,
Der Mann will mir's nehmen, dem hat es zugehört.

Da sah der Kaiser sitzen ein wunderherrlich' Weib,
Mit langen goldnen Haaren, von Antlitz schön und Leib:
Eine Königin des Waldes! voll stiller Mutterlust
Säugte sie ein Kindlein an ihrer blühenden Brust.

Voll Schaam den schönen Busen bedeckte sie sofort,
Sie sah den Fremden und hörte nicht auf des Knaben Wort.
Den Mann von ernster Hoheit mit greisem Bart und Haar,
Sie glaubt ihn wohl zu kennen und wußte nicht, wer er war.

Er sprach: Gott grüß dich Tochter — So sprach er, weil sie jung
Und schön war — kannst du reichen mir einen kühlen Trunk?
Sie lief behend hinunter, wo die Quelle sprang,
Und schöpft' und kam und reicht' ihm: er trank und sagt ihr Dank.

Sie sprach: Ihr müßt auch essen, ihr könnet so nicht fort,
Denn weithin in die Runde trefft ihr nicht Stadt, nicht Ort.
Nun setzt euch hier in's Kühle, gleich bin ich wieder da.
Mit Staunen sich der Kaiser die schmucke Hütte besah.

Sie war aus glatten Stämmen gefügt mit Kunst und Fleiß,
Geziert mit weißer Rinde und mit geschältem Reis,
Und wohl mit grünem Moose gepolstert und verwahrt.
Und hingen Hirschgeweih umher nach Jägerart.

Da kam zurück vom Jagen Herr Eginhard nach Haus,
Er bracht auf seinen Schultern ein gutes Wild zum Schmaus,
Und Fisch in einem Netze, die legt' er auf den Tisch,
Und schaute drein so munter, so fröhlich und so frisch.

Doch wie er sah den Fremden, hat Staunen ihn erfaßt:
„Willkommen, herzwillkommen, ihr seyd mein erster Gast."
Er schüttelt' ihm die Rechte und schlug ihm in die Hand,
Daß es Kaiser Karl war, hat er nicht erkannt.

„Nun Weib, bring uns zu essen, denn es ist Mittagszeit,
Ich hab gejagt im Walde und der Fremde kommt von weit."
Doch Emma stand und lauschte, und lehnt' an die Wand ihr Ohr,
Ihr kam des Fremden Stimme so lieb und traulich vor;

Ihr schlug das Herz im Busen, gleichwie vor Lust und Schmerz,
Längstentschwundne Bilder stürmten an ihr Herz.
Dann mußte sie zum Feuer, sie wendete den Spieß,
Am Dufte schon der Braten sich ringsum spüren ließ.

Den dampfend heißen Braten trug sie nun unter's Dach,
Die Schüssel mit den Beeren trug ihr das Knäbchen nach.
Nun setzten sich die dreie gesellig um den Tisch:
Da gab es süße Früchte und schmackhaft Fleisch und Fisch.

Und Emma schnitt das Wildbrät kunstrecht, wie sich's gehört,
So wie es einst der Vater zu Aachen sie gelehrt.
Er schaute zu und freute sich über jeden Schnitt —
Doch plötzlich eine Thräne Kaiser Karl entglitt.

Und alles, wie ers liebte, auf Blättern, Beeren roth —
Wie ſie nun freundlich bittend ſein Lieblingsſtück ihm bot;
Da rief er: Emma! Tochter! — es wankten Fleiſch und Fiſch,
Wie ſie ſich wild umarmten — die Aepfel rollten vom Tiſch.

O Vater, lieber Vater! O Emma, ſüßes Kind!
Geſegnet dieſe Stunde, da ich dich endlich find!
Was hab ich dich geſuchet — und das iſt Eginhard!
Ich bin's, ſprach er von Ferne aus ſeinem braunen Bart.

Da bot der Kaiſer wieder die Hand ihm traulich hin,
Der legte drein die ſeine mit ehrerbiet'gem Sinn.
Doch Emma ſprang von dannen, und kam ſo froh gerannt,
Den Säugling auf dem Arme, den Knaben an der Hand.

Der Knab' in ſeinem Fäuſtchen trug noch das große Schwert;
Er ſprach: Ich ſoll dir's bringen, hat Mutter mich gelehrt.
Der Kaiſer ſprach: Behalt es, bis du groß worden biſt,
Dann führ' es mir zu Ehren! Und hat ihn viel geküßt.

Da ſchollen Hörnerklänge luſtig durch den Wald,
Laut und immer lauter, nahe kam es bald.
Kaiſer Karls Gefolge ſuchte ſeinen Herrn,
Jubelſtimmen ſchollen, ſie ſahn ihn ſchon von fern.

Der Kaiser sprach: Da sehet, ich that den besten Fang:
Dies hier ist meine Tochter, ich sucht' sie jahrelang.
Da beugten sich die Ritter, tief neigten alle sich,
Doch Emma sah so freundlich und stand so königlich.

Der Kaiser sprach: Bescheidet die Roß' und Wagen her
Und bringet Wein zur Stelle, hier sind die Krüge leer.
Nun Kinder, ja das lob ich, ihr habt ein schönes Haus;
Doch über unsrer Freude ist kalt geworden der Schmaus.

Nun gingen sie zu Tische, für alle war genug,
Die Ritter in dem Grase füllten manchen Krug,
Sie tafelten im Grünen beim hellen Sonnenschein,
Die Nachtigallen sangen, die Becher klangen darein.

Doch als der Kaiser mahnte zum Aufbruch aus dem Wald,
Da weinte Emma Thränen: Willst du von uns so bald?
„Nicht ich von euch, ihr müsset ja mit mir auf mein Schloß,
Nun rüstet, macht euch fertig, es geht sogleich zu Roß!"

Sie kleidete die Kinder in warme Pelzchen fein,
Und packte viel zusammen, nur nicht das Haus mit ein.
Sie ließ die zahmen Hirsche aus ihrer Hürd' heraus:
„Lebt wohl, ich muß nun scheiden, leb wohl, du Waldeshaus."

Sie kamen nun zum Grunde im tiefen Wald verſteckt,
Da ſtanden alle Bäume mit Aepfeln reich bedeckt.
„Seht meinen Obſtgarten!“ ſprach Emma hoch zu Roß,
„Wer wird den Segen pflücken? Ich zieh auf des Vaters Schloß!“

Und weiter an dem Waſſer zogen ſie in's Thal,
Da wandt im Abendglanze ſich Emma noch einmal:
„Leb wohl, o du Wald, nun lebe mir wohl, zu ſelige Statt!“
Nach dieſen Worten der Odenwald und der Ort den Namen hat.

Sie lebten nun mitſammen zu Aachen in dem Schloß,
Herr Eginhard am Hofe der Ehren viel genoß;
Er folgte ſeinem Kaiſer in großer Thaten Lauf,
Erſt half er ſie vollbringen und ſchrieb hernach ſie auf.

Und als ſie mußten ſterben, hat man ſie beigeſetzt
Zu Seligenſtadt im Kloſter, da ruhen ſie noch jetzt,
Beide bei einander: und wer mir das nicht glaubt,
Der kann die Steine leſen, die ruh'n ob ihrem Haupt [1]).

[1]) Das Chronicon laureshamense, in codice lauresh. ed. Mannhem. 1768. 4. I. p. 40—46. erzählt dieſe Geſchichte, jedoch mit der Variante, daß Karl ſeine Tochter und Eginhard nicht verſtieß, ſondern Gnade für Recht ergehen ließ,

und die Liebenden mit einander verehelichte. Alle lobten mit Freuden des Kaisers Sanftmuth, der den Schreiber vor sich forderte und also anredete: „schon lange hätte ich deine Dienste besser vergolten, wo du mir dein Mißvergnügen früher entdeckt hättest (Eginhard hatte nämlich, weil er fürchtete, seine Liebe zu Emma würde bald an das Tageslicht kommen, um seine Entlassung aus Kaiser Karls Diensten angehalten, mit dem Vorgeben: „weil ihm doch sein treuer Dienst nicht vergolten werde"); jetzo will ich dir zum Lohne meine Tochter Imma, die dich hoch gegürtet willig getragen hat, zur ehelichen Frau geben." Sogleich befahl er, nach der Tochter zu senden, welche mit erröthendem Gesicht in des Hofes Gegenwart ihrem Geliebten angetraut wurde.

Der ächte Sarkophag, worin einst Eginhard und Emma mit ihrer Schwester Gisella ruhten, befindet sich jetzt in der Alterthümer-Sammlung des Grafen zu Erbach. In der sogenannten Begräbniß-Kapelle steht er in einer Seitennische zur linken Hand. Einer der letzten Aebte des Klosters Seligenstadt, wo die Gebeine ruhen, glaubte die ehrwürdigen Reste zu ehren, wenn er sie in einem Marmor-Monument in dem Chor der Kirche verwahrte. Der Großherzog von Hessen schenkte im Jahre 1810 den Sarg dem Grafen von Erbach, wie eine Inschrift in der Nische erzählt:

Eginhardi primi hujus pagi Dynastae
Emmae suae, et Gisellae Cenotaphium
Munificentia
Ludovici I. Hassiae Magni Ducis
Francisco Comiti ab Erbach
Ex reliquiis Monasterii Seligenstadt
Dono datum.

Jukunde von Stolzeneck.

Von

Juſti.

Traurig ſinnend ſaß Jukunde
Auf dem hohen Felſenſchloß —
Lehrend ihre beiden Söhne —
Als es ſüß wie Lautentöne
Sich durch's Maienthal ergoß:

„Oeffne deine ſtille Wohnung,
Holde Herzenskönigin!
Einen Ritter ſiehſt Du nahen,
Der, um Minne zu empfahen,
Kommt mit ehrfurchtsvollem Sinn!

„Laß die Todten friedlich ruhen!
Ach! ſchon manche Thräne quoll; —
Bei des Aufgangs Purpurkranze,
Bei der Sterne mildem Glanze,
Bebt mein Herz ſo heiß und voll!“

Zürnend sprach die treue Gattin:
„„Nahe dieser Wohnung nicht!
Schlummert gleich im heil'gen Lande
Längst mein Wilhelm, trennt die Bande
Dennoch Zeit und Schicksal nicht!

„„Dem zuerst mein Herz geschlagen,
Schlägt es bis zur stillen Gruft,
Treue hab' ich ihm geschworen,
Deine Seufzer sind verloren
Und verwehn im Abendduft.““ —

„Treue hast du ihm gelobet; —
Doch der Tod bricht jeden Schwur.
Soll der Wangen Roth verblühen?
Deiner Augen Gluth verglühen?
Lebst du für die Todten nur?“ —

„„Nein! ich lebe frischem Leben,
Meinem holden Knabenpaar!
Seh' ich einst sie herrlich blühen,
Dann mag diese Gluth verglühen,
Die dem Gatten heilig war!““

Ernst und sinnend schwieg Jukunde,
Als der Ritter dieses sprach:
„Edle Frau vom heil'gen Grabe
Komm' auch ich, und süße Gabe
Folget meinem Flehen nach!

„Rudolph bin ich, der die Freundschaft
Deines Gatten hat erstrebt;
Das Gerücht hat dich betrogen,
Prüfend hab' ich dir gelogen;
Wilhelm, der Beweinte, lebt!"

„„Komm herein,"" sprach die Entzückte,
„„Feurig nannte Wilhelm dich
Oft den Freund der zarten Jugend
Und das Urbild heil'ger Tugend;
Neues Leben strömt durch mich!""

Bald erstieg der wackre Ritter
Der Getreuen Felsenschloß;
Aber, welch ein Wonnebeben,
Wilhelm war's, der voller Leben
Selbst in seinen Arm sie schloß [1])!

[1]) Von der sehr alten Burg Stolzeneck, deren dunkelrothe Trümmer schauerlich aus dem Gebüsche hervorragen, gehen viele Sagen im Munde des Volkes herum. Außer

der oben als Romanze mitgetheilten, wollen wir hier noch eine erzählen, die mehr bekannt, aber für poetische Darstellung fast zu complicirt ist. Auf der Burg Stolzeneck wohnte nämlich vor alter Zeit ein Ritter, der mit Gottfried's Heer gegen die Ungläubigen in's heilige Land zog, und seine Schwester mit einigen Dienern allein auf der Burg zurückließ. Während seiner Abwesenheit kam eines Tages ein fremder Ritter, der um die Hand des jungen Fräuleins warb; sein ungestümes Wesen, das nur zu oft in Rohheit ausartete, schreckte sie ab; sie wies ihn deßhalb von sich, und lehnte alle Anträge mit „nein" ab! Der ergrimmte Freier ließ sie in's Burgverließ werfen, und alle Menschen und Thiere, die sich im Schloß vorfanden, ermorden. Nur der Liebling des Fräuleins, ein zahmer Rabe, rettete sein Leben durch schnelle Flucht in den nahen Wald. Der Wütherich, welcher geschworen hatte, der Unglücklichen nicht eher Speise noch Trank zu reichen, bis sie ihm die Hand geben würde, kam alle Tage vor das Gitter ihres Kerkers, und jeden Tag hoffte er, der Hunger würde sie zwingen, in seine Wünsche einzuwilligen; allein zu seinem größten Erstaunen blieb sie fast ein ganzes Jahr hindurch bei dem einmal ausgesprochenen: nein! Der treue Rabe hatte sie nicht verlassen, täglich brachte er ihr Beeren und Früchte ihren Durst zu löschen und ihren Hunger zu stillen, und auf diese Weise fristete er ihr das Leben, bis endlich der Bruder vom Kreuzzuge heimkehrte. Er fand seine Burg ausgestorben und leer; vergeblich sah er hinab vom steilen Berge in's Neckarthal, doch nirgends entdeckte er eine Spur von der geliebten Schwester. Alle Nachforschungen waren umsonst, und schon hatte er die Hoffnung aufgegeben, sie jemals wiederzusehen, da vernahm er plötzlich ein leises Seufzen, eine wehmüthige Klage aus der Tiefe der schrecklichen Gefängnisse drang zu seinem Ohr; schnell folgte er dem bangen Ton, den er bald als die Stimme seiner Schwester erkannte. Sie erzählte ihm, was ihr trauriges begegnet, aber im selben

Augenblicke eilte dem Sturmwind gleich der fremde Ritter daher, stürzte mit gezücktem Schwerte auf den Bruder der Unglücklichen zu, der ohne Wehr und Waffen seinen Streichen beinahe erlegen wäre. Aber, o Wunder! unter Sausen und Brausen flatterte ein Heer krächzender Raben aus dem Dickicht des Waldes herauf, der Liebling des Fräuleins an der Spitze, und fielen über den Fremden her. Dieser vermochte sich des ungeheuren Schwarmes kaum zu erwehren; der Ritter von Stolzeneck benützte diesen glücklichen Augenblick sein Schwert aus der Scheide zu ziehen, und den Bösewicht zu durchbohren; schreiend sank er zu Boden. Die Raben fielen nun mit Gier über ihn her, hackten ihm die Augen aus, und tranken sein warmes Blut und ließen nicht eher von ihm ab, bis er ganz ohne Leben lag; mit gräßlichem Geschrei folgten sie selbst noch seiner Leiche, die in ungeweihter Erde verscharrt ward.

Das Bild des treuen Raben kann man noch in unseren Tagen in einem Bogen der Burg ausgehauen sehen.

Der Ritter von Schwarzach,

von

Friedrich Otto.

Es steht der Ritter von Schwarzach
Am See zu später Stund',
Er blickt empor gen Himmel
Und ringt die Hände wund!
Er klaget um sein Mägdelein,
Das in dem See ertrank,
Ein Kind wie Rosenblüthe
Und wie die Lilie schlank.

Da klingt mit einmal drunten
Ein Glöcklein silberrein,
Und eine Stimme schallet
So sanft, so lieblich drein:
Das ist des Kindes Stimme,
Der Vater kennt sie gut,
Er beugt sich lauschend nieder
Und starret in die Fluth.

„O Vater, lieber Vater,
Wie ist die Welt so schön,
Wenn der Lenz die Triften kränzet,
Die Thäler und die Höh'n!
Wenn die Vögel droben jauchzen
Mit unnennbarer Lust;
Wie ruht sich's auch so wohlig
An treuer Vaterbrust!

„O Vater, lieber Vater,
Wie ist's hierunten so kühl;
Wie ist's so grausig hierunten
Im fischbelebten Brül[1])!
Wo die Larven glotzen und gaukeln
Im blassen Mondenschein,
Und ihren Reigen weben
Die bösen Wasserfei'n.

„Ich saß, ein schuldlos Mägdlein,
Am grünen Seegestad',
Und freute mich der Fischlein
Im kühlen Wellenbad',
Und freute mich der Rosen,
So lieblich anzuschau'n,
Und kannte nicht die Tücke
Der schlimmen Wasserfrau'n.

Und wie ich sann und lauschte,
Taucht aus der dunkeln Well',
Flugs meinen Leib umklammernd,
Ein Schlänglein silberhell,
Und riß mich weg vom Strande,
Hinunter in die Fluth,
Das war die böse Königin
Der argen Nixenbrut.

„O Vater, niemals netze
Dies Wasser deinen Mund!
Du wärst den Fei'n verfallen
Und sänkest nieder zur Stund';
Denn was sie hierunten brauen,
Mit Zaubersprüchen geweiht,
Tod bringt es und Verderben
Den Menschen allezeit ...."

„„Frisch auf, du blasser Greise,
Was jammerst du in die Well?
Und ist die Nacht doch so wonnig
Und scheint der Mond so hell,
Und schlagen so lustig die Vögel
Hoch oben in freier Luft
Und wallt so süß und würzig
Der Blumen und Blüthen Duft.

„„Da nimm den Becher schnelle
Und thu uns frisch Bescheid,
Das ist vom besten alten,
Der scheucht dein Herzeleid!““
Zwei Knaben rufen's lächelnd,
Mit goldnem Lockenhaar,
Und bieten dem greisen Ritter
Einen silbernen Becher dar.

„Mich dürstet, wohl mag mich letzen,
Ihr Knaben, der kühle Trank,
Doch nimmer kann gesunden,
Wer tief im Herzen krank!“
Also der Greis, darauf schwingt er
Den mächtigen Pokal,
Er führt ihn an die Lippen
Und leert ihn auf Einmal.

Da faßt ihn ein glühend Sehnen,
Es wallt, es siedet sein Blut,
Er breitet aus die Arme
Und stürzet in die Flut.
Die Knaben versinken kichernd,
Die Welle braust' und schwoll,
Der Wind saust' unheimlich im Rohre,
Das Glöcklein längst verscholl [2]).

[1]) Brül ist ein veraltetes Wort und heißt soviel als Teich, Sumpf, Weiher.

[2]) Mit diesem Gedichte vergleiche man die Sagen von Epfenbach, vom See bei Wimpfen ꝛc.

Von der Burg Schwarzach wird noch folgende Sage erzählt:

Es lebte ehemals in der alten Burg Schwarzach ein Ritter, dessen Namen die Tradition nicht erhalten; er war jedoch blind und hatte neun Töchter, welche eben so schön und liebenswürdig als tugendhaft waren. Sie waren der Trost des unglücklichen Vaters, ihre liebreiche Pflege machte ihn sein Unglück vergessen. Sie liebten ihn so sehr, daß sie alles, ja selbst ihre Schönheit geopfert haben würden, um ihrem Vater das Licht seiner Augen wieder zu erkaufen. In einer benachbarten Waldburg lebte damals ein Ritter, wild und finster waren seine Blicke; verborgen lag seine Burg zwischen hohen Tannen, schwarz war sie von außen, wie seine Seele von innen. Vergebens stellte er lange den schönen Jungfrauen nach, ihre Verachtung war sein wohlverdienter Lohn. Ergrimmt nahm er seine Zuflucht zur schändlichsten List; verschmähte Liebe entflammte sich in seinem Herzen zur bittersten Rache. Im erborgten Gewande eines Pilgers trat er eines Tages zu den Jungfrauen, und versprach ihnen ein untrügliches Mittel für die geblendeten Augen ihres Vaters; er befahl ihnen, in

einem nahegelegenen Thale vor Sonnenaufgang eine Pflanze zu pflücken, die er ihnen anwies; der bestimmte Ort war ein schauerlich einsames Thal, von hohen überragenden Buchen und Eichen umgeben, die es nicht der Sonne noch dem Monde gönnten, das hohe Riedgras zu bescheinen, welches der feuchte Boden hervorbrachte; daher nennt man auch noch heute dieses Thal die kalte Klinge. Am nächsten Morgen, lange vor Sonnenaufgang enteilten die zärtlichen Töchter der Ruhe; sie gingen frohen Muthes dahin, um dem Vater die heilsamen Kräuter zu brechen. Doch nie kehrten sie wieder, denn der Ruchlose ermordete sie und begrub ihre Leichname im öden unbesuchten Thale. Der Vater, in Verzweiflung über den Verlust seiner Kinder, starb bald aus Gram, und den Mörder forderte in spätern Tagen das Bewußtseyn seiner schrecklichen That zur Sühne auf; er stiftete in der Gegend ein Kloster, auch ließ er die Leichname der ermordeten Jungfrauen wohl dreißig Jahre nachher in geweihter Erde begraben.

Deutschlands Wächter[1]),

von

C. W. Müller.

„Mein Vaterland du, du bist meine Lust,
Mein Lieb, das ich ewig umfange,
Dir schwillet mein Arm, dir glüht meine Brust,
Dich feir' ich im brausenden Sange;
Im Ost und im West, im Süd und im Nord,
Ich reite und streite dir immerfort
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden!"

Der Rodenſtein rief es vom bäumenden Pferd,
Ihm folgten die wilden Genoſſen,
Es blinkte ſein Helm und es klirrte ſein Schwert;
Als ſtark er ins Weite geſchoſſen;
Er ſtürmte die Gränzen hinab und hinauf,
Und immer erklang und erſang aus dem Hauf
Das Lied von dem Vaterlande.

Und ſelten nur weilt er daheim auf dem Schloß,
Dort wollt' ihm die Ruhe nicht kommen,
Ihn grüßte kein Weib, ihm lachte kein Sproß;
Was ſoll denn die Heimath da frommen?
Seine Raſt ſind die Schlachten im Wald und im Feld,
Sein Bett iſt der Boden, ſein Schloß iſt das Zelt,
Die Braut ſein liebes Deutſchland.

Für's Vaterland kämpft er als Mann und als Greis
Voll fünfzig geſchloſſene Jahre,
Die bräunliche Locke ward ſilberweiß,
Doch blieb ihm die Seele, die klare;
Da rief er die Knappen, da zog er nach Haus,
Im Väterſchloſſe verklang das Gebraus,
Und nimmer ward er geſehen.

Doch nie iſt geſtorben der mächtige Held,
Und ſind auch die Thürme zerfallen,
Schaut blau durch das Dach auch das Himmelszelt,
Er herrſchet noch ſtets durch die Hallen;
Und drohen dem Vaterland Kriege und Noth,
Dann dröhnt durch die Hallen des Ritters Gebot,
Und drinnen beginnt es zu leben.

Gewaltige Recken ſteigen hervor,
Gewappnet auf ſchattigen Roſſen,
Er führt in die Lüfte ſie Nächtens empor,
Die dunkeln, wilden Genoſſen;
Dort raſet ſein Horn, dort dröhnet ſein Schild,
Dort ſchnaubet ſein Roß, dort rufet er wild
Und warnet die heimiſchen Gauen.

So zog er voran noch jeglichem Krieg,
Den wild die Nachbarn entfachten,
Und feierte Niederlage und Sieg
In brauſenden Geiſterſchlachten;
Doch nahet der Frieden, er ſieht es voraus
Und zieht mit dem wilden Heere nach Haus,
Doch ſtets noch brauſ't er hernieder:

„Mein Vaterland du, du biſt meine Luſt,
Mein Lieb, das ich ewig umfange,
Dir ſchwillet mein Arm, dir glüht meine Bruſt,
Dich feir' ich im brauſenden Sange,
Im Oſt und im Weſt, im Süd und im Nord,
Ich reite und ſtreite dir immerfort,
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden."

[1]) Siehe die Anmerkung zu dem folgenden Gedicht: „Der Ritter vom Rodenſtein."

Der Ritter vom Rodenſtein [1]).

Von

G. Kellner.

I.

Zu Heidelberg am Neckarſtrand
Auf Pfingſten im lieblichen Maien,
Da hielten die Herren vom Pfälzerland
Ein feſtliches Turneien;
Wie viele Ritter da ritten zum Rennen,
Wer könnte ſie alle mit Namen nennen!

Wohl auf dem Rhein mit luſtigem Schall
Iſt manches Schiff geſchwommen,
Aus Franken und aus Schwaben all,
Aus Bayern ſind ſie kommen,
Und wie ich's thät mit Fleiß erkunden,
Aus Welſchland ſelbſt und aus Burgunden.

Da ſah man höf'ſcher Sitten gut
Im Dienſte der Damen ſtehen,
Manch junges deutſches Ritterblut,
Zu Hof den Fräulein gehen;
Und Sänger ſah man ſich neigen und grüßen
Die Frauen, die Blumen des Lieds, die ſüßen.

Zu Heidelberg auf dem Markte frank,
Da ritten ſie in die Schranken,
Mit Farben bunt und Waffen blank,
Daß die Blicke der Mägdlein ſanken;
Doch, wer iſt's, vor deſſen gewaltigen Streichen
Die Ritter alle wanken und weichen.

Er neigt vor Richtern und vor Fräulein
Sich ſittſamlich mit Nichten,
Sein Schild wirft keinen hellen Schein,
Sein Harniſch iſt nicht lichten;
Doch ſeine Lanze führt er mit Blitzen,
Daß höflich alle die Herren abſitzen.

Das iſt der Ritter vom Rodenſtein;
Er kam, der Kühngeſtalte,
Herab von den öden Burgen ſein
Aus dem finſtern Odenwalde,
Da treibt er die Jagd und blutiges Fehden;
Die Lieb und den Frieden thät er verreden.

O wilder Ritter, was iſt das —
Iſt doch dein Stündlein kommen?
Was wirſt du roth und wirſt du blaß,
Um's Herz iſt dir's beklommen,
Als du empfängſt des Dankes Spenden
Aus ihren allerſchönſten Händen.

Und als zur Burg, zum Pfalzgrafenſaal
Die Ritter und Fräulein gingen,
Als ſich erhob das fröhliche Mal
Und der Hörner luſtiges Klingen,
Da hat er neben ihr ſeufzend geſeſſen,
Und was er geſchworen, das war vergeſſen.

Und als er voran an zarter Hand
Sie führte den lieblichen Reigen,
Als Auge zu Auge liebentbrannt,
Und Lippen zu Lippen ſich neigen,
Da hat der Ritter zur ſelbigen Stunden
Den Frieden durch holde Minne gefunden.

II.

Es ſteht ein altes zerfallenes Schloß
Einſam im finſteren Walde,
Wo rings das Buſchwerk wuchernd ſproß,
Gerölle decket die Halde,
Der Wind treibt ſein unheimliches Flüſtern
In den Trümmern und in den Föhren, den düſtern —

Das iſt der alte Rodenſtein,
Dort hauste der Vielwilde,
Dort klang's ſonſt bis in die Nacht hinein
Vom Schall der Schwerter und Schilder.
Jetzt liegt die Burg in tiefem Schweigen,
Vor der Minne mußte der Streit ſich neigen.

Geſchworen hat er liebend ihr,
Den blutigen Kampf zu laſſen:
„Mein Glück und Heil ſteht all' bei dir,
Wenn deine Arme mich faſſen;
Doch die wilde Jagd durch Hain und durch Haiden,
Die laß mir zum Troſte, die kann ich nicht meiden.“

Er ſtürmte wohl thalab, thalauf
Nach dem Wild auf flüchtigen Roſſen,
Ein bitteres Sehnen wacht in ihm auf,

Er wird immer finſtrer und blickt verdroſſen,
Er zieht hinaus, wenn's beginnt zu tagen,
Um bis in die Nacht zu morden und jagen.

Und einſt als der Sturm den Hain durchfährt,
Da ſteigt vor ihm aus der Erde
Ein ſchwarzer Ritter und ſchlägt ihn vom Pferd
Hohnlachend mit wilder Geberde,
Und im Augenblick iſt er verſchwunden
Doch der Ritter iſt verwandelt zur Stunden.

Er flucht voll blinder Wuth dem Tag,
Der ihn in's Joch gebunden;
Er führt auf ſie ſo wilden Schlag,
Die ſeine Kniee umwunden,
Er ſieht ſie wanken, die Kummerbleiche,
Vor ſeinen Füßen liegt ſie als Leiche.

Verzweiflungsvoll hat er ſich abgewandt,
Er ſammelt ſeine Horden;
Er ſtürzt hinab in's weite Land
Zum Rauben und Sengen und Morden,
Er ſucht den Tod und weiß ihn zu finden,
Der hat ihn entrafft inmitten der Sünden.

III.

Nun erhebt ſich im Wald um den Rodenſtein
Ein Tolles Jagen und Toben,
Und an den Bergen im Mondenſchein
Huſcht's dahin in den Lüften droben,
Das ſind auf flüchtigen Nebelroſſen
Der wilde Ritter und ſeine Genoſſen.

Wenn niederſinkt die Mitternacht,
Klopft's an ſein Grab gewaltig:
„Wohlan! wohlan! erwach' zur Jagd,
Dein ſchnaubend Roß, das halt' ich;"
Und zitternd ſteigt er mit Grabes Geberden
Empor aus ſeinem Schlaf in der Erden.

Und durch die Luft wie Nebelzug
Geht's dahin in Sturm und Gewitter
Mit heiſerem Jagdruf in hurtigem Flug,
Voran der ſchwarze Ritter —
So erzählt bis auf unſere ſpäteſten Tage
Vom wilden Jäger die alte Sage.

Und wird er in hohen Lüften geſehen
Und wird ſein Jagdruf vernommen,
So iſt's um Deutſchland's Frieden geſchehen,

Die Zeit des Kampf's ist gekommen.
Drum, sagen sie, sollen wir eifrig lauschen,
Uns rüsten, bevor die Stürme rauschen.

Doch höret ein ernstes, gewaltiges Wort
Die Stürme wehn aller Stunden,
Der wilde Jäger jagt fort und fort,
Und könnt ihr's auch nicht erkunden.
Drum lasset uns wachen ohn' Ermüden —
Auf Erden ist Kampf nur und nimmer Frieden.

[1]) Die Herren von Rodenstein waren eine der begütertsten und mächtigsten Familien des Odenwalds, ein Marschall von Rodenstein kömmt schon in Urkunden aus dem 13. Jahrhundert vor. Im Jahre 1671 erlosch der Mannsstamm der Familie mit Georg Friedrich von Rodenstein. Er starb zu Mosbach an der Pest. Viele Grabsteine der Edlen von Rodenstein befinden sich in der Kirche von Fränkisch-Crumbach. Der in der Sage gefeierte Ritter liegt jedoch auf dem Schnellart begraben. Von dort zieht er bei herannahendem Kriege mit großem Geräusche, wie von Hörnern, Peitschen, Hunden, Wagen, Pferden ꝛc. herrührend, durch einen Bauernhof in Oberkeinsbach durch Brensbach und Fränkisch-Crumbach — in letzterem Orte läßt er sein Pferd beschlagen — zum Rodenstein. Bei herannahendem Frieden kehrt er zum Schnellart, der Friedensburg, zurück.

Die Sage vom Rodenstein wird sehr verschieden erzählt, die von G. Kellner bearbeitete ist die am meisten verbreitete. Etwas mehr wahrscheinlich, schon aber weniger romantisch, ist die nachfolgende hübsche Bearbeitung von A. L. Grimm,

welche auch beſſer den Grund erklärt, warum der Burggeiſt den Kriegs- und Friedensherold macht:

Was reitet vom Schnellerts? was rauſcht herab?
Horch, Pferde rennen Galop und Trab!
Was knarren die Wagen? horch, Peitſchenknall!
Was bellen die Hunde? ho, Hörnerſchall!
Der tolle Fritz iſt's vom Rodenſtein;
So zieht er jetzt in die Waldburg ein.

Einſt zog er fern aus mit des Kaiſers Heer.
Es ſtürmten die Türken auf Wien daher;
Sie hätten die Stadt auch erobert gleich, —
Der Rodenſtein ſchützt ſie durch kühnen Streich. —
Gerufen ſteht er vor ſeinem Herrn.
Der Kaiſer lohnet dem Helden gern.

„Mein Ritter, dir dank ich mein Erbe heut,
„Drum nimm, was dir dankbar dein Kaiſer beut.
„Es haben, ſo hör ich, die Väter dein
„Verpfändet dein Stammſchloß, Burg Rodenſtein.
„Ich löſe wieder die Pfandſchaft dir;
„Von heute trag ſie zu Lehn von mir."

„„Mein Kaiſer, ich nehme die Burg zu Lehn,
„„Und ewiglich ſollt ihr mich dankbar ſehn.
„„Wo Euch und das Reich je ein Krieg bedroht,
Treu dien ich im Leben Euch und im Tod.
„„Aus Todesſchlaf und aus Grabesnacht
„„Für Deutſchland zieh ich noch aus zur Schlacht.""

Im Frieden zog er zur Stammburg fort.
Treu hält er dem Kaiſer und Reich ſein Wort.

Begraben zwar liegt er auf Schnellertsschloß;
Dort starb er, — dort stürzt er mit seinem Roß. —
Doch wenn ein Krieg sich entspinnt im Reich,
So hört man Rodensteins Auszug gleich.

Edler ist die Romanze von C. W. Müller „Deutschlands Wächter" gehalten. Auch Langbein bearbeitete diesen Stoff in dem Gedichte „der Kriegs- und Friedensherold."

Verwandtschaft mit der Sage vom Ritter von Rodenstein hat die Sage vom wilden Heer und dem wilden Jäger. In Thüringen heißt der wilde Jäger Hans von Hackelberg, seine Begleiterin ist Tut-Ofel, welche ihm in Gestalt einer großen Ohreule auf allen seinen Zügen folgt. Nach der im Harz und Thüringen vielfach verbreiteten älteren Sage wird das wilde Heer vom Eckart und der Frau Holle angeführt. Jedenfalls ist die Sage von einem wilden Heere sehr alt. In älteren Urkunden (S. Grimm's deutsche Mythologie S. 515 und ssq.) wird geradezu Odin oder Wodan als Anführer des wilden Heeres genannt.

Dies stellt die Sage vom Rodenstein auf einmal in ein anderes Licht. Eine historische Person für den Burggeist läßt sich trotz aller Mühe nicht auffinden, nur Widder in der Beschreibung von Kurpfalz I. 333 erzählt, daß der Lindenschmid den Rodenstein bewohnt haben soll und „wegen seines abentheuerlichen Auszuges in Kriegszeiten unter dem gemeinen Volk in dieser Gegend noch vieles Aufsehen machet." (Ein Volkslied vom Lindenschmid. S. Sagen der (bayrischen) Pfalz von Baader und Moris S. 112 und ff.) Allein die Sage vom wilden Heer im Odenwald war schon vor dem Lindenschmid bekannt, sie scheint überhaupt mehr an den Ort als an die Familie gebannt. Die Verwechslung von Odin und Rodinstein ist nicht so groß wie die von Eckhardt und Hackelberg. Mußte der alte ehrwürdige Gott sich von den ersten christlichen Aposteln der Deutschen zu einem Unholde, Teufel ꝛc.

machen lassen, so konnte er es auch nicht verhindern, daß später die Mönche irgend einen taugenichtsigen Kraut- oder Strauchritter ihm als Wechselbalg unterschoben. Aber noch immer lebt der alte verkannte und verbannte Gott in dem Walde, der seinen Namen führt, und trotz aller Beschimpfungen hört er nicht auf, sein Land und sein Volk zu schirmen und u schützen.

Wie Sigfried erschlagen ward.

Aus dem „Nibelungen Lied"
nach
H. Döring's Uebersetzung.

Die Recken Gunter und Hagen beschlossen nun alsbald,
Mit arger Hinterlist ein Bürschen in dem Wald.
Sie wollten nun erlegen mit scharfen Speeren Schwein,
Und Bären dort und Büffel, was konnte kühn'res seyn?

Mit ihnen nun auch Sigfried voll edlem Anstand ritt;
Gar mannigfache Speisen, die hatte man dort mit
An einem kühlen Brunnen, wo er verlor den Leib.
Brunhild hatt' es gerathen des Königs Gunthers Weib.

Da ging der kühne Degen, wo er Chriemhilden fand.
Er sah schon aufgepackt ein schönes Jagdgewand
Für sich und die Gefährten; sie wollten über'n Rhein.
Es konnte Chriemhild schlimmer wohl kaum zu Muthe seyn.

Er küßte seine Traute gar zärtlich auf den Mund.
„Gott gebe, daß wir beide recht munter und gesund
Uns bald nun wiedersehn! Magst dir die Zeit vertreiben
Mit deinen Anverwandten. Ich mag daheim nicht bleiben.

Sie dacht' an die Geschichte, die sie erzählte Hagen,
Doch sie getraute sich darüber nichts zu sagen.
Die edle Kön'gin klagte, daß sie der Mutterleib
Gebar, unmäßig weinte des Herren Sigfried Weib.

Da sprach sie zu dem Recken: „Laßt euer Jagen seyn,
Mir träumte heute Nacht, wie euch zwei wilde Schwein'
Verfolgten auf der Haide, durch Blumen roth vom Blut
Wohl hab' ich Grund zu weinen, dahin ist all' mein Muth.

Ich fürchte mich gar sehr, vor mancher Leute Rath.
Da man wohl dem und jenem nicht recht gedienet hat,
Verfolgen sie uns nun mit Feindschaft und mit Haß.
O bleibet lieber Herre! fürwahr, ich rath euch das!"

„Ich komme, meine Traute," sprach er, „in wenig Tagen;
Daß Jemand hier mich haßte, das wüßt ich nicht zu sagen,
Und alle deine Freunde sind insgesammt mir hold,
An keinem Degen hab' ich verdienet andern Sold."

„Und dennoch, lieber Sigfried, befürcht' ich deinen Fall.
Mir träumte diese Nacht, wie über dich zu Thal
Zwei hohe Berge stürzten, da sah ich dich nicht mehr.
Willst du nun von mir scheiden? Wie schmerzt mich das so sehr;"

Mit seinem Arm umschlang er das tugendsame Weib,
Mit minniglichen Küssen herzt er den schönen Leib.
Er nahm Abschied von ihr; den Mann so treu und bieder
Ihn sah die schöne Chriemhild nie mehr lebendig wieder.

Da ritten sie von dannen, in einen tiefen Wald
Und mancher Ritter folgte zur Kurzweil' ihnen bald.
Es folgte ihnen Gunther mit seiner ganzen Schaar,
Indeß Gernot und Gis'ler daheim geblieben war.

Gar viel beladne Rosse, die zogen über'n Rhein,
Den Jagdgesellen brachten sie reichlich Brod und Wein,
Und Fleisch dazu und Fische, nebst Speisen aller Art,
Wie nur ein reicher König sie hat auf seiner Fahrt.

Es machten, eh' sie jagten, dicht vor dem grünen Wald,
Der Wildbahn gegenüber, die stolzen Jäger Halt
Auf einem breiten Anger, wo sie nun Platz genommen.
Dem König ward gesagt, daß Sigfried mitgekommen.

Als sich nun auf die Lauer das Jagdgefolg' gestellt,
An allen Enden hin, da sprach der kühne Held,
Sigfried der starke Mann: „Wer zeigt in den Gehegen
Uns nun des Wildes Spur, ihr kühnen schnellen Degen?"

„Wie wär's, wenn wir uns trennten," entgegnete drauf Hagen,
„Eh wir beginnen hier gemeinschaftlich zu jagen?
Damit wir denn doch sehen, die Herren all' nebst mir,
Wer wohl der beste Jäger in diesem Jagdrevier.

Die Leute nebst den Hunden, die wollen wir vertheilen,
Es mag alsdann, wohin er will, ein Jeder eilen;
Wer dann der beste Jäger, soll haben dafür Dank."
Die Jäger weilten nicht mehr beisammen lang.

Da sprach der Herre Sigfried: „die Hunde brauch' ich nicht,
Hab' ich nur einen Bracken, der so ist abgericht',
Daß er des Wildes Fährte im Wald erkennen kann.
Ich will wohl was erjagen;" sprach das Chriemhildens Mann.

Ein alter Jäger nahm nun einen Spürhund mit,
Und brachte dann den Herrn alsbald mit schnellem Schritt
Wo man viel Thiere fand. Was angetrieben ward,
Erlegten die Gesellen nach wackrer Jäger Art.

Und was der Hund aufjagte, erschlug mit eigner Hand
Sigfried der kühne Mann, der Held von Niederland,
Es lief sein Roß so schnell, daß ihm kein Wild entrann,
Und daß er auf der Jagd von allen Lob gewann.

In allen Dingen tüchtig, war er auch stark genug;
Das erste von den Thieren, die seine Hand erschlug,
Das war ein wilder Eber, den schlug des Helden Hand
Und einen wilden Löwen er bald nachher noch fand.

Der Hund sprang auf ihn zu, den schoß er mit dem Bogen.
Der Pfeil flog von der Sehne, die er darauf gezogen;
Der Leu lief nach dem Schusse nur noch drei Sprünge lang,
Die Jagdgesellen alle, die sagten Sigfried Dank.

Der Held schlug einen Büffel nun und ein Elendthier,
Und einen grimmen Brandhirsch und Auerochsen vier,
Sein Roß trug ihn so hurtig, daß ihm kein Wild entrann,
Und manchen Hirsch und Hinden er auf der Jagd gewann.

Und als ein großer Eber, vom Spürhund aufgeſcheucht
Entfliehen wollte, ward er hurtig noch erreicht;
Vom Meiſter in der Jagd, ein Schlag traf ihn ſodann,
Doch zornig lief der Eber raſch auf den Helden an.

Da ſchlug ihn mit dem Schwerte Chriemhildens kühner Mann,
Ein andrer Jäger hätte es ſchwerlich ſo gethan;
Und als er ihn gefället, da fing man auf den Hund
Und ſeine reiche Beute ward den Burgunden kund.

Man hörte überall viel Lärmen und Getoſ';
Von Jägern und von Hunden war dort der Lärm ſo groß,
Daß davon wiederhallte der Berg und Wald gar ſehr,
Denn vierundzwanzig Hunde, die ſtrichen dort umher.

Es mußten viele Thiere verlieren da ihr Leben.
Die Jäger meinten nun, man möchte ihnen geben
Den Preis der Jagd, das konnte aber nun nicht geſchehn,
Als bei der Feuerſtätte Sigfried ward geſehn.

Die Jagd war nun zu Ende, jedoch nicht ganz und gar.
Wer zu der Feuerſtätte gekommen, brachte dar
Gar vieler Thiere Häute, des Wildes auch genug,
Was in des Königs Küche das Hofgeſind da trug!

Da ließ der König laden die Jäger auserkoren
Zum Imbiß; Hörnerſchall drang ihnen laut zu Ohren
Und ihnen allen ward dadurch nun bald bekannt,
Daß man in ſeiner Wohnung den edeln Fürſten fand.

Da ſprach der Herre Sigfried: „Nun räumen wir den Wald!“
Sein Roß trug ihn von dannen, die Andern folgten bald;
Sie ſcheuchten lärmend auf ein Thier gar grimmiglich;
Es war ein wilder Bär. Da wandte Sigfried ſich.

Und ſprach: „Euch Jagdgeſellen will ich Kurzweil' gewähren,
Den Bracken laſſet los, dort ſeh' ich einen Bären,
Der ſoll mit uns von hinnen ſofort zur Herberg' ziehn;
Er kann uns nicht entgehen, ſo ſchnell er auch mag fliehn.“

Der Hund war losgelaſſen, der Bär entſprang ſodann,
Auf ſeinem Roß verfolgte ihn Chriemhildens Mann.
Er kam an eine Kluft, ward aufgehalten hier,
Und vor dem Jäger glaubte ſchon ſicher ſich das Thier.

Von ſeinem Roſſe ſprang der ſtolze Ritter jetzt,
Und lief dem Bären nach; das Thier war unbeſchützt,
Es konnt' ihm nicht entrinnen; da fing er's mit der Hand,
Worauf er unverwundet den wilden Bären band.

Nun konnt' er weder kratzen, noch beißen seinen Mann;
Er band ihn auf den Sattel und saß schnell auf sodann,
Zur Feuerstätte brachte ihn nun mit hohem Muth
Zu allgemeiner Kurzweil der Recke kühn' und gut.

Wie ritt er zur Herberge so herzlich nun einher!
Wie war so allgewaltig, so stark und breit sein Speer!
Und eine schmucke Waffe hing nieder bis zum Sporn,
Von rothem Golde war des Ritters schönes Horn,

Von besserm Bürschgeräth hört' ich noch niemals sagen;
Von schwarzem Felbel sah man einen Rock ihn tragen
Und einen Hut von Zobel, der kostete genug.
Was er für reiche Borten an seinem Köcher trug!

Gar sauber war darüber ein Pantherfell gezogen,
Durch den Geruch zu locken; auch trug er einen Bogen,
Den auch mit einer Winde nur spannen kann ein Mann,
Auch hätt' es außer ihm wohl schwerlich wer gethan.

Von einer Luchshaut war gemacht sein ganz Gewand,
Worauf von Kopf zu Füßen man bunte Flecken fand;
Aus lichtem Rauchwerk glänzte manch' goldner Streif sodann
Zu beiden Seiten wohl dem kühnen Jägersmann.

Auch führt' er seinen Balmung, die schmucke Waffe breit,
Ein Schwert von solcher Schärfe, daß es im kühnen Streit
Nie abglitt von dem Helm, auf den der Ritter schlug,
Weshalb der kühne Jäger gar hochgemuth es trug.

Und wenn ich Alles euch ausführlich melden soll
So war sein schöner Köcher von guten Pfeilen voll,
Versehn mit goldnen Tüllen, die Schneiden Hände breit,
Und wer davon getroffen, der war dem Tod geweiht.

So ritt der edle Ritter gar weidlich nun von dannen;
Da eilten, als ihn sahn des Königs Gunthers Mannen,
Sie eilig ihm entgegen, und hielten ihm sein Roß,
An dessen Sattel er den Bären band und schloß.

Als er vom Roß gestiegen, da löst' er ihm vom Munde
Das Band und von den Füßen. Da bellten laut die Hunde
Als sie den Bären sahn; der wollte nach dem Wald.
Viel Ungemach da hatten die Leute, Jung und Alt.

Der Bär floh vor dem Lärmen nun in die Küche dort.
Wie scheucht' er da die Knechte vom Küchenfeuer fort!
Sie stürzten um die Kessel, verschleppten manchen Brand;
Was man für gute Speisen da in der Asche fand!

Nun sprangen von dem Sitze die Herrn und Jedermann;
Der Bär begann zu zürnen, der König ließ sodann
Die Schaar der Hunde lösen, die an den Ketten lag,
Hätt' er es nun gut geendet, so wär's ein froher Tag.

Man säumte nun nicht lange mit Bogen und mit Speer,
Und hurtig lief man rings dem Bären hinterher;
Doch Niemand wollte schießen, von Hunden war's zu voll,
Und von dem lauten Lärm rings das Gebirg erscholl.

Es flüchtete der Bär sich vor den Hunden dann,
Ihm konnte Niemand folgen, als nur Chriemhildens Mann,
Der mit dem Schwert ihm nachlief, und ihn sofort erschlug,
Worauf man ihn dann wieder zum Feuerheerde trug.

Da sprachen, die das sahen, er wär ein kräft'ger Mann;
Die stolzen Jagdgefährten rief man zu Tisch heran,
Auf einem schönen Anger; da saßen deren gnug'.
Ha! was für theure Speisen man auf die Tafel trug!

Die Schenken säumten nur, zu bringen ihren Wein,
Sonst konnten niemals Helden besser bedienet seyn.
Und wären nicht dazu der Falschen viel geladen,
So war man sicher dort vor aller Schmach und Schaden.

Da ſprach der Herre Sigfried: „Das iſt doch wunderbar,
Es bietet uns die Küche ſo reichen Vorrath dar,
Und gleichwohl bringen uns die Schenken keinen Wein;
Verſorgt man uns nicht beſſer, mag ich kein Jäger ſeyn.

„Ich hätte wohl verdient, daß man mich mehr erfriſche!"
Da ſprang der falſche König vom Seſſel an dem Tiſche:
„Man ſoll es euch vergüten, was wir bisher verſehn,
Die Schuld liegt nur an Hagen, der läßt uns durſtig gehn."

Da ſprach von Troneg Hagen: „Viel lieber Herre mein,
Ich denk' im Speſſartwalde ſollt' heute Bürſchen ſein;
Drum ſandt' ich denn die Weine ſofort an jenem Ort.
Heut' fehlen ſie, doch nimmer in Zukunft auf mein Wort!"

Da ſprach der Herre Sigfried: „Ich weiß euch wenig Dank!
Man ſollte ſieben Roſſe, mit Meth und lautrem Trank
Mir hingeſendet haben, und konnte das nicht ſein,
So thaten wir wohl beſſer, wir nahten uns dem Rhein."

Da ſprach von Troneg Hagen: Dafür iſt Rath wohl bald,
Ich weiß hier einen Brunnen, ganz nahe friſch und kalt,
Daß ihr nicht ferner zürnt, ſo laßt uns hingehn eben."
Der Rath war manchem Degen zu großem Leid gegeben.

Sigfried den edlen Recken zwang ſo des Durſtes Noth,
Daß er hinwegzurücken den Speiſetiſch gebot:
Er wollte nach dem Berge hin zu dem Brunnen gehn.
So war dort von dem Recken der arge Rath geſchehn.

Auf Wagen ließ man führen, das Wild nun in das Land
Das muthig dort erlegt des kühnen Sigfrieds Hand.
Ihm zollte große Ehre, wer es nur irgend ſah;
Doch Hagen, er brach leider Sigfried die Ehre da.

Als ſie zur breiten Linde nun waren hingekommen,
Da ſprach von Troneg Hagen: „Wohl hab ich oft vernommen,
Daß Niemand folgen kann im Lauf Chriemhildens Mann;
O daß er laufen wollte, daß ich es ſehen kann!

Da ſprach der kühne Sigfried, der Held von Niederland:
„Das könnt ihr wohl verſuchen; wir laufen vor der Hand
Zum Brunnen um die Wette; wen ihr gewinnen ſeht,
Dem iſt es billig, daß man den Preis ihm zugeſteht.“

„So wollen wirs verſuchen,“ ſprach Hagen da, der Degen.
Da ſprach der ſchnelle Sigfried: „So will ich mich denn legen
Zu euern Füßen hin, hier nieder in das Gras.“
Als es der König hörte, wie lieb war Gunthern das.

Da sprach der kühne Degen: „Noch mehr will ich euch sagen,
All' meine Waffen will ich auch noch mit mir tragen,
Den Speer gesammt dem Schild und all mein Jagdgewand."
Den Köcher und das Schwert er um die Glieder band.

Sie zogen von dem Leibe nun ihre Kleider da,
Daß man im weißen Hemde sie beide stehen sah.
Wie wilde Panther liefen sie durch das Kleefeld dann
Doch kam der kühne Sigfried beim Brunnen eher an;

Denn überall errang er den Preis vor jedem Mann,
Schnell band er los das Schwert, den Köcher lehnt' er dann
So wie den starken Speer dort an den Lindenast,
Und an des Brunnens Quelle stand nun der hohe Gast.

Es war der edle Siegfried an Tugend hehr und groß,
Den Schild legt' er darnieder, wo kühl der Brunnen floß,
Wie auch der Durst ihn quälte, der Held nicht eher trank,
Als Gunther dort getrunken, der sagt ihm bösen Dank.

Der Brunnen war dort lauter, das Wasser kühl und gut.
Es neigte nun sich Gunther hernieder zu der Fluth,
Als er getrunken, stand er wieder auf sodann,
Der kühne Sigfried hätte das auch gern gethan.

Da ward ihm ſchlecht vergolten; denn heimlich hatte Hagen
Den Bogen und das Schwert bereits ihm fortgetragen;
Da ſprang er hin und wieder, bis er den Speer da fand,
Und ſah nach einem Zeichen an Sigfrieds Jagdgewand.

Und als der Herre Sigfried nun aus dem Brunnen trank,
So ſchoß er ihn durch's Kreuz, daß aus der Wunde ſprang
Das rothe Herzblut ihm bis faſt an Hagens Kleid.
Nie war ein Held wohl wieder zu ſolcher That bereit.

Er ließ den Speer ihm ſtecken wohl in dem Herzen tief;
So grimmlich, wie Hagen ſich flüchtete und lief,
War er noch nie gelaufen vor irgend einem Mann.
Als ſeiner großen Wunde nun Siegfried ſich beſann,

Er raſch mit wildem Toben zurück vom Brunnen ſprang;
Aus ſeinem Herzen ragte hervor der Speer ſo lang;
Er ſuchte nach dem Bogen, und ſuchte nach dem Schwert,
Um Hagen zu vergelten nach ſeiner Thaten Werth.

Doch da er, ſchwer verwundet, ſein Schwert dort nimmer fand,
Und er nichts weiter hatte, als ſeines Schildes Rand,
So nahm er ihn vom Brunnen und lief auf Hagen an,
Ihm konnte nicht entrinnen des Königs Gunther Mann.

Er ſchlug, obſchon todtwund, doch kräftig noch und wild;
Viel Edelſteine ſprangen heraus da aus dem Schild,
Und endlich noch zerbrach der ganze Schild ihm faſt;
Wie gerne hätte ſich gerächt der hohe Gaſt!

Zu Boden ſtürzte Hagen nach tapfrer Gegenwehr;
Es hallte von den Schlägen die Gegend rings umher.
Hatt' er das Schwert in Händen, ſo war es Hagens Tod.
Er zürnte ſehr der Wunde, ihn zwang dazu die Noth.

Sein Antlitz war erblichen, er konnte kaum mehr ſtehn,
Und ſeines Leibes Stärke, ſie drohte zu vergehn,
Da er des Todes Zeichen in bleicher Farbe trug.
Er ward nachher beweinet von ſchönen Frau'n genug.

Dort in die Blumen ſank nun hin Chriemhildens Mann,
Ein großer Strom von Blut aus ſeinen Wunden rann,
Da fing er an zu ſchelten, ihn zwang dazu die Noth —
Auf Alle, die gerathen voll Untreu ſeinen Tod.

Da ſprach er ſchwer verwundet: „Ihr Böſen, die ihr feig
Mich hier erſchlugt, was helfen nun meine Dienſte euch?
Ich war euch ſtets getreu, entgelten muß ich's nun;
Das hieß an eurem Freunde fürwahr ſehr übel thun;

Ihr seyd dadurch beschimpft, ihr selbst und eu'r Geschlecht
Für alle Zeiten nun. Ihr habt zu sehr gerächt
Durch euern Zorn und Haß euch an dem Leibe mein;
Von guten Recken sollt ihr mit Schmach geschieden seyn."

Die Ritter liefen alle, wo er erschlagen lag;
So ward dies nun für viele ein freudenloser Tag,
Wer irgend hielt auf Treue, beklagt' ihn unverstellt,
Das hatt' er auch verdienet, der kühne, wackre Held.

Der König von Burgunden beklagte seinen Tod.
Da sprach er schwer verwundet: „Es thut hier gar nicht Noth,
Daß der um Schaden weinet, der selber ihn erzeugt.
Er ist zu tadeln; hätt' er ihm selber vorgebeugt."

Da sprach der grimme Hagen: „Was soll hier Klag und Streit,
Hat doch mit ihm ein Ende für uns nun Sorg und Leid?!
Wir finden hier nur Wen'ge, die uns noch widerstehn;
Wohl uns, daß wir beendet nun seine Herrschaft sehn!"

„Ihr möget leicht euch rühmen," sprach Sigfried; „hätt' ich nur
Jemals in euch geahnet die wilde Mordnatur,
So hätt ich wohl mein Leben geschützt und meinen Leib;
Mich dauert nichts so sehr als Frau Chriemhild mein Weib.

Es mag sich Gott erbarmen nun über meinen Sohn,
Ihn trifft für alle Zeiten der vorwurfsvolle Hohn,
Daß seine Anverwandten so grausam mich erschlagen;
Daß ich so sterben soll, muß ich mit Recht beklagen."

Mit Jammer sprach nun weiter der sterbensmatte Held:
„Wollt ihr, mein edler König, noch Treu' in dieser Welt
An irgend Jemand üben, so laßt die Traute mein
Für immer eurer Gnade noch anbefohlen seyn.

Und laßt es sie genießen, daß sie euch Schwester sey,
Mit eurer Fürstentugend steht ihr getreulich bei.
Lang wird mein Vater warten auf mich mit seiner Schaar;
Und keiner Frau geschah ein größeres Leid fürwahr."

Er krümmte bebend sich, ihn zwang dazu die Noth,
Und sagte noch im Jammer: „Mein Meuchelmord und Tod
Der wird euch noch gereu'n gar sehr in künft'gen Tagen;
Glaubt mir, bei meiner Treu', ihr habt euch selbst erschlagen."

Die Blumen wurden alle von seinem Blute naß.
Er rang schon mit dem Tode, nicht lange that er das;
Des Todes Waffe schnell zerschnitt die Lebenskraft:
Er konnte nicht mehr reden, vom Tode hingerafft.

Da legten, als die Herren nun sahen, daß er todt,
Sie ihn auf einen Schild, der ward vom Blute roth.
Sie dachten nach, wie man's verhehlte, daß es Hagen
Gewesen war, der dort den kühnen Mann erschlagen.

Da sprachen Viel': „Es hat sich Böses zugetragen,
Ihr Alle müßt's verhehlen und insgesammt nur sagen:
Als ganz alleine jagte im Wald Chriemhildens Mann,
Stieß er auf Mörder dort, die tödteten ihn dann."

Da sprach von Troneg Hagen: „Ich bring ihn in das Land,
Und wenig soll's mich kümmern, ob ihr es wird bekannt,
Die also sehr betrübet einst Brunehildens Muth;
Die acht' ich sehr geringe, wie sie auch weint und thut."

Von demselben Brunnen, da Sigfried ward erschlagen,
Sollt ihr die rechte Märe von mir hören sagen:
Vor dem Odenwalde ein Dorf liegt Odenheim [1])
Dort fließet noch der Brunnen an einem grünen Rain.

[1]) Ueber dieses Odenheim sagt F. J. Dumbech Geographia pagorum vet. Germaniae Cisrhenan. pag 44.: Sifridus ipse in saltu Ottonis diem supremum Hagenonis cruenta manu obiit, atque ut poëtae canunt veteres, ad Odenhemium sepultus jacet. Sic Ms. B. carm. Nibell. testatur stropha, a Poëta paullo juniori, quae deest vulgatae lectioni (ap. Grimm a. t. Waelder B. II. p. 180.):

Von demſelben Brunnen, da Sifrit wart erſlagen,
Sult ir div rehten maere von mir hoeren ſagen,
Vor dem Otenwalte ein Dorf lit Otenhaim
Da vliuzet noch der Brunne; des iſt Zwifel dehein.

Quaestionem illam, multum tentatam, minime solutam, et nunquam solvendam penitus, de loco nempe, ubi reapse Sifridus caede periisset, decernere non audeam; sed haec pronuntio, nullo modo esse potuisse Ottinchheim vicum hodiernum, haud longe Rheno dissitum, quia vocabuli scriptio et situs loci a scriptorum traditione plane abhorret (vid. P. I. c. II. §. 8. O. coll. c. IV. §. 22. O.). Nam Ottincheim (h. Edigheim) non in saltu Ottonis (quod Dahlius false putat l. c.); sed in Forehahi (Fohrenwald), Rhenum inter atque Ottoniam sito, ambitus minoris, ab inde veterrimis tempp. dilucidato, agris circumjacentibus excultissimis, jacet: porro Sifrido in Haganonem criminationis hic loci opportunitas deesset, quâ in istum nebulonem invehitur (Nib. Liet. v. 3887. sqq.):

. . . . . do des nicht mohte ſin,
„Do ſolte man uns geſidelet haben naher an den Rin."

Quod cum ita sit, Odenhemium Craichgoviae (ad hoc usque temporis Wormat. ditionis) convenientius adhiberi potest, ut remotius a Rheno, et venationis regioni opportunius atque proprius.«

A. L. Grimm (Vorzeit und Gegenwart S. 378) möchte die Jagd der Burgunder gern in das Weſchnitz-Thal verlegen, und er ſucht den Brunnen, wobei Sigfried erſchlagen wurde, bei Lindenfels, wozu ihn der Vers verleitet:

„Da ſie wollten dannen zu der Linden breit."

Was Grimm vom Speßhart ſagt, daß damit nämlich der Wald-Diſtrikt Speßhart auf der Groß-Ellenbacher Gemarkung gemeint ſeyn könne, hat etwas für ſich, obgleich

das Senden des Weins nach dem eigentlichen Speßhart, jenseits des Mains, nicht das geringste Unwahrscheinliche für sich hat, Daß übrigens der Mord bei einem Dorfe Odenheim vorgefallen, sagt, wie wir gesehn, das Nibelungenlied ausdrücklich, und da das Odenheim im Kraichgau das einzige Dorf dieses Namens im Odenwalde oder in der Nähe desselben, so hat dasselbe alles, Lindenfels aber nur die ganz willkührliche Deutung des Namens für sich.

Das versunkene Kloster.

Von

Ludwig Uhland.

Ein Kloster ist versunken
Tief in den wilden See,
Die Nonnen sind ertrunken
Zusammt dem Pater, weh!
Der Nixen muntre Schaaren,
Sie schwimmen stracks herbei,
Nun einmal zu erfahren,
Was in den Mauern sey.

Das plätschert und das rauschet
In Kreuzgang und Dorment!
Am Locutorium lauschet
Der schäckernde Konvent;

Man hört Geſang im Chore
Und luſtig Orgelſpiel;
Das Glöcklein ruft zur Hore,
Wann's ihnen juſt gefiel.

Bei heitrem Vollmondglanze
Lockt ſie der grüne Strand
Zu einem Ringeltanze
Im geiſtlichen Gewand;
Die weißen Schleier flattern,
Die ſchwarzen Stolen wehn,
Die Kerzenflämmchen knattern,
Wie ſie im Sprung ſich drehn.

Der Kobold dort im Schutte
Der hohlen Felſenwand,
Er nimmt des Paters Kutte,
Die er am Ufer fand;
Die Tänzerinnen ſchreckend,
Kommt er zur Mummerei,
Sie aber tauchen neckend
Hinab in die Abtei [1]).

[1]) In Schreibers bad. Wochenſchrift, Jahrgang 1807. Nr. 2. S. 31 wird von A. P. — G. noch folgendes von dieſem verſunkenen Kloſter erzählt:

„In einem einsamen Wiesenthale, nahe bei dem Flecken Neuenkirchen im Odenwalde, bemerkt man ein stehendes Wasser von wenig Umfang, aber so tief, daß es schwer zu ergründen ist; über dem Rande des kleinen Gewässers hängen die lieblichsten Vergißmeinnicht, und spiegeln sich im klaren See. Oft verweilte ich dort in den Tagen meiner Jugend, pflückte die freundlichen Blumen, und ließ Steine, an Fäden geknüpft, in die Tiefe. Eines Tages begegnete mir dort ein altes Mütterchen, aus dem nahe gelegenen Oertchen Breitenbronn und erzählte mir folgende Sage von dem kleinen See.

Vor vielen Jahren stand auf dieser Stelle ein Frauenkloster. In einer stürmischen Winternacht nahte sich der Pforte ein wankender Greis und bat um Obdach. Die gemächliche Pförtnerin wies ihn mit harten Worten ab; er flehte vergebens, selbst die Priorin und ihre Mitschwestern blieben taub bei seinen Klagen, nur eine Jungfrau, welche das Gelübde des Ordens noch nicht abgelegt hatte, bat bei den übrigen für ihn. Doch diese spotteten ihrer und die Pforte des Klosters blieb dem armen Wanderer verschlossen. Da berührte er mit seinem Stabe die Erde, und plötzlich versank das Kloster in ihren gähnenden Schoos, der sich flammensprühend öffnete; an der Stelle des prächtigen Gebäudes blieb zum ewigen Gedächtnisse der grundlose See.

Die Novize lebte im innigsten Verständnisse mit einem der edelsten Ritter des Gaues; oft wandelte er in nächtlicher Stille zum einsamen Kloster, und wenn alles rings umher in den Armen des Schlummers lag, sprach er durch das Gitter ihres Zellenfensters Stunden lang mit ihr. So kam er auch in dieser schrecklichen Nacht, um mit der Geliebten zu kosen. Von starrem Entsetzen ergriffen, erblickte er auf der verödeten Stelle nicht mehr die hohen Thürme des stattlichen Klosters; statt aller verschwundenen Pracht erscheint vor seinem Blicke jener geheimnißvolle See. Laut klagend erhob der Ritter

seine Stimme, rief den Namen der Geliebten, daß er weit und breit wiedertönte, und sprach: nur noch einmal kehre zurück in meine Arme! Da vernahm er eine Stimme aus dem See: „Morgen um die eilfte Stunde der Nacht kehre wieder zu dieser Stätte; auf der Oberfläche des Wassers gewahrst du dann einen Faden von blutrother Seide, nimm ihn auf und zieh ihn empor.“ Die Stimme verhallte, der Ritter schlich traurig nach Hause: doch um die bestimmte Stunde kam er wieder und that, was ihm die Stimme geheißen hatte. Kaum zog er den Faden empor, da stand die Geliebte vor ihm. Das unergründliche Schicksal, sprach sie, das mich schuldlos mit den Schuldigen versenkte, vergönnt mir, dich jeden Tag von der eilften bis zur zwölften Stunde der Nacht zu begrüßen; nie darf ich die bestimmte Zeit überschreiten, sonst siehst du mich nie wieder, und außer dir darf mich keines Mannes Auge erblicken, sonst schneidet eine unsichtbare Hand den Faden meines Lebens entzwei. Lange setzte der Ritter seine nächtlichen Wanderungen fort, allein der Neid und die Mißgunst belauschten seine Schritte. Eines Tages nahete er sich in einer mondhellen Nacht dem traulichen See. Doch ach! sein klares Wasser war in Blut verwandelt, bebend ergriff er den Faden, seine Farbe war verbleicht, und derselbe entzwei geschnitten. Da stürzte sich der trostlose Jüngling hinab in die Tiefe und versank. Einsam, verödet, unbesucht vom irrenden Wanderer, nur von wenigen Menschen gekannt, ist dieser abgelegene See, an dem Rande eines melancholischen Tannenwaldes, der seine dunklen Aeste ausbreitet über den geheimnißvollen Ort, der einst das Grabmal der beiden Liebenden ward.“

Vergleiche hiermit die Sage vom Nixenquell bei Epfenbach von Karl Simrock.

Der Nixenquell,

von

Karl Simrock.

Ein Ritter zieht mit hohem Muth,
Wenn sich der Schatten längt,
Wohl an des Brunnens kühle Fluth,
Wo Liebchen ihn empfängt.

Er fragt sie nicht, woher sie kam
Und nicht, wohin sie geht;
Das macht ihm wenig Sorg und Gram,
Wenn sie ihn traut umfäht.

Doch wenn das Nachtgeläute schallt,
Beim ersten Glockenschlag
Ist sie verschwunden in dem Wald,
Er blickt ihr trauernd nach.

Und länger hält sie nicht sein Flehn,
Sein Bitten nicht zurück:
„Und blieb ich noch, so wärs geschehn
Um unsrer Liebe Glück.“

Der Ritter nimmt ihr Wort in Acht
Geſchreckt von ihrem Drohn,
Doch ach, in jeder Liebesnacht
Iſt ſie zu früh entflohn.

Zum Glöckner jagt er drum und beut
Ihm Gold und grüne Flur,
Verſchöb er heut ſein Nachtgeläut
Ein Viertelſtündchen nur.

Da er ſein Lieb am Brunnen fand,
Da nimmt er ſie in Arm,
Hält ſie mit Inbrunſt feſt umſpannt
Und herzt und küßt ſie warm.

Die Arme, die von Liebe glüht,
Vergißt der Stunden Lauf;
Doch am Gebirge blutig zieht
Der Vollmond ſchon herauf.

Und wie ſie den Betrug erfand:
„Was haſt du, Thor, gethan,
Zerriſſen haſt du unſer Band
In blöder Liebe Wahn.“

Umsonst, daß er die Hände ringt,
Wie er auch fleht und thut,
Sein trautes Liebchen heulend schwingt
Sich in die Nixenfluth [1]).

[1]) Sagen und Mährchen von Nixen, die sich in die schönen Menschenkinder verlieben, sind fast durch ganz Europa verbreitet.

Fouqué's liebliches Mährchen „Undine" ist aus einer solchen Sage entsprungen. Das Volkslied vom Ritter Peter von Staufenberg und die Meerhexe, welches Arnim und Brentano in des Knaben Wunderhorn Bd. I. S. 407 mittheilen, behandelt einen ähnlichen Stoff. Viele Sagen von männlichen und weiblichen Nixen finden sich in der deutschen Sage der Brüder Grimm Bd. I. S. 66 u. flg. In der badischen Wochenschrift 1806 No. 21 erzählt Grimm die Sage von dem See bei Epfenbach verschieden von K. Simrock's Bearbeitung; ich theile sie hier in einem Auszuge mit:

„Vor Jahren versammelten sich die jungen Bauern und Bäuerinnen, wie jetzt, an den Winterabenden. Aber damals traten, seit dem Gedächtniß der Aeltermütter, jeden Abend drei wunderschöne, weiß gekleidete Jungfrauen in den fröhlichen Kreis. Man harrte jeden Abend mit Sehnsucht der Gewohnten, und wie gute Engel nahm man die holden Schwestern auf: denn sie brachten jeden Abend ein neues Lied, eine schöne Weise, ein munteres Spiel, oder ein unbekanntes Mährchen mit. Man liebte sie allgemein, und besonders verweilten die Blicke der jungen Bursche mit Wohlgefallen auf den schönen Zügen der Jungfrauen, aber eine besondere Hoheit in ihrem Wesen scheuchte alle Vertraulichkeit. Auch sie brachten immer ihre Rocken und Spindeln mit, und keine der Spinnerinnen übertraf sie an Behendigkeit und ihre Faden an Feine.

Sobald aber die Glocke elf schlug, packten sie ihre Rocken zusammen, und nichts konnte sie bewegen, auch nur eine Minute länger zu bleiben. Fröhlich und eilig verschwanden sie aus dem Kreise, wie sie gekommen waren. Keine Spur verrieth ihren Weg, wenn sie Abschied genommen hatten. Niemand wagte es auch, ihnen nachzugehen. Man wußte nicht woher sie gekommen waren, man wußte nicht, wohin sie gingen, man sah sie nur in die Stube tretend und hinausgehend, und wenn man von ihnen sprach, so hießen sie nur die Jungfrauen aus dem See, oder die drei Schwestern aus dem See.

Einige Bursche brannten besonders im Stillen für die wunderbaren Mädchen, und unter ihnen des Schulmeisters Sohn. Ihm that es besonders leid, wenn sie so frühe schieden, ihm währte immer der Tag zu lang, und war erst der Abend nahe, so dünkte ihm jede Stunde, ehe die Spinnstube besucht wurde, eine Ewigkeit. Um doch einmal ihres Anblicks eine Stunde länger zu genießen, stellte er eines Abends, ehe er in die Spinnstube ging, die Dorfuhr um eine Stunde zurück. Die Jungfrauen hatten diesmal ein neues Lied mit einer neuen Weise mitgebracht, und lehrten es die Anwesenden. Darüber wurde der längere Verzug der elften Stunde nicht bemerkt, die Jungfrauen blieben, bis die Glocke elfe schlug, und gingen also erst um zwölf Uhr weg. Sie schieden so fröhlich und heiter wie sonst. Darüber freute sich der gute Jüngling, und beschloß diesen Streich zu wiederholen. — Er hatte sich aber vergebens gefreut. Als am folgenden Tage einige Leute am See vorübergingen — jetzt ist eine schöne Wiese an seiner Stelle — so hörten sie ein klägliches Gewimmer, und auf dem flachen See gewahrte man drei große, blutige Stellen. Niemand wußte es zu deuten, jedes aber ahnete, was geschehen sei. Des Abends harrte man in der Spinnstube der drei Schwestern, aber nie sind sie wiedergekommen."

Mit der von Simrock bearbeiteten Sage vergleiche die Anmerkung zu „das versunkene Kloster (bei Neunkirchen) von Uhland.“

Das Hündchen von Bretten.

Von

Karl Simrock.

Zu Bretten über'm Stadtthor steht
Ein Hündchen ohne Schwanz,
Und über seinem Haupte weht
Ein hart verdienter Kranz.
Wer sich umsonst zu Tode zieht
Vergnügt in schweren Ketten,
Dem sagt man: Wahrlich, dir geschieht
Noch wie dem Hund zu Bretten.

Dem Hündchen ward, dem treuen Thier,
Die Treue schlimm gelohnt,
Und sicher, so ergeht es dir,
Der sich im Dienst nicht schont.
Es war von seinem Herrn wie du,
Zu Manchem abgerichtet,
Der ließ ihm keine Stunde Ruh,
Die Chronik hat's berichtet.

Wohl mochte kein geplagtrer Gaul
Im ganzen Städtchen seyn:
Gab er ihm einen Korb ins Maul,
So liefs und kauft ihm ein:
Beim Metzger Fleisch und Bratwurst gar
Und Weisbrod bei dem Bäcker;
Im Korbe sagt' ein Zettel klar,
Was nöthig war dem Schlecker.

Das Hündchen lief von Haus zu Haus
Und ließ sich nie verführen,
Nur einen Bissen von dem Schmaus
Dem Herren anzurühren.
Wenn es ihn treulich heimgebracht, —
Doch hört es Niemand klagen, —
Durft es von seiner schweren Fracht
Ein Knöchlein nur benagen.

Sein Herr, der evangelisch war,
Hielt wenig auf die Fasten,
Und ließ den Speisekommissar
Nicht einen Freitag rasten.
Der Hund, der täglich fasten muß,
Geht seines Wegs bescheiden,
Nicht kann er wie ein Klerikus
Den Fasttag unterscheiden.

Da führt' ihn einſt ſein Mißgeſchick
Zu einem Fleiſcher hin,
Der als ein ächter Katholik
Streng hielt die Disciplin.
Wie der den Zettel nimmt und lieſt
Von einer Wurſt geſchrieben,
Ihn das Gelüſte bald verdrieſt,
Hätt es ihm gern vertrieben.

Im frommen Eifer hat er gleich
Das arme Thier gepackt,
Ihm auf dem Block mit einem Streich
Das Schwänzlein abgehackt.
Das legt er in den Korb dem Hund:
„Da haſt du Fleiſch, nun trolle,
Und deinem Herren mache kund,
Daß ich's ihm ſchenken wolle."

Das Hündchen wund bis auf den Tod
Lief doch, der Pflicht gedenk,
Und trug dem Herrn, der ihm gebot,
Sein Schwänzlein zum Geſchenk.
Legt' ihm den Korb noch vor den Fuß
Und ſtreckte ſich daneben:
Das war ſein letzter ſtummer Gruß,
Er mochte nicht mehr leben.

Hier steht das Bild des armen Wicht's;
Den Lohn erwarb er doch,
Weil er sein Leben lang um Nichts
Im sauern Dienste kroch:
Du mühe dich nach seinem Brauch
Im Joch der Undankbaren,
So mag dir nach dem Tod wohl auch
Die Ehre wiederfahren [1]).

[1]) In Grimm's deutsche Sagen Bd. I. S. 154 und flg. lesen wir folgendes von dem Hündlein von Bretten: „In der Rheinpfalz, besonders im Kraichgau, geht unter den Leuten das Sprichwort um, wenn von übel belohnter Treue die Rede ist: „es geschieht dir, wie dem Hündchen zu Bretten." Die Volkssage davon muß schon alt seyn und namentlich spielt auch Fischart an zwei verschiedenen Stellen darauf an.

Andere erzählen so: „das Hündchen habe für seinen armen Herrn Fleisch und Würste gestohlen und ihm zugetragen, bis es endlich ein Fleischer ertappt und mit dem Verluste des Schwanzes bestraft."

Letzteres klingt viel zu unwahrscheinlich und ist eine himmelschreiende Verläumdung des treuen Hündchens.

Die Riesen und die Zwerge [1]).

Von

Friedrich Rückert.

Es ging die Riesentochter,
Zu haben einen Spaß,
Herab vom hohen Schlosse,
Wo Vater Riese saß;
Da fand sie in dem Thale
Die Ochsen und den Pflug,
Dahinter auch den Bauern,
Der schien ihr klein genug.
Die Riesen und die Zwerge!

Pflug, Ochsen und den Bauern,
Es war ihr nicht zu groß,
Sie faßt's in ihre Schürze,
Und trug's auf's Riesenschloß.
Da fragte Vater Riese:
„Was hast du Kind gemacht?"
Sie sprach: „„Ein schönes Spielzeug
Hab ich mir hergebracht.""
Die Riesen und die Zwerge!

Der Vater sah's und sagte:
„Das ist nicht gut, mein Kind!
Thu' es zusammen wieder
An seinen Ort geschwind.
Wenn nicht das Volk der Zwerge
Schafft mit dem Pflug im Thal,
So darben auf dem Berge
Die Riesen bei dem Mahl."
Die Riesen und die Zwerge!

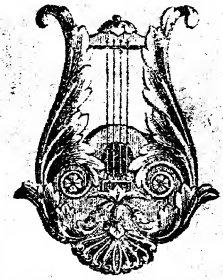
[1]) Die Brüder Grimm theilen uns in den deutschen Sagen I. 422. über den Stoff zu vorstehendem Gedichte Rückerts folgendes mit:

„Der Lichtenberg ist ein Bergschloß, das man später aus den uralten Trümmern wieder erneuert hat, und in allen Dörfern, die in seiner Nähe liegen, lebt noch die Sage fort, daß es hier vor alten Zeiten Riesen gegeben habe. Unter den Steinen befinden sich manche, die keine Menschenkraft den jähen Berg hinauf hätte tragen können. Ein Riese schleppte einen über achtzig Centner schweren Block auf seiner Schulter herbei, aber er zerbrach ihm unterwegs und blieb eine Stunde von Lichtenberg auf der Höhe liegen; er wird noch heutzutage Riesenstein genannt. Im Schloß wird ein Knochen, anderthalb Schuh im Umfang haltend und mit einem andern, einen halben Schuh dicken, einen Fuß langen Bein verwachsen aufbewahrt; auch soll daselbst vor fünfundzwanzig Jahren noch eine ungeheure Bettlade außer den Knochen zu sehen gewesen seyn. Es wird auch wiederum erzählt, daß die Riesenfrau einmal weiter als gewöhnlich von dem Lichtenberg weggegangen sey und einen Bauer getroffen habe, der mit Ochsen seinen Acker pflügte. Das hatte sie noch nie

gesehen, nahm also Bauer, Pflug und Ochsen zusammen in ihre Schürze und brachte es ihrem Mann auf's Schloß mit den Worten: „sieh einmal, Mann, was ich für schöne Thierchen gefunden habe."

Die Frau Ch. Engelhardt, geb. Schweighäuser, trug diese ursprünglich odenwäldische Sage auf das Schloß Nideck im Elsaß über; nach ihrem Vorgange auch Chamisso in seinem Gedicht „das Riesenspielzeug". Der schöne Gedanke, der im Gedichte ausgeführt ist, daß nämlich ohne den Bauer (der Zwerg) der Große (der Riese) nicht leben könne, scheint weder Eigenthum Rückert's noch Chamisso's, sondern der Frau Engelhardt zu seyn. Zur Vergleichung setzen wir ihr schönes Gedicht, welches allen Nachdichtern fast wörtlich als Stoff zu ihren Bearbeitungen gedient hat, in elsäßischer Mundart hierher:

„Im Waldschloß, dort am Wasserfall,
Sinn d'Ritter Riffe gsin (gewesen);
E mol kummt's Fräule 'rab in's Thal,
Unn geht spaziere drinn.
Sie duet bis gehe (gegen) Haslach gehn,
Vorm Wald im Ackerfeld,
Do blibt sie voll Verwundrung stehn,
Unn sieht wie's Feld wurd' b'stellt.
Sie luejt (schaut) dem Ding e Wiel so zue,
Der Pflueï, die Roß, die Lytt
Sinn iehr ebbs Neu's, sie geht darzue,
Unn denkt: die nimm i mit!
Do hürt (halb niederknien) sie an de Bodde hin
Unn sprait iehr Firrdi (Schürze) us,
Fangt Alles mit der Hand, duet's nin,
Unn lauft gar froh noch Hus.
Dort, wo der Berry isch so gäh,
Daß merr nurr miejsam steit in d'Heh,

Springt ſie de Waldwej nuff ganz friſch,
Und brucht nurr eine Schritt.
Der Ritter ſitzt juſt noch am Diſch:
„Min Kind, was bringſt de mit?
D'Freud luejt der us de Auje 'nus.
Se kram nur gſchwind din Firrdi us,
Was heſch ſo Zowwli's drinn?"
„„O Vadder, Spieldings gar ze nett,
I ha noch nie ebbs Scheen's ſo ghett!""
Unn ſtellt=em Alles hin,
Unn uff de Diſch ſtellt ſie de Pflue1,
Die Buure hin unn iehri Roß,
Lauft drum 'erum, unn lacht derzue,
Jehr Freud iſt gar ze groß.
„Ja, Kind, dis iſch keen Spieldings nitt,
Do heſch ebbs Scheen's gemacht!"
Saat druff der Ritter glich, unn lacht:
„Geh, nimm's nurr widder mit!
Die Buure ſorrje uns firr Brod,
Sunſt wârde mier in großer Noth,
Drah (trag) Alles widder furt!"
'S Fräule grient, der Vadder ſchilt:
„E Buur mier nitt als Spieldings gilt,
I lied nitt, daß me murrt!
Pack Alles ſachte widder ihn,
Unn drah's an's nämli Plätzel hin,
Wod' es genumme heſt!
Bout nitt der Buur ſin Ackerfeld,
Se fehlt's bi uns an Brod unn Geld,
In unſerm Felſenneſt!"

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01485 1409
A 733,608